Var. 363 hm
(1

<36634190410019

<36634190410019

Bayer. Staatsbibliothek

Kleine Schriften.

Zur

Politik und Literatur.

Bayerische Staatsbibliothek München

Von

R. E. Prutz.

JUR: POL: LESEVEREIN

Erster Band.

Merseburg,
Louis Garcke.
1847.

Wb/64/80

18 84

Var. 363 hm/1

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Schon längst ist die Theilnahme, welche sowohl der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten im Allgemeinen, als besonders auch der Literaturgeschichte geschenkt wird, über die Grenzen der eigentlichen gelehrten Welt hinausgeschritten. Auch das größere Publikum hat angefangen, sich für diese Gegenstände zu interessiren; auch die Lesewelt als solche hat sich übergessen an jener ephemeren, leichtfertigen Literatur, welche, gleich entfernt von wissenschaftlichem wie künstlerischem Ernst, nichts will als unterhalten, nichts bezweckt als zu zerstreuen, gleichviel durch welche Mittel; auch sie trägt Verlangen nach einer solidern, nahrhafteren Lectüre — einer Lectüre, welche, indem sie durch eine

gebildete, anmuthige Form das Schönheitsgefühl des Lesers befriedigt, zugleich seinen Geist beschäftigt, seine Kenntniß erweitert, seine Gesinnung kräftigt und erhebt. —

Diesem Bedürfniß entgegenzukommen, ist die vorliegende Sammlung bestimmt. Dieselbe enthält, neben einigen politischen und belletristischen Versuchen, welche ich der Nachsicht des Publikums hier zum ersten Mal übergebe, der Mehrzahl nach solche Aufsätze, welche schon früher, in Journalen und Zeitungen, einzeln veröffentlicht waren und sich hier bereits, wenn ich den m:r von verschiedenen Seiten her zugekommenen wohlwollenden Aeußerungen Glauben schenken darf, einige Theilnahme erworben haben. Mit Vorbedacht jedoch und der Absicht meines Buches gemäß, habe ich meine Auswahl dabei auf solche Aufsätze beschränkt, die erstlich, ganz abgesehen von der zufälligen Stimmung des Tages, schon um ihres Gegenstandes willen ein allgemeineres und dauerndes Interesse in Anspruch zu nehmen — und die zweitens auch durch eine gewisse Mannigfaltigkeit des Stoffes dem Leser einige Unterhaltung zu versprechen schienen.

Auch bei diesen indeß habe ich mich keineswegs auf einen bloßen Wiederabdruck beschränkt: vielmehr der Achtung, welche ich vor dem Publikum hege, und

ebenso sehr der Sache selbst glaubte ich es schuldig zu sein, die betreffenden Aufsätze bei dieser Gelegenheit einer aufmerksamen und sorgfältigen Durchsicht zu unterwerfen und namentlich Alles, was an ihren bloß gelegentlichen, journalistischen Ursprung erinnern möchte, zu entfernen. — So, wer sich die Mühe geben wollte, die gegenwärtige Gestalt dieser Aufsätze mit ihrer früheren zu vergleichen, würde sich überzeugen, daß in den meisten kaum eine Seite, oft kaum eine Zeile ohne Veränderung (und wie ich hoffe: Verbesserung) geblieben ist. Sogar in einigen Fällen ist von der ursprünglichen Abfassung nichts übrig geblieben, als allein der Titel: so daß die vorliegenden Aufsätze sich zum Theil als völlig neue, selbständige Bearbeitungen früher behandelter Gegenstände darstellen. —

Daß bei alledem durch alle diese einzelnen Aufsätze, wie abweichend ihr Stoff, wie verschieden die Zeit ihrer Abfassung, dennoch der Faden einer gemeinsamen Ueberzeugung, der Zusammenhang bestimmter, gemeinschaftlicher Principien hindurchgeht, und daß somit diese Sammlung, wie bunt ihr Aeußeres, dennoch zum Wenigsten einer geistigen — oder auch wenn man will: sittlichen Einheit, eines gemeinsamen Ziel- und Mittelpunktes nicht entbehrt: dies, wie ich

hoffe, wird auch für den flüchtigsten Leser so deutlich zu Tage liegen, daß es einer ausdrücklichen Hinweisung kaum mehr bedarf.

Was endlich die beiden novellistischen Versuche, je am Schluß des Bandes, anbetrifft, so bitte ich, dieselben für nichts mehr anzusprechen, als sie selbst sein wollen: Lückenbüßer, zu Gunsten solcher Leser, die nun einmal kein Buch in die Hand nehmen mögen, in welchem nicht auch etwas Belletristisches. Solche Leser pflegen in ihren Ansprüchen denn auch genügsam und nachsichtig zu sein; nur in der Voraussetzung, daß sie es auch in diesem Falle sein werden, hab' ich meinem Buche jene beiden Anhänge mitgegeben.

Und so möge denn das Ganze eine freundlich wohlwollende Aufnahme finden.

Halle, October 1846.

R. E. Prutz.

Inhalt.

Seite

I. Zur Politik.

1. Der nächste Krieg . . . . 1.
2. Vaterland? oder Freiheit? . . . . 64.

II. Zur Literatur.

1. Zur Geschichte der deutschen Uebersetzungs-Literatur: Sophokles . . . . 109.
2. Die niederländische Literatur im Verhältniß zur deutschen . . . . 196.
3. Ueber Reisen und Reiseliteratur der Deutschen . 232.
4. Ueber die Armuth der komischen Literatur, besonders der Deutschen . . . . 258.
5. Stellung und Zukunft des historischen Romans . 279.
6. Nicolaus Lenau. . . . . 292.

III. Die Sage vom Mädelstein . . . . . . 353.

I.

Zur Politik.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der nächste Krieg.

Seit mehr denn dreißig Jahren genießt unser Vaterland eines ununterbrochenen äußern Friedens. Die Wolken, die sich vor einiger Zeit, Verderben drohend, über dem Rhein aufthürmten, haben sich längst als ein bloßer blauer Dunst erwiesen, aus welchem nichts Kriegerisches hervorgegangen, es müßten denn etwa die Bundesmanöver sein, die seitdem, in alljährlicher Wiederkehr, unsern Prinzen so viel zu reisen, unsern Generalen so viel zu schmausen, unsern Z tungen so viel zu bewundern geben. Die Welt ist ruhiger, denn je. Handel und Wandel blühen: die Eisenbahnactien, gleichviel ob sie steigen oder fallen, unsere Banquiers wissen sich durch beides zu bereichern: und wenn auch hie und da eine Leineweberfamilie zu Grunde geht oder ein Dutzend Garnspinner verhungern, so verhungern sie im Stillen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Es scheint daher beinahe thöricht, in diesen glücklichen Friedenszeiten von Krieg, sogar von einem nahen und nächsten Krieg, zu sprechen. An dieser vollen Tafel des Genusses, an der es unserm betriebsamen Zeitalter so wohl zu Muthe ist, wer wird ein Auge haben für den blutigen Schatten Banquo's, den wir heraufbeschwören?

Und doch ist das Unternehmen vielleicht weder so thöricht, noch so überflüssig, als es scheint. Es kommt dem Verfasser dieser Zeilen nicht in den Sinn, sich zum Schutzredner jener jugendlich ungestümen Wünsche aufzuwerfen, welche, aufgestachelt durch einen unbestimmten Drang nach Thaten und Abenteuern, den Krieg fordern, weil es der Krieg, und den Frieden verwerfen, weil es der Frieden ist. Haben wir auch, seit dreißig Jahren, den erschütternden Anblick eines Schlachtfeldes innerhalb des Vaterlandes nicht gehabt, haben wir auch nicht persönlich empfunden, was es heißt, der Feind im Lande, alle Sicherheit des Besitzes aufgehoben, Väter, Brüder, Söhne einem ungewissen, gewaltsamen Schicksale preisgegeben: so ist doch die Erinnerung an frühere Kriegszeiten noch keineswegs so ganz erloschen, so haben wir doch so viel blutige Beispiele wenigstens in unserer Nähe gesehen, um zu wissen, daß der Krieg allerdings nicht ganz so poetisch ist, wie unsre jungen Dichter es sich vorstellen mögen, wenn sie „mit nackter Brust, auf hohem Roß, dem Tod

entgegenreiten" — nämlich zu Hause, auf dem Schreibsessel. Im Gegentheil, wir wissen sehr wohl, daß der Krieg in der That seine sehr ernsthaften, praktischen Seiten hat, ja daß er, unter allen Umständen, ein Ding ist, mit welchem man nicht spielen soll, auch nicht einmal mit der Vorstellung desselben.

Allein ebenso wenig wolle man uns zumuthen, die antiquirte Menschenfreundlichkeit derjenigen zu theilen, die von einem ewigen Frieden zu träumen wagen. Auch diese Vorstellung mag ihr Poetisches haben. Es liegt etwas Urweltliches, etwas Paradiesisches in diesem Aufhören aller Gegensätze, in dieser allgemeinen und ewigen Mittagshelle, die über der Welt aufgehen soll: und wir begreifen wohl, wie Menschen von übrigens gesunden Sinnen sich allen Ernstes mit der Grundlage eines ewigen Friedens haben beschäftigen können. Doch werden dies immer nur abstracte Denker, nur Philosophen, allenfalls Poeten gewesen sein, niemals praktische Politiker oder auch nur Historiker im Allgemeinen.

Denn die Historie selbst, was ist sie anders, als der ewige Uebergang vom Krieg zum Frieden und wieder aus dem Frieden in den Krieg? Zwar nicht so, als ob jemals Krieg oder Frieden an sich Zweck und Inhalt der Geschichte gewesen wären. Aber es sind die Formen, in deren nothwendigem und unablässigem Wechsel alle

Geschichte sich bewegt: gleicher Weise, wie in dem Wechsel von Tag und Nacht, von Ausathmen und Einathmen, von Geburt und Tod alles natürliche Dasein enthalten.

Ja wir wollen sogar noch weiter nachgeben und uns auch die Meinung derjenigen gefallen lassen, welche, nicht ohne eine gewisse sittliche Geringschätzung, die Kriege die Krankheiten der Völker nennen. Auch dies mag sein: so ist auch die Krankheit eine nothwendige Bedingung des körperlichen Organismus, sogar in gewissem Sinne seine Ehre und sein Recht. Die Gefahr der Krankheit droht nur dem Lebendigen; nur das Organische, das Entwicklungsfähige unterliegt der Möglichkeit, in dieser Entwicklung gestört zu werden. Auch lehrt uns die Wissenschaft, daß dasjenige, was wir, in der Sprache der Laien, gemeiniglich die Krankheit nennen, vielmehr nur der energische Versuch des Körpers ist, den schlummernden Krankheitstoff aus sich zu entfernen und, auf dem Wege der Krankheit, erst recht gesund zu werden. Zugegeben also, daß die Krankheit ein Uebel ist: so ist sie zum Wenigsten ein nothwendiges und heilsames.

Nicht anders der Krieg. — Nur schwache Organismen, deren innerliche Lebenskraft bereits erschöpft ist, gehen an der Krankheit, das ist: an dem Genesungsversuch, zu Grunde; nur für schwache und abgelebte Nationen ist der Krieg ein Unglück, weil sie allein außer Stande

sind, ihn durchzuführen. Für alle Uebrigen hat sowohl die Eine, wie der Andere, vielmehr den Werth einer reinigenden Krisis, welche die Lebenskraft sogar erhöht und den Körper gesunder macht, als er gewesen. —

Warum wir aber bei diesen Allgemeinheiten, die kaum für irgend Jemand etwas Neues enthalten können, uns so lange aufhalten? Weil in Deutschland noch immer die Sitte (oder richtiger die Unsitte) herrscht, wissenschaftliche Untersuchungen ohne Weiteres auf den Boden der Moral hinüberzuspielen und das Gewissen verantwortlich zu machen für Behauptungen und Ansichten, für welche allenfalls die wissenschaftliche Bildung oder die gelehrte Kenntniß einzustehen haben. Ganz besonders ist dies in allen politischen Discussionen der Fall. Und nun gar ein Schriftsteller, welcher es wagt, den Krieg, dieses entsetzliche Schreckbild unsrer speculirenden Zeitgenossen, dieses Mene Tekel unsers schwelgenden Jahrhunderts, als etwas Bevorstehendes, etwas Nothwendiges, vielleicht sogar etwas Wünschenswerthes darzustellen — wird er nicht bei der unendlichen Mehrzahl unsers Publicums ohne Weiteres dem Verdacht eines neuerungssüchtigen, unruhigen Kopfes, wenn nicht gar eines bösen und schadenfrohen Herzens unterliegen? Diesem Verdachte wünscht der Verfasser zu entgehen: nicht zwar im Interesse seiner Person — wo wäre der Schriftsteller in Deutschland,

der auch nur wenige Jahre an der Literatur des Tages Theil genommen, und wäre nicht gegen alle persönlichen Angriffe, Angriffe der mannigfachsten Art: der Kritik, der Polizei, ja der eigenen Partei, abgehärtet, wie man zu sagen pflegt, bis auf die neunte Haut?! Wenigstens, wer es nicht ist, der trägt lediglich selbst die Schuld; an der Gelegenheit werden unsre wackern Mitbürger es schwerlich irgend Einem haben fehlen lassen. — Wohl aber wünscht der Verfasser es im Interesse der Sache, welcher er eine so vorurtheilsfreie Aufnahme, eine so sorgfältige und leidenschaftlose Prüfung verschaffen möchte, wie nur irgend möglich. Und darum, in diesen einleitenden Worten, hat er lieber etwas trivial sein wollen und die Unparteilichkeit seines Standpunktes wohl gar bis zur Farblosigkeit treiben, als durch paradoxe und einseitige Behauptungen diesen oder jenen Leser mit einem Argwohn erfüllen, durch den er sich einer genauern Prüfung der nachfolgenden Darstellung von vorn herein möchte überhoben halten.

Wir kehren also nunmehr zu unserm ursprünglichen Thema zurück. Ist der Krieg, durch ein ewiges Gesetz der Geschichte, etwas Nothwendiges und Unvermeidliches, das irgend einmal eintreten muß und mithin jeden Augenblick eintreten kann, so giebt es auch keine Zeit, in welcher es nicht an der Zeit wäre, von ihm, als etwas Bevorstehendem, zu sprechen und sich in seinen Ge-

danken auf ihn vorzubereiten. Im Gegentheil, je länger der Friede bereits gewährt hat, je naturgemäßer und also je wahrscheinlicher ist es, daß er mit Nächstem zu Ende geht. In diesem dreißigjährigen Frieden selbst, den wir genießen, liegt die Gewährleistung des nahen Krieges.

Aber es kommt noch Anderes und Wichtigeres hinzu. Denn seien wir ehrlich! Dieser Friede, mit dem wir uns so Großes wissen, ja mit dem wir uns rühmen, wie andere Völker sich rühmen würden mit dreißig Jahren voll Kampf und Sieg und glänzender Eroberung — seien wir ehrlich! es ist niemals ein ächter und eigentlicher Friede gewesen, weder nach innen, noch nach außen. Es ist ein künstlicher und gemachter Zustand, in welchem wir uns befinden. Man hat bekanntlich einen eigenen Kunstausdruck dafür erfunden: bewaffneter Friede — das ist hölzernes Eisen. Der Frieden eines Volkes hat nur dann Werth und ist nur dann wirklich so zu nennen, wenn er auf der gleichmäßigen Entwicklung aller Richtungen, der höchsten Harmonie der gesammten Kräfte, der freiesten Sicherheit des volksthümlichen Daseins beruht. Ist der Krieg die Krankheit, so muß nothwendig der Friede die Gesundheit sein. Aber daß wir gesund wären, daß wir uns sicher und frei fühlten in den gegenwärtigen Formen unsrer Existenz, wer wagte es zu behaupten? Selbst die Regierungen können es nicht,

ja sie am Wenigsten, da eben sie es sich so überaus angelegen sein lassen, den Stoff der Krankheit zu verfolgen und durch geistige Sperrungen seiner wachsenden Ausbreitung in den Weg zu treten.

Der Wiener Congreß, den wir noch immer als die wesentliche Grundlage insbesondere unserer inneren Zustände zu betrachten haben, ist das πρῶτον ψεῦδος, aus welchem diese unselige Halbheit unserer Gegenwart, diese Zwittergeburt des „bewaffneten Friedens", hervorgegangen ist. Man hat zu früh aufgehört Krieg zu führen; darum hat man es zu keinem rechten Friedensstande gebracht. Die Bewegung der sogenannten Freiheitkriege wurde von unsern Regierungen, es mag dahingestellt bleiben, ob mißverstanden oder absichtlich mißgedeutet. Jedenfalls hat man diese Kriege nicht als das begriffen, was sie eigentlich waren, und nicht den Frieden gewährt, den sie verlangten, wenn es überhaupt wahrhaft ein Friede werden sollte. Das Ziel der Freiheitkriege war — die Freiheit; in diesem einzigen Umstand des Namens hat der wahre Sinn dieser Kriege sich erhalten. Frei ist man aber nicht dadurch schon, daß man Napoleon geschlagen und abgesetzt hat und die Franzosen aus dem Land getrieben: das war die erste und anfänglichste, wir möchten sagen, die trivialste Voraussetzung der Freiheit. Freiheit ist Selbstbe-

stimmung: die Entfernung des fremden Drucks war die erste, die negative Seite der Aufgabe. Ihr hätte die andere und wichtigere, die positive Constituirung zu einem selbstbestimmten, selbstthätigen, freien Volke nachfolgen müssen. Aber dies Größere sind wir uns selbst noch schuldig geblieben. Der Krieg der Völker wurde beendigt durch einen Frieden der Könige — heißt das endigen?! Man trieb die Krankheit, der man freien Lauf zu lassen nicht wagte, weil man über sich selbst nicht sicher war, ob man sie aushalten würde, gewaltsam in den Körper zurück und glaubte den Kranken genesen, indem man ihm reine Wäsche anzog und eine Krücke in die Hand gab — heißt das genesen?!

Vielmehr im Innern hat die Krankheit fortgewuchert. All unser Zollvereinsjubel, all unsre Rheinliedstaschenspielerei, all unser Dombauschaugepränge und die Eisenbahnen und die Orden, die man für Kunst und Wissenschaft stiftet, und die hunderttausend Thaler, die man uns an Steuern nachläßt: es kann Alles die wachsende innere Unzufriedenheit nicht beschwören, es kann nicht die brennende Sehnsucht befriedigen, die unser Vaterland verzehrt, so wenig, wie Censurmaßregeln, Einkerkerungen und Aechtungen sie gewaltsam ersticken können. Wir wollen die Göttin umarmen: und man bietet uns die Wolke; wir hungern nach Brod: und man reicht uns

einen Stein. — Das mag lange gehen, aber es geht nicht ewig; die gehemmte Bewegung der Freiheitkriege muß von allen wissentlichen und unwissentlichen Abirrungen am Ende doch wieder auf ihre ursprüngliche Bahn zurücklenken und das Schwert wiederherstellen, was die Federn verdorben haben. —

Nicht weniger verwickelt sind unsere Verhältnisse nach außen. Auch hier hat zur gewaltsamen Lösung nicht sowohl die Gelegenheit gemangelt, als der Muth, dieselbe zu ergreifen. Deutschland hat mehr Grenzen und mehr Nachbarn, als irgend ein anderer Staat. Diese Grenzen selbst sind naturwidriger und unwahrer bestimmt, die Nachbarn beutelustiger und übermächtiger, als bei irgend einem andern Staate. Schon dadurch ist eine reiche Möglichkeit zu Conflicten und Mißverständnissen aller Art geboten, zu deren Schlichtung die Actenschreiberei unsrer Diplomaten nicht immer hinreichen wird. Das Allerübelste aber und die eigentliche partie honteuse unsers Vaterlandes ist dies, daß Deutschland, als solches, Dank der Form, welche der Wiener Congreß ihm zu geben beliebte, jeder eigenen und selbständigen Vertretung, ja wir dürfen sagen: Beziehung nach außen hin, völlig entbehrt und in diesem vornehmsten Punkte politischen Daseins lediglich der kraft= wie willenlose Trabant von Oesterreich und Preußen ist. Diese beiden Staaten,

nicht insofern sie deutsche, nicht insofern sie Mitglieder des deutschen Bundes sind, sondern insofern sie dem politischen Areopag der europäischen Großmächte angehören, bestimmen durch die auswärtige Politik ihrer Kabinette zugleich die auswärtige Politik Deutschlands, als einer Gesammtheit. Auf der einen Seite, an Oesterreich und Preußen gebunden, wird Deutschland unvermeidlich in jeden europäischen Zusammenstoß hineingezogen: welche Erschütterung auch den Leib Europa's durchzucke, es ist unmöglich, daß sie an Deutschland vorübergehe, ohne dasselbe gleichfalls zu erschüttern — und auf der andern Seite, dieser allgemeinen und unvermeidlichen Verpflichtung gegenüber, suchen wir vergebens nach irgend einem, auch nur dem kleinsten Recht, das Deutschland als solchem innerhalb der europäischen Großmächte zustände! nach dem kleinsten Unterpfand, dem dürftigsten Gewinn, der so vielen, so erschöpfenden Leistungen entspräche! Die Verkehrtheit in diesem Punkte streift geradezu ans Lächerliche — und was gilt die Wette? sie lachen auch alle darüber im Stillen, die Feinde deutscher Macht und deutscher Wohlfahrt, wie freundnachbarlich sie im Uebrigen sich auch stellen mögen: nur daß für uns, die wir darunter leiden, ja die wir uns jede Möglichkeit einer ehrenhaften, kräftigen und einflußreichen Stellung dadurch abgeschnitten sehen, diese spaßhafte Verkehrtheit

vielmehr eine sehr traurige ist. Fremde Regierungen, die nichts gemein haben mit dem deutschen Bunde, dürfen diese erlauchte Versammlung mit Agenten und Botschaftern beschicken: aber von einem deutschen Gesandten an fremden Höfen, einem amtlichen Vertreter deutscher Interessen im Auslande haben wir nichts vernommen. Wir halten Gesandte und Botschafter — hier, damit die fürstlichen Schwägerinnen sich desto bequemer Guten Morgen wünschen oder die eine der andern die neuesten Moden und Hofgeschichten mittheilen können — dort, um die Uniformen zu controliren und wenn ein Knopf mehr an die Jacke genäht ist, wird alsogleich eine Depesche abgefertigt —: aber Deutschland, das große theure Land, das Herz Europa's, ist nirgend diplomatisch vertreten, unsre Staatskassen, die so viel vermögen, wo es höfische Pracht oder kostbare Soldatenspiele gilt, für deutsche Gesandte reichen sie nirgend aus!

Auch halte man uns nicht die Thatsache des deutschen Zollvereins entgegen. Allen Respect vor dieser Vereinigung — und noch mehr vor dem, was sich, so der Himmel will, daraus entwickeln kann und wird! Der Zollverein ist, wenn auch vielleicht bewußtlos, ja gegen den Willen seiner Stifter, nichtsdestoweniger der erste respectable Schritt, welchen Deutschland zu seiner Einigung und damit zu seiner Rehabilitirung unter den

europäischen Mächten gethan; er ist die einzige wirklich politische That, deren wir seit einem Menschenalter uns rühmen dürfen. Nur vergesse man nicht, daß seine eigentliche Ausbeute, wie gesagt, erst in der Zukunft ruht; erst wenn, wie die Interessen der Kaufleute, so auch die übrigen, die ideelleren Interessen der Nation ihre Einigung gefunden, wenn auch sie erst sich in einem ansehnlichen, Ehrfurcht gebietenden Ganzen verkörpert haben werden, dann erst, in dem vollen, freien Organismus eines erneuten Staatslebens, wird von dem Zollverein, als einer politischen Macht, wahrhaft die Rede sein können. Einstweilen die politische Herrlichkeit, die auf Kafe- und Zuckersäcken beruht, läßt uns ziemlich kalt; sogar im Gegentheil, dies Argument des Zollvereins, statt unsre Beschwerden zu widerlegen, verstärkt sie vielmehr und giebt ihnen eine neue, traurige Begründung. Oder was läge näher, was scheint — wir wollen nicht sagen: von den Interessen der Ehre, des Nationalgefühls, nur von dem Interesse der Eigensucht und des kaufmännischen Vortheils — mächtiger geboten, als daß, wenn nicht Deutschland in seiner Gesammtheit, so doch wenigstens diese Coalition handeltreibender Staaten, so doch wenigstens der deutsche Zollverein eine Vertretung, eine Berechtigung nach außen hin suchte? daß doch wenigstens er sein übergoldetes Gewicht in die Schale europäischer Ent-

scheidungen würfe?! — Aber auch hievon ist bekanntlich nicht die Rede: über die Farben der deutschen Zollvereinsflagge haben wir uns gestritten, wir haben, in staunender Bewunderung, die Großmuth der Regierungen ausposaunt, die uns mit Nächstem erlauben würden, das verpönte Schwarz, Roth, Gold sagar vom Maste wehen zu lassen: aber diese Masten selbst grünen noch sehr vergnügt im Walde, sie hat noch kein anderes Wasser befahren, die verheißene deutsche Flotte, als nur das Wasser der deutschen Zeitungen, noch kein anderer Wind hat ihre Segel gebläht, als nur die Windmacherei unserer Correspondenzenschreiber, ja nicht einmal von Vertretern, Consuln, Handelsagenten des deutschen Zollvereins haben wir überall das Mindeste vernommen.

Indessen dies Alles zugestanden, so giebt es gewisse idyllische Gemüther, welche mit dieser zurückgezogenen Stellung Deutschlands nicht allein nicht unzufrieden sind, sondern wohl gar einen Vorzug darin erblicken. Auf seinen eigenen Herd beschränkt sein, wie ein Privatmann, der von seinen Renten lebt, welch ein Glück! Sich nicht zu kümmern brauchen um das Gewirr der auswärtigen Diplomatie, ganz nur sich selbst und seinen einheimischen Interessen leben, welch ein Vorzug! Die Sorge für die äußere Stellung fremden Schultern anvertrauen, gleichsam seine Vorkämpfer und Stellvertreter

haben auf der Wahlstatt der europäischen Politik, welch eine Annehmlichkeit!

Es möchte sein, wenn es nur wirklich so wäre und wenn Oesterreich und Preußen wirklich, sowohl nach ihren Kräften, als nach ihrem Willen, geneigt und fähig wären, Deutschlands auswärtige Politik überall wahrhaft zu vertreten. Allein wer da sieht und weiß, auf welchen unsichern Grundlagen die auswärtige Politik der beiden deutschen Großmächte beruht und wie sie, statt eines consequenten (und wär' es nur vortheilbringenden) Systems, vielmehr einzig von der Gunst des Augenblicks leben und durch allerhand Tergiversiren, Nachgeben und Zustimmen sich ihre kleinen Profite gleichsam im Sprunge zusammenzuhaschen suchen; wer es sieht und weiß, wie unermeßlich weit die Politik dieser beiden Mächte durch die der andern Großmächte, vor Allem die russische, überflügelt ist; endlich wer da weiß und fühlt, wie wenig das diplomatische Interesse dieser beiden Mächte untereinander und wie noch weniger es mit dem Gesammtinteresse des deutschen Vaterlandes zusammenstimmt oder, den obwaltenden Umständen gemäß, auch nur zusammenstimmen kann: wer dies Alles weiß, sieht und fühlt (und es kann dies ein Jeder, auch ohne Diplomat zu sein, der Augen im Kopfe und ein Herz im Busen trägt), wahrlich! der muß sich selbst sagen, daß hier über kurz

oder lang ein gewaltsamer Zusammenstoß erfolgen muß und daß dieser Zusammenstoß ohne Frage auch das deutsche Gesammtvaterland in seine verhängnißvolle Bahn mit fortreißen wird. Erinnern wir uns nur, wie oft in diesen gerühmten dreißig Friedensjahren und an welchen schwachen Fäden das Schwert des Damokles über unsern Häuptern geschwebt hat! Erinnern wir uns nur, von welchen Zufälligkeiten in dieser Zeit der Friede der Welt abgehangen hat, ja von welchen er, der allgemeinen Stimme zufolge, noch in diesem Augenblicke abhängig ist! Denn man kennt sie ja und kann sie an den Fingern herzählen, die erwarteten Stichworte der Zukunft, bei denen mit einem Mal der große Scenenwechsel eintreten wird: wenn Thiers wieder Minister wird — wenn Louis Philippe stirbt — wenn die Pariser einen Aufstand machen — wenn die Russen vor Konstantinopel rücken — —.

In der That: wie faul, wie innerlich unwahr müssen die Verhältnisse eines Landes, müssen die Grundlagen eines Friedens sein, der durch solche Ereignisse erschüttert werden kann! Wie klein der Muth derjenigen, welche diese Ereignisse lieber mit geschlossenen Augen erwarten wollen, als ihnen mit kräftiger Hand zuvorkommen und freiwillig, zur gelegenen Stunde, thun, was sie allernächstens unfreiwillig und zur ungelegenen

Zeit thun werden müssen! Vor Allem aber, wie herabgewürdigt muß das Bewußtsein eines Volkes sein, wie zerknickt sein Stolz, wie vernichtet sein Ehrgefühl, das selbst, in seinem eigenen Bewußtsein, in seiner öffentlichen Stimme, seinen Frieden, seine Wohlfahrt, seine Ruhe abhängig macht von solchen Begebenheiten — und kann es denken und kann es aussprechen und seine Seele empört sich nicht, daß zwei Dutzend pariser Gamins den Frieden Deutschlands in der Hand haben sollen?! —

Wir nehmen keinen Anstand es auszusprechen und dürfen es auch wohl ohne Anstand aussprechen, da es vermuthlich gegen Niemand eine Injurie sein wird, noch gegen einen König ein Hochverrathsversuch, wenn man ihn nicht für ein Genie erkennt: nur dem zufälligen Umstande, daß in diesem Augenblick auf allen Thronen Europa's (mit Ausnahme des Kaisers von Rußland: aber für diesen ist die Zeit noch nicht gekommen, die ganze Energie, die ganze Verschlagenheit seines Genies offen an den Tag zu legen, er säet jetzt noch mehr im Frieden, als er für den Augenblick im Kriege ernten könnte)*), daß, sage ich, auf allen Thronen Europa's

*) Damit unsere Leser dasjenige, was wir hier uud im Folgenden über Rußlands wachsende Uebergriffe und die gewaltthätige Zunahme dieses Kolosses sagen, nicht für übertrieben halten, wollen wir nachstehende Zusammenstellung des bekann-

in diesem Momente kein einziger Mann sitzt von genialem Geist, von großem historischem Blick, von Thatkraft

---

ten schottischen Statistikers, Herrn Mac Gregor, die wir dem Magazin für die Literatur des Auslandes, Jahrg. 1843. Nr. 140. p. 560. entlehnen, hier beifügen: „Rußlands Erwerbungen von ehemals schwedischem Gebiet sind größer, als das ganze Königreich Schweden heut zu Tage ist. Seine Erwerbungen in Polen sind beinahe eben so groß als das Kaiserthum Oesterreich. Seine Erwerbungen von der europäischen Türkei sind größer als das gesammte Königreich Preußen mit Ausschluß der Rheinprovinzen. Seine Erwerbungen in der asiatischen Türkei gleichen an Ausdehnung fast dem Gebiete sämmtlicher kleineren deutschen Staaten. Seine Erwerbungen von Persien sind eben so groß als England. Seine Erwerbungen in der Tartarei bedecken eine Oberfläche, die nicht kleiner ist, als die der europäischen Türkei, Griechenlands, Italiens und Spaniens zusammengenommen. Die Erwerbungen Rußlands während der letzten vierundsechzig Jahre gleichen sowohl an Ausdehnung als an Wichtigkeit dem gesammten Gebiet, das es in Europa vor vierundsechzig Jahren besaß. Die russische Grenze hat sich Berlin, Dresden, München, Wien und Paris um 700 (engl.) Meilen genähert; Konstantinopel um 500, Stockholm um 630 und Teheran um 1000 (engl.) Meilen." Derselben Notiz entnehmen wir noch folgende Uebersicht über die Zunahme der Bevölkerung in Rußland. Dieselbe betrug

bei der Thronbesteigung Peters I. . .	im J.	1689.	15,000,000.
" " " Katharina's II.	"	1762.	25,000,000.
beim Tode Katharina's	"	1796.	36,000,000.
" " Alexander's I.	"	1825.	58,000,000.

Diese Zunahme aber, wohl zu merken, verdankt Rußland nicht den Segnungen des Friedens und der Zunahme der Cultur, das heißt also dem Ueberschuß der Geburten über die

und Ehrbegier — nur diesem zufälligen Umstande verdanken wir die Aufrechterhaltung dieses gebrechlichen und unfruchtbaren Friedens. Das Pulver liegt überall reichlich ausgestreut, genug, um eine Welt in die Höhe zu sprengen, die sogar fester in ihren Angeln säße als die unsrige: aber es fehlt der Blitz des Genies, das Feuer des Muthes, das dieses Pulver entzünden möchte. Denken wir uns in diese gegenwärtige Lage der Welt einen Mann wie Friedrich den Großen: welche Gelegenheiten würde er ergreifen, welche Thaten vollbringen, welche Umwälzungen durchsetzen! Der Baum ist so morsch und die Früchte alle so überreif, daß es nur einer Hand bedarf, die ihn schüttelt: so fallen sie dem Muthigen von selber in den Schooß. Aber Ihr meint, der Baum selbst könne dabei umstürzen? Desto besser: so pflücken sich die Früchte desto bequemer und wir gewinnen Raum für einen neuen, der uns neue Früchte in Aussicht stellt.

Es steht zu vermuthen, daß, wie wir bereits andeuteten, der Kaiser von Rußland über kurz oder lang diesen Mangel an Genie, der sich auf den übrigen Thronen Europa's bemerkbar macht, seinerseits wettmachen und

---

Todesfälle, oder den Einwanderungen fremder Colonisten: sondern, wie Herr Mac Gregor bemerkt, beinahe ausschließlich den eben angegebenen Gebietseroberungen.

seinen erlauchten Vettern praktisch zeigen wird, was ein Jeder von ihnen hätte thun sollen und wofür nun ein Jeder büßen wird, daß er es nicht gethan. Allein wir können uns nicht rühmen, kosmopolitisch genug zu denken, um dieser Ehrenrettung des fürstlichen Genies anders als mit Besorgniß entgegenzusehen. —

Und weil nun also dieser Friede bereits dreißig Jahre gedauert hat: und weil die Freiheitkriege wohl unterbrochen, aber nicht beendigt sind: und weil Deutschland keine selbständige auswärtige Politik hat: und weil Herr Thiers doch einmal wieder Minister werden könnte: und weil Louis Philippe sich zwar mit Vielem mag abgefunden haben, aber mit dem Tode ganz gewiß nicht: und weil die Pflastersteine von Paris heuer nicht fester liegen als ehedem: und weil die Katze zwar lange mit der Maus spielt, aber am Ende frißt sie dieselbe doch: — alldieweil und folglich und aus hunderttausend andern Gründen wird der gegenwärtige Friede das Menschenalter, welches er erreicht hat, vermuthlich nicht lange überleben und ein Krieg dürfte näher sein, als unsere Spießbürger und selbst als unsere Politiker (was in den meisten Fällen dasselbe ist) sich denken. —

Zu diesem Kriege das Volk materiell vorzubereiten, ist Pflicht und Aufgabe der Regierungen. Auch hat die Rheinliedposse, deren wir im Eingang erwähnten, in der

That das Gute gehabt, daß unsere Regierungen die Möglichkeit eines bevorstehenden Krieges etwas genauer ins Auge gefaßt haben, als es bis dahin zu geschehen pflegte. Man hat die vorschriftmäßigen Bundeskontingente revidirt; man hat einige neue Bekleidungen, einige neue Tornisterverpackungen eingeführt; ja sogar man hat Anstalten gemacht, die Bundesfestungen, zu denen seit beinahe dreißig Jahren das Geld in dem gefälligen Gewahrsam der Herren Rothschild, die Pläne und Zeichnungen aber in den Plankammern der respectiven Kriegsministerien gelegen, endlich wirklich zu erbauen.

Aber das ist erst die eine Hälfte der Sache — und kaum die Hälfte; die wichtigere Vorbereitung ist die geistige. Wir können nicht eben sagen, daß die Regierungen sich auch dieser unterzogen hätten. Wenigstens ist das, was in dieser Beziehung vor einigen Jahren von oben herab theils angeordnet, theils zugelassen ward, von keiner langen Dauer, geschweige denn von einer nachhaltigen und folgereichen Wirkung gewesen. Gerade heraus gesagt: die Begeisterung von 1840 hat ihre sehr achtbaren, sehr erfreulichen Seiten, das heißt, für Niemand anders und bei keiner andern Nation, als bei uns, die wir uns selbst nicht einmal dieses geringfügige Pathos, diese abstracte Negation zugetraut hatten, mit der wir damals gleichsam uns selber überraschten. In einer

ganz stockfinstern Nacht giebt schon ein faules Stück Holz einen ganz ansehnlichen Schein: und für einen Menschen, der lieber schläft, als ficht, ist es schon eine erklecklich tapfere That, wenn er die Faust in der Tasche ballt. Das ungefähr sind unsere Meriten vom Jahre Vierzig. Im Uebrigen zweifeln wir, daß man mit diesem abstracten Deutschthum, welches vor einigen Jahren „auf allerhöchsten Befehl" so geräuschvoll entwickelt ward, jemals auch nur die kleinste feindliche Batterie einnehmen wird. Ein Volk geistig auf den Krieg vorzubereiten, erfordert mehr, als ein Lied und eine allergnädigste Kabinetsordre nebst silbernen Pokalen. Ein Einzelner mag sich mit einem Champagnertoast montiren, daß er glaubt, alle großen Männer des Weltalls, von Moses bis auf Napoleon, und alle Feldherren, von Hannibal bis auf den alten Fritz, säßen in seiner kleinen Zehe und er brauche nur mit den Augen zu zwinkern, so wären die Franzosen schon geschlagen. Aber bei einer ganzen Nation, und wenn sie auch so gutmüthig wäre und so ganz leichtgläubig, wie die deutsche, helfen diese Künste doch nur wenig, und auf die Dauer gar nicht. Da müssen andere Mittel wirken: Belebung der sittlichen Energie, Anregung nicht zwar der Nationaleitelkeit, wohl aber des Nationalstolzes, vor Allem eine freimüthige Aufklärung des Volkes selbst über den Stand seiner äußeren Angele-

genheiten, so wie eine gewisse großherzige Verzichtleistung auf den Alleinbesitz politischer Bildung und Macht.

Wir wissen nicht und wollen auch nicht untersuchen, woran es gelegen, daß die deutschen Regierungen diese prunklose, aber sichere Vorbereitung ihrer Völker verschmäht haben, ob an ihrer specifischen Friedensliebe, oder ob an der ängstlichen Rücksicht, welche sie den auswärtigen Mächten schuldig zu sein glauben, oder darum, weil es mit der ganzen Sache nicht so ernst war, als man that, oder endlich aus allen diesen Gründen zusammen: genug, es ist factisch, daß man sich mit jenen anderen Mitteln begnügt hat und daß in diesem Augenblick die kriegerische Begeisterung des Jahres Vierzig bis zum letzten Funken erloschen ist.

Aber die Ereignisse, fern oder nah, günstig oder ungünstig, dürfen uns niemals unvorbereitet finden, wenn sie uns nicht endlich über den Kopf wachsen und uns willenlos mit sich fortreißen sollen, wohin wir doch nicht mögen und nicht dürfen. Nur Bewußtsein ist Leben, nicht weniger für Völker, als für Individuen. Wir müssen in Zeiten des Friedens an den Krieg denken, wir müssen die möglichen Umstände erwägen, unter denen er eintreten, die Feinde, gegen welche, den Erfolg, mit dem er geführt werden kann. Mit Einem Worte: wir müssen im Geiste die Schlachten zum Voraus kämpfen und

ganz stockfinstern Nacht giebt schon ein faules Stück Holz einen ganz ansehnlichen Schein: und für einen Menschen, der lieber schläft, als ficht, ist es schon eine erklecklich tapfere That, wenn er die Faust in der Tasche ballt. Das ungefähr sind unsere Meriten vom Jahre Vierzig. Im Uebrigen zweifeln wir, daß man mit diesem abstracten Deutschthum, welches vor einigen Jahren „auf allerhöchsten Befehl" so geräuschvoll entwickelt ward, jemals auch nur die kleinste feindliche Batterie einnehmen wird. Ein Volk geistig auf den Krieg vorzubereiten, erfordert mehr, als ein Lied und eine allergnädigste Kabinetsordre nebst silbernen Pokalen. Ein Einzelner mag sich mit einem Champagnertoast montiren, daß er glaubt, alle großen Männer des Weltalls, von Moses bis auf Napoleon, und alle Feldherren, von Hannibal bis auf den alten Fritz, säßen in seiner kleinen Zehe und er brauche nur mit den Augen zu zwinkern, so wären die Franzosen schon geschlagen. Aber bei einer ganzen Nation, und wenn sie auch so gutmüthig wäre und so ganz leichtgläubig, wie die deutsche, helfen diese Künste doch nur wenig, und auf die Dauer gar nicht. Da müssen andere Mittel wirken: Belebung der sittlichen Energie, Anregung nicht zwar der Nationaleitelkeit, wohl aber des Nationalstolzes, vor Allem eine freimüthige Aufklärung des Volkes selbst über den Stand seiner äußeren Angele-

genheiten, so wie eine gewisse großherzige Verzichtleistung auf den Alleinbesitz politischer Bildung und Macht.

Wir wissen nicht und wollen auch nicht untersuchen, woran es gelegen, daß die deutschen Regierungen diese prunklose, aber sichere Vorbereitung ihrer Völker verschmäht haben, ob an ihrer specifischen Friedensliebe, oder ob an der ängstlichen Rücksicht, welche sie den auswärtigen Mächten schuldig zu sein glauben, oder darum, weil es mit der ganzen Sache nicht so ernst war, als man that, oder endlich aus allen diesen Gründen zusammen: genug, es ist factisch, daß man sich mit jenen anderen Mitteln begnügt hat und daß in diesem Augenblick die kriegerische Begeisterung des Jahres Vierzig bis zum letzten Funken erloschen ist.

Aber die Ereignisse, fern oder nah, günstig oder ungünstig, dürfen uns niemals unvorbereitet finden, wenn sie uns nicht endlich über den Kopf wachsen und uns willenlos mit sich fortreißen sollen, wohin wir doch nicht mögen und nicht dürfen. Nur Bewußtsein ist Leben, nicht weniger für Völker, als für Individuen. Wir müssen in Zeiten des Friedens an den Krieg denken, wir müssen die möglichen Umstände erwägen, unter denen er eintreten, die Feinde, gegen welche, den Erfolg, mit dem er geführt werden kann. Mit Einem Worte: wir müssen im Geiste die Schlachten zum Voraus kämpfen und

die Krisen überwinden, welche die Geschichte uns bringen wird.

Diese Vorbereitung, welche die Regierungen verschmähen, fällt also dem Volke selbst und mittelbar also den Schriftstellern, als den Wortführern der Nation, anheim. Unsere Zeitungen leiden so sichtlich Mangel an Stoff, unsere Politiker flüchten sich, um nur überhaupt etwas zu thun zu haben, in die entfernte Vorzeit und erschöpfen ihren Witz in der Wiederherstellung patriarchalisch=vorsündfluthlicher Musterstaaten. So kehre man die Münze denn endlich um! Man zeige uns, nachdem man so lange von den Segnungen des Friedens gesungen und gesagt, und uns vordemonstrirt hat, wie glücklich wir durch diese dreißigjährige Ruhe sind — man zeige uns auch einmal die Möglichkeit des Krieges! man verliere sich (wenn wir uns doch einmal verlieren sollen), statt in die abendlichen Nebel der Vorzeit, vielmehr in die Morgenträume einer kriegerischen Zukunft! —

Einen Beitrag hiezu soll der vorliegende Aufsatz liefern, dessen Thema wir nun näher dahin bestimmen, daß wir untersuchen wollen:

erstlich: welchen Einfluß ein Krieg, ganz im Allgemeinen, gegenwärtig auf Deutschland haben würde,

sowohl in materieller, als in geistiger nnd speciell in politischer Beziehung;

zweitens: gegen wen ein Krieg möglich, gegen wen wahrscheinlich und gegen wen er unvermeidlich ist;

und endlich drittens: von welcher Beschaffenheit vermuthlich das Resultat dieses Krieges sein würde. —

Die erste dieser Fragen scheint keiner besondern Antwort zu bedürfen, da sie nur Einer fähig ist. In materieller Hinsicht und sobald wir nur die nächsten und unmittelbarsten Folgen ins Auge fassen, ist ein Krieg allemal ein Unglück, selbst wenn er siegreich und sogar wenn er auf fremdem Boden geführt wird, was bekanntlich mit den deutschen Kriegen seit Jahrhunderten nur außerordentlich selten der Fall gewesen ist. Schon der unvermeidliche Verlust an Menschenleben, die Unterbrechung des äußeren, die Störung des inneren Verkehrs, die Opfer und Abgaben, welche der Krieg zu seiner eigenen Existenz nothwendig erheischt, das Alles sind für diejenigen, die es trifft, allerdings Calamitäten, die wir ihnen in keiner Weise wegdemonstriren wollen.

Aber sie sind eben unvermeidlich und gehören zum Wesen des Krieges. Daher, so lange man uns die ab-

stracte Nothwendigkeit des Krieges selbst zugeben muß, so lange müssen auch diese begleitenden Uebel, so traurig sie im einzelnen Falle sein mögen, dennoch als etwas, das sich von selbst versteht und über das mithin keine Klage zu führen ist, anerkannt werden. Wir brauchen dieselben daher auch, weil sie etwas Allgemeines sind, das allen Kriegen aller Zeiten zukommt, hier gar nicht weiter in Anschlag zu bringen. Im Gegentheil, wir wagen zu behaupten, daß, abgesehen von dieser crassen Unmittelbarkeit, ein Krieg gegenwärtig für Deutschland sogar auch in materieller, wir meinen in gewerblicher Beziehung, von erheblichem und höchst wünschenswerthem Nutzen sein wird.

Nämlich es hat sich in diesem Augenblicke in Deutschland die gewerbliche Production, begünstigt durch den langjährigen Frieden, zu einem solchen Uebermaß emporgeschwindelt, daß sie das Bedürfniß bei Weitem übersteigt. Es ist dies, wie gesagt, ein Luxus des langen Friedens, ein wuchernder Ueberfluß an Kapitalien und Kräften, die nicht mehr wissen, was sie anfangen und wohin sie sollen. — Sobald der menschliche Leib, bei allzureichlicher Nahrung, mehr Säfte producirt, als er, sei es nun zu seiner eigenen Erhaltung oder sei es durch Bewegung und Fortpflanzung nach außenhin, aufzehren und verarbeiten kann, sobald verkehren sich diese

Säfte vielmehr in Gift und der Ueberfluß der Gesundheit wird zur Krankheit. Ebenso ein Volk, sobald es gewerblich mehr producirt, als es entweder selbst für sich verbrauchen oder nach auswärts absetzen kann, so erkrankt es an dem Ueberfluß seiner eigenen Production; der Segen wird zum Unsegen, die Arbeit zum Verlust, der Fleiß zum Fluch, weil er immer nur sich selbst verschlingt.

Dies ist in dem gegenwärtigen Augenblicke in unserm Vaterlande der Fall, wenn nicht im Ganzen, so doch in einigen seiner vorzüglichsten und gewerbthätigsten Provinzen, hauptsächlich also in Schlesien und Sachsen. Damit soll keineswegs gesagt sein, als ob wir, und wär' es auch nur in diesen einzelnen Provinzen, den Gipfel der Industrie überhaupt schon erreicht und den Markt, den unsre Erzeugnisse möglicher Weise haben könnten, bereits völlig überschwemmt hätten. Dies ist keineswegs der Fall: vielmehr daran liegt die Schuld, daß wir, vielleicht in Folge einer eigenthümlichen Einseitigkeit unsers Nationalcharakters, dem ein ruhiger, krämerhafter Betrieb in engen Schranken besser zu entsprechen scheint als das kühne Wagspiel einer weitgreifenden, weltumspannenden kaufmännischen Speculation, immer nur einzelne beschränkte Zweige der Industrie, und diese nicht einmal in qualitativer Vollkommenheit, wohl aber

quantitativ bis zum alleräußersten Uebermaße ausgebeutet haben. Das ist unser gewerblicher Krebsschaden, das die Harpyie, die die Früchte unsers Fleißes besudelt und uns den spärlichen Gewinn aus den Händen reißt. Oder warum in diesem Augenblick schleppen die schlesischen Leinweber, die sächsischen Spitzenklöppler sich mühvoll, armselig aus Hungersnoth zu Hungersnoth? Warum sind, nach dreißig Friedensjahren, mitten in dem Wohlstand unsers Vaterlandes, zwei seiner ältesten blühendsten Provinzen, zwei seiner fleißigsten und gewerbthätigsten Stämme an den Rand des Unterganges gebracht? Wie kommt es, daß wir in derselben Zeit, da Millionen über Millionen sich zu unsern Eisenbahnen zusammenhäufen, da wir theure Liebhabereien treiben mit Dombauten, Museen und Denkmalen — wie kommt es, daß wir in eben dieser Zeit unsre Weber und Spinner dem Hungertode durch dürftige Almosen vergeblich abzukaufen suchen? Wird etwa kein Linnen mehr gebraucht? Werden keine Hemden mehr getragen? Sind die Spitzen aus der Mode gekommen? Oder giebt es in der Welt Niemand mehr, der sich seine Hemden und Spitzen nicht selbst macht und der daher nicht genöthigt wäre, sie von Anderen zu kaufen? — Nein, das Alles nicht: aber das ist's, daß diese Bevölkerung durchaus nur dieses einen Gewerbzweigs mächtig ist: aber das ist's, daß

der Engländer, durch die Kunst seiner Maschine, billiger und besser producirt, als der Handarbeiter in Schlesien: aber das ist's, daß es unsern Arbeitern an Vereinen und freien Genossenschaften fehlt, in denen sie sich wechselseitig unterstützen und, Einer auf den Andern gelehnt, theils die Ungunst des Augenblicks überdauern, theils zu neuen und großartigeren Unternehmungen Kraft und Muth gewinnen möchten: aber das ist's, daß wir Geld haben für den Dom zu Köln und für das Bisthum zu Jerusalem und wie wir das Gift der Presse, die Anstekkung der Geister unterdrücken sollen, das wissen wir: aber für die leibliche Noth unsrer Mitbürger, für die Pest der Verarmung haben wir weder Geld noch Rath.

Es giebt hier nur ein Mittel, welches helfen kann: das ist ein Krieg. Wir geben es zu, das Mittel ist kein sanftes. Aber desperate Krankheiten erfordern desperate Kuren. Wir betrachten hier nur den Krieg im Allgemeinen, ohne nähere Bestimmung, und dürfen daher gar nicht den Fall in Anschlag bringen, daß er etwa glücklich geführt würde und unsrer Industrie, sei es durch Arrondirung unseres Gebietes, sei es durch Erlangung günstigerer Handelstractate, neue Hilfsquellen eröffnen und neue Märkte verschaffen könnte. Wie er auch sei und wie er geführt werde, ein Krieg wird immer vortheilhaft wirken, indem er die unnatürlich gesteigerte

Industrie, durch Entziehung der Kräfte, Augenblicks auf den Boden des natürlichen Bedürfnisses zurückführen und unsern gewerblichen Zuständen dadurch eine Grundlage wiedergeben würde, die sie jetzt verloren haben und ohne welche sie doch auf die Dauer unmöglich bestehen können. — Wir wiederholen es, die Kur ist gewaltsam. Aber nicht daß sie es ist, sondern daß sie nöthig ist, das ist das eigentlich Beklagenswerthe. Einmal, auf welche Weise es sei, muß der Umsturz des jetzigen Systemes doch erfolgen, dazu ist sein Nachtheil zu sichtbar, seine Folge zu fürchterlich. Und wer wollte sich nicht lieber mit Einem raschen Schnitte von dem brandigen Bein befreien, als es langsam, bei lebendigem Leibe, abfaulen lassen? In dem erstern Falle ist nur ein Bein verloren: die Völker aber, so lange sie geistig lebendig sind, haben die Natur gewisser Amphibien, die den Verlust ihrer Glieder aus sich selbst wieder ergänzen. Im andern Falle dagegen ist es um das Leben selbst gethan: und damit ist Alles zu Ende.

Wir dürfen nun freilich nicht darauf rechnen, mit dieser Ansicht vielen Anklang zu finden, am Wenigsten bei unsern Gewerbtreibenden selbst. Der deutsche Kaufmann, wenn er sich auch in neuester Zeit großstädtisch herausgeputzt hat und den Stockjobber zu spielen sucht, ist doch noch immer, namentlich im Binnenlande, wesent-

lich nur ein Krämer. Er will immer nur mit dem Groschen den Groschen verdienen; es mangelt ihm der Muth jener holländischen Kaufleute, welche die Hälfte ihrer Ladung freiwillig ins Wasser warfen, um den Rest desto werthvoller zu machen. Der Deutsche dagegen will nichts aufgeben, nichts opfern, nichts wagen, Alles nur mühlos ernten, wie der Sämann sein Korn: und darum bekommt er endlich nichts.

Inzwischen ist dies Alles, offen zu sagen, gar die Sache nicht, auf die es ankommt. Reichthum und gewerblicher Wohlstand eines Volkes sind allerdings sehr schätzenswerthe Dinge: aber nur da, wo dieser Reichthum eine überwiegende Fülle geistigen Lebens zur Voraussetzung hat. Sogar ist dies der einzige Wohlstand, der überhaupt wirklich und möglich ist. Oder was hätte, zum Beispiel, England auf diesen äußersten Gipfel gewerblicher Macht erhoben und es zum Herrn der merkantilischen Welt gemacht? Etwa sein baares Vermögen? Aber es ist das verschuldetste Land unter der Sonne. Oder seine natürliche Fruchtbarkeit? Aber es erzeugt nicht einmal Korn genug für seine Bürger, noch Holz genug für seine Schiffe. Sondern dies ist es, daß in England die geistige Bewegung einen Umfang, eine Kraft, vor Allem eine praktische Wirksamkeit hat, von der wir, in unserm Vaterlande, trotz all unsrer gerühm-

ten Bildung, dennoch keine Ahnung haben, ja vor der wir, wo sie etwa bei uns auftauchen möchte, uns sogar ängstlich verschließen würden, weil wir fühlen, daß der gebrechliche Leib unseres Staatslebens den energischen Pulsschlag dieser geistigen Bewegung nicht ertragen kann. Wir freilich haben die Theorien, wir haben die Philosophen, die Poeten, die frommen Christen: aber der Engländer hat die Praxis für sich, er hat die Staatsmänner, die Redner, die selbstbewußten Bürger. Wir debattiren, unter Censur, über die freie Presse: der Engländer übt sie, er hat sie, wie ein ererbtes Besitzthum, eine Gewohnheit seines Lebens. Wir möchten gern eine große, freie, glückliche Nation werden: der Engländer weiß, daß er es ist. — Dieser Fülle seines Bewußtseins, dieser Regsamkeit seines geistigen, dieser Sicherheit seines öffentlichen Daseins entnimmt auch der englische Kaufmann jene großartige Kühnheit der Entwürfe, jene Sicherheit und Raschheit der Speculation, die ihn vor allen anderen Kaufleuten der Welt auszeichnet und zu der selbst der Amerikaner, der vielleicht noch schlauer, noch gewandter ist, als der Britte, dem es aber an Großartigkeit und Sicherheit gebricht, sich noch lange nicht erheben wird. Wo auch immer, auf welchem letzten Fleck der Erde, der englische Kaufmann sein Handelsnetz ausbreitet: immer fühlt er seine

gesammte Nation, sein ganzes herrliches Old England, mit der ganzen Fülle seiner Macht und Freiheit, hinter sich. Das ist der unerschöpfliche Fond, der die Basis seiner Speculationen bildet. Wir dagegen, wir machen Gedichte auf die deutsche Flotte und verkünden in wohlgereimten Versen, daß Germania nun mit Nächstem auch die Herrscherin des Meeres sein werde — und bezahlen unterdeß, im eigenen Lande, den Stader Zoll. Das ist der Fond, aus dem wir — nicht speculiren.

Also der Geist ist es, der lebendig macht: und haben wir mithin auch in dem vorliegenden Fall unsre Aufmerksamkeit ausschließlich darauf zu richten, welche Einflüsse unter den gegenwärtigen Umständen der Ausbruch eines Krieges auf das geistige Leben unsers Volkes ausüben wird. Sind diese Einflüsse günstig, wird der geistige Gehalt unsers Volkes dadurch erhöhet und belebt, so kann und darf auch die einstweilige Störung des materiellen Wohlstandes, die im Gefolge des Krieges allerdings eintreten wird, gar nicht weiter in die Schale geworfen werden. Die Wunden, welche der Krieg schlägt, sind dann nur den Wunden zu vergleichen, welche die eiserne Pflugschar in die Brust der Erde reißen muß, damit die verborgene Frucht um so glücklicher gedeihe. —

Man kann keinen Krieg führen ohne Geld und ohne Soldaten. Das ist so richtig, daß es sprichwörtlich ge-

worden. Aber noch richtiger ist dies, daß man keinen Krieg führen kann ohne Muth, ohne Begeisterung, ohne Aufopferung. Diese großen geistigen Mächte sind es, denen zuletzt, unter allen Umständen, der Sieg gehört. Und gerade sie haben uns verlassen. Der lange Friede, und was sich an ihn anschließt, haben uns feig, weichlich und selbstsüchtig gemacht. Das Bewußtsein des Göttlichen ist aus unserem Leben entschwunden, und die Kirchenbauten und die Sonntagsfeiern, die man uns aufdringen will, werden es nicht zurückrufen.

Aber ein Krieg würde es! Er würde, indem er mit gewaltiger Faust die Scheinbilder unsers Wohlstands zertrümmerte, uns die große Lüge enthüllen, in die wir uns bisher so behaglich eingesponnen haben. Woran hängt in diesem Augenblick das Herz unseres Volkes? woran äußert sich das Interesse unsrer Gebildeten? wohin zielt das Streben unsrer Regierungen? Hat dieses Alles einen geistigen Hintergrund? Knüpft es — nicht blos mit Worten, denn die sind billig: sondern knüpft es mit lebendigen Fäden, mit lebensvollen Adern an das Ewige und Göttliche, an die Idee des Geistes und seine Verwirklichung? Es thut es nicht! Wohlstand, Sattsein, Ruhigsein, das sind die Zielpunkte unseres Strebens: und selbst wo diese nicht erreicht werden, suchen wir die Schuld nicht in uns und in der elenden Dürftigkeit unseres innern Lebens,

sondern in äußerlichen Umständen, wo nicht gar in einer erträumten Unvollkommenheit der menschlichen, oder zum Wenigsten unsrer deutschen Natur. — Der Krieg würde uns aus dieser philisterhaften Selbstbeschränkung befreien: denn er würde die Götzen zertrümmern, um deren willen wir uns bis so weit erniedrigt haben. L'appetit vient en mangeant. So kommt auch der Muth während der Schlacht, ja er muß kommen, weil es zu allen Zeiten nur Ein Mittel gegeben hat, sich stich- und kugelfest zu machen: Halunke, wehre dich!

Dies ist auch der eigentliche Punkt, um welchen sich jene vage Kriegssehnsucht unsrer jungen Dichter dreht, deren wir im Eingange erwähnten; es ist zugleich derjenige Punkt, in welchem wir, so wenig wir sonst Willens sind, unser politisches Glaubensbekenntniß auf poetische Anschauungen zu begründen, eben dieser Sehnsucht, trotz ihrer vagen Allgemeinheit, dennoch eine gewisse Berechtigung nicht ableugnen dürfen. Die Jugend, als welche der Gegenwart am Nächsten steht und sich am Unmittelbarsten von ihr getragen fühlt, hat einen gewissen natürlichen Instinct für die Bedürfnisse der Zeit. Sie fühlt die Begeisterungslosigkeit, die Kälte und Nüchternheit dieser Epoche; die Halbheit unserer Zustände beängstigt, unsere Thatenlosigkeit verdrießt sie. Also frisch die Trommeln gerührt, die Degen aus der Scheide

gezogen und vorwärts — gegen wen? Sie hat es vielleicht niemals erwogen, vielleicht sogar die Untersuchung würde sie ermüden. Aber sie tröstet sich, daß die Feinde kommen mit dem Wind: ist's nicht der Russe, so ist's der Franzose, und ist's nicht der Franzose, so mag es der Russe sein, gleichviel: wenn es nur überhaupt wieder Bewegung, Leben, Thaten giebt, wenn nur überhaupt die Begeisterung ihre Flammen ausgießt über die gebeugten Häupter und das Göttliche überhaupt wieder in die Welt tritt, sei es auch auf Trümmern!

Es ist wahr, diese abstracte Sehnsucht hat, wie alle Abstractionen, etwas Unwahres und Unnatürliches, und es ist leicht, den Stab über sie zu brechen. Aber wen, ich frage, trifft die größere Schuld: die Jugend, die ihrer natürlichen Heftigkeit sich hingiebt, selbst auf die Gefahr hin, einseitig und unverständig zu werden? oder vielmehr diejenigen, welche unsere Zustände in eine solche unglückselige Verwirrung gebracht haben, daß die Jugend selbst, die lebensvolle, schöpfungslustige, lieber sterben, als leben, lieber zerstören, als schaffen will?! —

Aber es giebt auch praktischere Gesichtspunkte. Sei es, daß Begeisterung, Sittlichkeit, Aufopferung zu ideale Güter sind, als daß wir um ihretwegen das Wagspiel eines Krieges eingehen sollten: so ist doch die Erweiterung unsrer politischen Rechte, der Fortschritt unsrer

bürgerlichen Freiheit vermuthlich ein Ding von respectabler Wirklichkeit. Und auch auf diese wird uns durch einen Krieg eine ziemlich gewisse Aussicht eröffnet. Wenn der Hund beißen soll, muß man ihm die Kette länger machen; das ist, mit Corporal Nym zu reden, das Kurze und das Lange von der Sache. Mit dem gegenwärtigen Volke einen Krieg zu führen, ist unmöglich: verdrossen, unzufrieden, voll geheimen Mißtrauens, wie es ist, würde es dem Andrang der Feinde nicht wiederstehen können. Man muß vor Allem den Rücken gedeckt haben, um den Feinden mit Ruhe ins Angesicht sehen zu können. Die vielen obschwebenden Fragen der innern Politik, welche man jetzt, in der Sicherheit dieses Friedens, mit einer Art von Schadenfreude zu einem immer verworrnern Knäuel ausspinnt, würden durch den Ausbruch eines Krieges eine sehr rasche Erledigung erhalten. Man legt den Kameelen Feuer unter die Füße, damit sie tanzen lernen; auch unsre Staatsmänner würde die Gefahr einer Feuersbrunst mit Einem Male sehr gelenkig machen. Es ist wunderbar, welche Oberonstöne in dem schmetternden Horne der Feldschlacht verborgen sind. Drei Vierteljahre hatte der Wiener Congreß dinirt, soupirt und protocollirt, die Acten und die Küchenzettel waren zu förmlichen Bergen angewachsen und die Verwirrung schien unlösbar. War die laut ausgesprochene Ungeduld

der Völker, der gerechte Unwille der Nationen im Stande, den langsamen Gang der Verhandlungen zu beschleunigen? Nein: aber Napoleon kam von Elba, die Heere marschirten, der Krieg stand vor der Thür — und in vierzehn Tagen war der Berg geebnet.

Freilich, die Art, wie es geschah, war nicht die beste, und möchten wir um Alles nicht die Resultate des Wiener Congresses zur Nachahmung empfehlen. Auch hat es damit wohl keine Noth: ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Und eben darum wiederholen wir: wenn der Hund beißen soll, muß man ihm die Kette länger machen; daß er sich nicht in den alten Stall zurückführen läßt, das ist dann seine Sache.

Fassen wir dies also zusammen: eine Erschütterung des äußerlichen Wohlstandes, die aber jedenfalls nur vorübergehend und sogar heilsam ist, Belebung der geistigen, wie sittlichen Kraft, die Nothwendigkeit, den Kreis unserer politischen Rechte zu erweitern und den lang vertagten Forderungen des Volkes zu einer endlichen Gewährung zu verhelfen — in der That, der Krieg ist nicht so übel, wie er scheint.

Hiebei indessen wird man uns zwei Einwendungen machen. Zugegeben, wird man sagen, daß dies so ist: so ist es doch nur für den Fall, erstlich, daß der Krieg,

welcher geführt wird, in der That ein Volkskrieg, ein Krieg der Prinzipien und Grundsätze ist, nicht bloß ein Krieg der Kabinette. Denn was könnte aus diesem dem Volke für eine sittliche Läuterung erwachsen? Wird es nicht vielleicht willenlos in einen Krieg hineingezogen werden, der seinen heiligsten Interessen fremd, vielleicht gar ihnen entgegen ist? Und welcher Gewinn könnte dem Volke daraus erblühen, daß es sich etwa für eine Laune seines Gebieters, eine Rücksicht der fürstlichen Verwandtschaft todtschlagen läßt?

Die zweite Voraussetzung, wird man fortfahren, ist diese, daß der Krieg, wenn auch nicht siegreich, so doch wenigstens nicht zerstörend sei für die Existenz des Volkes selbst. Aber auch dafür bietet die Geschichte Beispiele genug. Wie nun, wenn Deutschland im nächsten Kriege, ganz oder theilweise, unterjocht, zerrissen, ausgemerzt wird aus der Reihe der selbständigen Staaten? Je geringer in diesem Augenblick die moralische Kraft unseres Volkes ist, je weniger wir innerlich zu einem Kriege fähig und gerüstet sind, je näher ist, wenn auch nicht die Warscheinlichkeit, so doch die Möglichkeit eines solchen jammervollsten Ausganges. Und dann, wie würde es dann stehen mit all' diesen segensreichen Wirkungen, die man uns geweissagt hat? Der Patient ist an der Kur gestorben: was soll das Heilmittel nützen?!

Hierauf entgegnen wir Folgendes. Zuerst, daß es eine Täuschung ist, als ob jemals andere Kriege geführt worden sind, als Principienkriege. Die nächste zufällige Veranlassung mag die Laune einer Maitresse, ein Paar Handschuhe, ein Glas Wasser geboten haben, die Anstifter des Krieges selbst mögen geglaubt haben, um diese Nichtigkeiten zu kämpfen: aber der eigentliche Grund des Krieges ist doch nur immer ein geistiger Zwiespalt, ein Kampf der Principien und Ideen gewesen, zu dessen Schlichtung es kein anderes Mittel mehr gab, als dieses äußerste. So ist es, wie gesagt, zu allen Zeiten und überall gewesen; wir aber, Dank der Entwicklung, zu welcher die Welt mittlerweile gelangt ist, haben noch den wesentlichen Vortheil, zu wissen, daß es so ist. Ein jeder Krieg, der in diesem Augenblicke für uns beginnt, wird ein Principienkrieg sein und als solcher von uns Allen erkannt werden; immer, und ob er seinen scheinbaren Ursprung in der gemeinsten Zufälligkeit, in einem streitigen Fleckchen Land, einer Beleidigung der fürstlichen Livree nähme, wird er die äußerste Höhe unserer werthvollsten und heiligsten Interessen berühren. Ja, wir werden überhaupt in keinen anderen Krieg gehen, als den man wenigstens die Klugheit hat, uns auch äußerlich als einen solchen darzustellen und anzukündigen,

der im Namen einer Idee, im Namen des Volkes und zu seinen Gunsten begonnen wird.

Was das Zweite angeht, so unterliegen auch die Nationen demselben Gesetz, vermöge dessen die Natur nichts geschaffen, das sie nicht auch vollendet und in sich selbst zum vollkommenen Abschluß gebracht hätte; die geringste Pflanzenbildung, der kleinste thierische Organismus ist jederzeit ein Wunderwerk von Reife und Vollendung. Wir können nicht glauben, daß die Geschichte weniger mütterlich zu Werke gehe. Auch ihre Zeugungen müssen erst reif und fertig sein, auch ihre Geschöpfe müssen erst den vollen Umkreis ihrer Fähigkeit durchlaufen und allen Kern von Kraft, von Glück nnd Freiheit, der in sie gelegt ist, zu vollkommener Reife gebracht haben, ehe sie die vollendete Form zerbricht, um aus ihren Trümmern eine neue, höhere Gattung zu beginnen. Von dieser seiner Vollendung ist der deutsche Geist noch unendlich fern. Wir müssen erst glücklich sein, wir müssen erst in freiem, triumphirendem Genuß den vollen Becher unseres Daseins leeren, ehe der Gedanke des Unterganges uns nahen darf. Man kann uns besiegen, man kann uns beugen: aber immer wieder wird der Bogen zurückschnellen, weil das Ziel, zu welchem er den Pfeil beflügeln soll, noch nicht erreicht ist. —

So viel also über das Allgemeine unserer Frage. Wir gehen nunmehr zu dem zweiten Theil unserer Untersuchung über, indem wir die weitere Frage aufwerfen: gegen wen insbesondere der nächste Krieg gerichtet sein wird und namentlich gegen wen er möglich, gegen wen wahrscheinlich und gegen wen zu wünschen ist.

Hierbei wagen wir Eines vorweg zu behaupten: möglich sollen alle Kriege der Welt sein; aber unmöglich ist ein Krieg im eigenen Lande, Deutsche gegen Deutsche!

Es gab allerdings eine Zeit (und auch die Jüngsten unter uns können sich ihrer noch erinnern), wo man ziemlich deutlich darauf anspielte, daß ein Krieg im Innern Deutschlands, speciell ein Krieg zwischen Oesterreich und Preußen, den Gesammtinteressen unseres Vaterlandes, insbesondere den Fortschritten des Liberalismus, vortheilhaft und sogar nothwendig sein dürfte. Es war das die Zeit, wo man noch in Preußen den natürlichen Vorfechter der deutschen Freiheit, umgekehrt in Oesterreich den allgemeinen Herd aller Unterdrückung, das Heerlager des deutschen Obscurantismus zu sehen glaubte. Aber wenigstens die eine von diesen beiden Ansichten war irrthümlich und die neueste Entwicklung der Dinge hat sie gründlich zerstört. Auch von der entgegengesetzten Seite, wenn schon versteckter und mehr durch feindliche

Machinationen, als (wie leider die Liberalen es gethan hatten) durch offene Deklamationen, wurde auf einen gewaltsamen Zwiespalt im Innern unseres Vaterlandes hingearbeitet. Wie Jenen der Sieg der Freiheit, so lieh Diesen den Vorwand ihrer unlauteren Wünsche die angebliche Gefahr der Throne, die Uebergriffe der constitutionellen Bewegung, die man durch die Gewalt der Waffen zu unterdrücken hoffte, und endlich die Ehre der alleinseligmachenden Kirche, die ihren Purpur bekanntlich oftmals in dem Blute der Völker, ja der Fürsten gefärbt hat.

Man wird der vorliegenden Darstellung von allen Vorwürfen, die man gegen sie erheben möchte, doch gewiß den am wenigsten machen können, daß wir die Dinge in zu rosenfarbenem Lichte betrachten und zu viel Werth legen auf die officiellen Schaustellungen von Einigkeit und Glück und nationaler Wohlfahrt, mit denen man uns seit einiger Zeit bewirthet. Nichts destoweniger sprechen wir es als unsere vollste Ueberzeugung aus und wiederholen es, daß wir einen Krieg von Deutschen gegen Deutsche für unmöglich halten — unmöglich, wie man alle Verbrechen gegen die Natur, alle Auflehnung gegen die ewigen Gesetze der Weltordnung für unmöglich halten muß. Dies Eine zum Mindesten werden wir doch aus den traurigen, ja schmachvollen Erfahrungen unsrer Geschichte gelernt haben, daß der Baum der

Freiheit, die Blüthe der Macht nicht durch Bruderblut genährt wird. Auf jene officiellen Einheitserklärungen, auf die Zweckessen und Hermannsdenkmalsbetteleien legen wir dabei nicht den allergeringsten Werth: wohl aber auf die Macht der öffentlichen Meinung, welche, wie ungebildet und einsichtlos sie auch übrigens noch sein mag, doch dies als ihr eigenstes Lebensblut in sich aufgenommen hat und dies behaupten wird, gegen wen es sei, daß niemals wieder Deutsche das Schwert erheben dürfen gegen Deutsche, und daß es keinen Gewinn, keinen Fortschritt, keine Ehre giebt, die mit den Gräueln eines innern Krieges erkauft werden dürften. Schon dies Eine bindet uns, daß wir Alle, Oesterreicher und Preußen, Constitutionelle und Absolute, Katholiken und Protestanten, allesammt in gleicher Bedrängniß sind und das gleiche Bedürfniß der Freiheit innerlichst gleichmäßig empfinden. Unser gemeinsames Elend ist der Boden, unser gemeinsames Bedürfniß das Unterpfand unsrer Einigkeit.

Dies vorausgeschickt, bleiben im Grunde nur zwei Staaten übrig, mit denen ein Krieg überhaupt möglich und zu erwarten ist. Nämlich ein nächster Krieg, wie bereits angedeutet wurde, muß nothwendig ein ausgesprochener und bewußter Krieg der Principien sein. Einen solchen anzuregen, steht nur denjenigen Mächten zu, welche überhaupt die Principien der Gegenwart selbständig ver-

treten, oder mit anderen Worten: die sich in diesem Augenblick in die Hegemonie der Weltgeschichte theilen. Dies sind nur die drei eigentlichen Großmächte, Frankreich, Großbritannien und Rußland; Deutschland, das heißt Oesterreich und Preußen, nehmen an dieser Hegemonie nur Antheil, insoweit sie sich an die eine oder die andere dieser Mächte anlehnen. Für sich haben sie kein eigenes Princip, oder können es doch nicht selbständig, aus eigener Macht, behaupten. Wenn man ihnen nichts destoweniger in dem Concert der europäischen Großmächte gleichfalls eine Stimme vergönnt, so ist das mehr eine Folge der Eifersucht, mit der die drei wirklichen Großmächte sich gegenseitig beobachten, und eine Art von Respect gegen den secundären Einfluß, den die Allianzen von Oesterreich und Preußen haben können, als eine Anerkenntniß ihrer selbständigen Macht.

Was nun England angeht, so führt es, aus einer sehr klugen Politik, nur da Krieg, wo es etwas gewinnen kann. In Deutschland aber kann es nichts mehr gewinnen, weil es Alles — bereits hat. Es hat das ganze Deutschland in einem sehr considerablen Punkt, im Punkt des Geldes, in der Tasche; wir sind ihm zinsbar mit unserm Fleiß und unserer Arbeit, wir opfern ihm unser Geld, unsere Fabriken, unsern Handel, es hat keinen bequemeren Markt, als uns. Es würde eine voll=

ständige Umkehrung dieser merkantilischen Verhältnisse, eine völlige Emancipation des deutschen Handels vom britischen vorhergehen müssen, ehe England sich zu einem Kriege gegen Deuschland entschließen könnte. Wie die Sachen jetzt stehen, so wäre ein solcher Krieg nichts Anderes, als das bekannte Geschichtchen von der Henne, die alle Morgen ein goldenes Ei legte, bis ihre Herrin, aus Habsucht und Geiz, ihr den Bauch aufschnitt. Aber der Engländer ist nicht bloß habsüchtig, er ist auch klug: und daher, so lange wir nur jeden Morgen richtig unser Ei legen, so hat die Sache nichts zu sagen.

Es bleiben also nur Frankreich und Rußland, die beiden Colosse, zwischen denen das arme zerstückelte Deutschland eingekeilt ist: beide von einer bestimmten Idee machtvoll getrieben und daher beide uns, den Ideenlosen, höchst gefährlich. Frankreich ist der Vorkämpfer der modernen Entwicklung. Wie England, in einer Revolution von mehr als zwei Jahrhunderten, den feudalen Staat des Mittelalters mit den Forderungen der Freiheit auszusöhnen ringt (denn mit der Hälfte seines Daseins ist England bis auf diese Stunde noch immer ein mittelalterlicher Staat), so scheint es die Aufgabe Frankreichs zu sein, den modernen Staat zur Darstellung zu bringen und die Formen aufzufinden, in denen die politischen

Bedürfnisse der Gegenwart sich befriedigen. Rußland dagegen hat weder ein Mittelalter noch eine moderne Zeit. Wenn auf irgend ein Land, so ist es Rußland, auf das der geniale Ausruf Mirabeau's paßt: faul vor der Reife! Seine Vergangenheit, wir meinen seine slavische Ursprünglichkeit, die Wiege seiner Geschichte, hat es selbst zertrümmert; Peter, den man dafür den Großen nennt, schrob den politischen Einfluß gewaltsam in die Höhe, indem er die Kraft der Nationalität vernichtete. Aber auch der modernen Zeit hat Rußland sich niemals wirklich in die Arme geworfen. Es hat immer nur den Flitter der Cultur aufgerafft; immer ist es so roh geblieben, wie jemals, nur daß die Kraft, welche der Roheit sonst beiwohnt, durch Fäulniß gebrochen ist. So erscheint Rußlands ganze Stellung als eine gewaltsame und unnatürliche. Es will die Früchte der modernen Zeit für sich genießen, ohne Antheil genommen zu haben an ihrer Arbeit; es will sich mit der Blüthe der Bildung schmücken, und ist doch nicht im Stande, sie aus sich hervorzubringen. Diese gewaltsame Stellung läßt sich nur auf gewaltsame Weise behaupten. Der eiserne Wille eines Gewaltherrschers hat Rußland groß gemacht; nur eiserne Bande können es vor dem Umsturz bewahren. Also um es kurz zu sagen: Frankreich bedarf der Freiheit, um vorzuschreiten, Rußland der Tyrannei, um sich

zu halten. Das Eine ist mithin auf Freiheit angewiesen, das Andere auf Unterdrückung.

Es möchte hienach kaum ein Zweifel sein, wohin Deutschland sich zu wenden und nach welcher Seite es den Oelzweig, nach welcher das Schwert zu bieten hat. Das Ziel Frankreichs ist das gemeinsame Ziel der gebildeten Welt. Die Formen können, ja sogar sie müssen wechseln, je nach der verschiedenen Individualität der Völker: aber der Inhalt bleibt derselbe — und er ist die Freiheit. Das Ziel Rußlands ist die Knechtschaft, hier eine nackte, dort eine vergoldete, aber immerhin die Knechtschaft. Europa hat nichts gemein mit diesen asiatischen Emporkömmlingen; sie bedürfen der Dunkelheit, wo wir des Lichtes, sie bedürfen der Knute, wo wir der freien Ueberzeugung. Was scheint natürlicher, als daß wir diese (so zu sagen) Naturbestimmungen anerkennen und, mit Frankreich verbündet, Front machen gegen den allgemeinen Feind der Bildung und der Humanität?

Es ist traurig, zu sagen, und doch dürfen wir es uns nicht verhehlen, daß, so einfach dies auch scheint und so nothwendig es in der That auch ist, doch wahrscheinlich zunächst das Gegentheil geschehen wird. Die Fürsten fürchten Frankreich — nicht zwar Frankreich selbst: denn wäre dies, wie würden sie sich noch immer umgeben mit französischer Sitte, französischer Kleidung,

französischer Sprache und Literatur? Aber sie fürchten die Idee, welche Frankreich vertritt, sie fürchten es, weil von ihm jene Aufklärung der Völker ausgegangen ist, welche allmälig den Thronen gefährlich zu werden droht: denjenigen Thronen nämlich, welche sich allein auf den brutalen Anspruch der Gewalt, auf das Eigenthumsrecht der Dynastien, nicht auf das höhere und allein giltige Recht der Völker, auf das Recht der Freiheit und der Wahrheit gründen wollen.

Noch mehr: die große Masse unseres Volkes selbst haßt Frankreich und sieht in ihm immer noch den Erbfeind unsers Stammes. Wir können diesen Haß, so wenig wir ihn theilen, dennoch nicht völlig verdammen. Er hat im Gegentheil seine ehrenwerthen und achtbaren Motive; nur daß die ganze Grundlage, aus welcher auch diese Motive sich entwickeln, falsch und haltlos ist. Von wem hat Deutschland seit Jahrhunderten die meiste Schmach erfahren? Von Frankreich. An wen haben wir in einer Reihe blutiger Kriege die Blüthe unsrer Bevölkerung, den Kern unsrer Provinzen, das Diadem unseres Ruhmes verloren? An Frankreich. Wer hat unserm Reichthum das Mark ausgesogen, wer hat uns zum Gespötte der Welt gemacht, wer hat uns an sich gekettet wie der Herr den Sclaven? Frankreich und immer Frankreich. Das sind die Thatsachen und der Un=

gebildete sieht nichts als sie. Freilich, wer etwas weiter zu sehen versteht, der erkennt ohne Mühe, daß Frankreich nur das Werkzeug, die bewegende Kraft aber unsere eigene Unkraft, unsere Zersplitterung, unsere Geistlosigkeit, unser Mangel an Muth und Würde gewesen sind. Es ist unendlich kindisch, eine Nation zu hassen, weil sie mächtiger ist als die andere, und sie diese Macht empfinden läßt. Wir, im gleichen Falle, würden wir es nicht ganz ebenso machen? Dieser überschwängliche Reichthum an Genie, an Tapferkeit, an Ausdauer und eisernem Muthe, welchen Frankreich zur Zeit der Republik und des Kaiserreichs entfaltete, ist das Alles nur französische Bosheit, ist es nur eine absichtliche Verstellung, um uns zu kränken und zu beschädigen? oder war dies Alles nur die nothwendige Folge der richtigen Partei, welche Frankreich, und der falschen, welche wir ergriffen hatten? Also nicht sie sollten wir hassen, die damals nur das Recht der Geschichte an uns vollzogen haben: sondern d i e treffe unser Haß, d i e unsre Verachtung, die uns damals in jene unglückselige Bahn hineingestoßen, die uns verhindert haben, gemeinsam mit Frankreich das Banner der Freiheit aufzupflanzen und die Sache der Bildung und der reineren Menschlichkeit, statt uns feindselig in ihren Weg zu stellen, gleichfalls zu der unseren zu machen. Er treffe also vor Allem die

unselige Kabinetspolitik, die auch dieses Elend auf ihrem Gewissen hat, er treffe uns selbst, daß wir diese Politik duldeten, er treffe die Zwietracht, den Neid, die Demuth, deren Opfer wir damals wurden — mögen wir es nie wieder werden!

Aber die große Masse sind die Ungebildeten, hier und aller Orten, und darum wird es noch einige Zeit dauern, bevor dieses Bewußtsein so allgemein wird, wie es, zum Heile der Welt und unserm eigenen, endlich werden muß, zumal da der Franzosenhaß unsrer Ungebildeten von oben herab geflissentlich genährt und von Zeit zu Zeit an dem Strohfeuer einer officiellen Deutschthümelei neu angezündet wird. Nichts desto weniger bleibt es bei dem, was wir kürzlich an einem Orte lasen, von welchem wir übrigens nur wenig adoptiren möchten: der Grad der Bildung in Deutschland ist abzumessen nach dem Grade der Freundschaft oder Feindschaft, welche man gegen Frankreich hegt. Man muß bornirt sein, setzen wir hinzu, um die Dienste zu verkennen, welche Frankreich der Aufgabe der neuen Zeit, der Idee der Freiheit und der Volksherrschaft geleistet hat: und man muß schlecht sein, um diese Idee selber zu verkennen.

Es ist hiebei noch ein einigermaßen kitzlicher Punkt, den wir eben deshalb zur Sprache bringen wollen. Nämlich zugegeben, daß eine aufrichtige und vorurtheils-

freie Allianz zwischen Deutschland und Frankreich den Fortschritt der Welt wirklich wesentlich befördern und auch unsern eigensten Interessen vollständig entsprechen würde: wie steht es mit den Ansprüchen der Franzosen an das Rheinufer? wie mit unsern eigenen an das Elsaß?

Die Sache scheint sehr verwickelt, und doch ist sie die einfachste der Welt. Ansprüche der Franzosen an das Rheinufer? Warum machen sie nicht auch Ansprüche an den Mond? Weil sie zum Voraus wissen, daß sie ihn doch nicht kriegen würden. Da liegt es. Zeigen wir den Franzosen nur erst den festen, leidenschaftlosen Willen, von unserm Grund und Boden auch nicht das kleinste Stäubchen wegzugeben, und wär' es um den Besitz der Welt, so wird auch der unreife Trieb danach, der im Grunde nichts ist, als eine sehr verzeihliche Reminiscenz unsrer oft gezeigten Schwäche, sich sehr bald von selbst verlieren.

Denn dies in der That ist die Grundlage aller innern Selbständigkeit und Freiheit, daß man sich zunächst selbständig erweist nach außen hin und sich nicht nehmen läßt, was man hat. Die Sache ist so einfach und versteht sich so sehr von selbst, daß das ganze Bewußtsein unsrer Schwäche, die ganze Furcht vor der Wiederkehr gewisser schmählicher Ereignisse dazu gehört, um

nur das überschwängliche Pathos zu erklären, daß wir in diese Rheinuferfrage gelegt haben. Aber gerade heraus: dies Pathos ist lächerlich. Was würden wir von einem Manne denken, der mit großem Geschrei auf der Gasse umherlaufen wollte und renommiren, daß er sich den Rock nicht ausziehen lasse, den er an hat? — Wir haben den Rock an und also behalten wir ihn; wer ihn uns ausziehen will, der wage seine Knochen.

Etwas schwieriger scheint die zweite Frage. Das Elsaß ist uns verloren gegangen in der Zeit unsrer Schwäche, durch die Unthätigkeit unsrer damaligen Machthaber. Das Volksbewußtsein, die öffentliche Stimme der Nation, die gerade in diesen Landstrichen die Wiege unsrer glorreichsten Erinnerungen, die herrlichsten Monumente des deutschen Geistes verehrt, hat niemals Verzicht auf sie geleistet. Soll das Unrecht, das wir damals erlitten, jetzt verjährt sein? Sollen wir uns begnügen, zur Erkenntniß unsrer Schmach gekommen zu sein? Oder sollen wir mit unsrer Schwäche nicht auch vielmehr ihre Folgen abzuthun suchen?

Auch hier dünkt uns nur Eine Antwort möglich: Eroberungen machen kann die Gewalt, aber sie behalten nur die Freiheit. Uebertreffen wir denn die Franzosen in der Entwicklung aller freien, volksthümlichen und wahrhaft humanen Einrichtungen! Stellen

wir ein Deutschland her, so frei, so mächtig, so glückselig, daß es eine Lust ist und ein Ruhm, diesem Lande anzugehören! Dann wird auch das Elsaß wieder deutsch werden; wir werden dann nicht nöthig haben, durch allerhand romantische Reminiscenzen eine illusorische und unlebendige Sympathie zu erkünsteln, wir werden nicht an die bloßen Naturbestimmungen der Lage, der Abstammung ꝛc. zu appelliren brauchen: sondern die Freiheit wird uns zurückführen, die wir durch unsern Knechtssinn verloren haben! — Aber freilich wird wohl bis dahin noch einiges Wasser den Rhein entlang laufen.

So unheilbringend nun nach diesem Allen ein Krieg mit Frankreich wäre, weil er den Fortschritt der freien und volksthümlichen Entwicklung hemmen und uns in ein widernatürliches Verhältniß bringen würde zu denjenigen, denen wir uns vielmehr, als unsern Vor- und Mitkämpfern, innigst anzuschließen haben, so wünschenswerth und nöthig dagegen wäre ein Krieg mit Rußland. Rußland ist der eigentliche Erbfeind nicht blos Deutschlands, sondern der Welt, weil es der Feind der Freiheit und der Bildung ist. Ein Krieg gegen Rußland wäre der wahre Kreuzzug der neuen Zeit; ihm sind die Sympathien aller Herzen, die Stimmen aller Völker gewiß.

Aber für Deutschland sind noch ganz besondere Gründe, welche einen derartigen Krieg so wünschenswerth wie nöthig machen. Denn kein Land ist von dem Netz der russischen Gewaltherrschaft so eng umsponnen, wie eben unser Vaterland. Beinahe schon in allen Fürstenfamilien unsrer Throne fließt russisches Blut; russische Verschwägerungen kreuzen in Preußen, Weimar, Hessen, Nassau, Oldenburg — und nun bald auch in Würtemberg die Interessen des Volkes, ja vor ganz Kurzem erst sahen wir die Staatsmänner Oesterreichs im Begriff, dem russischen Moloch ein neues Opfer zu bringen und ihm eine neue Bahn zu brechen in den heiligen Leib unsers Vaterlandes. Von russischen Agenten wimmeln unsre Hauptstädte, russisches Geld beherrscht unsre Presse, russische Spione bewachen unsre Universitäten. Wahrlich, die Schmach dieses Friedens ist größer, als das Unglück des Krieges jemals werden könnte. Es ist ein großes und künstliches Netz: wollen wir warten, bis die Fäden völlig fertig gesponnen sind? Wollen wir den Kopf willig hinhalten, bis das Messer geschliffen ist, das ihn uns abschneiden soll? Wir lamentiren sehr, daß das Elsaß nicht unser ist und haben nicht übel Lust, den sittlichen Werth seiner Bevölkerung zu verdächtigen, weil sie keine Neigung spürt, die Volkssouverainetät, an der sie in Frankreich Theil hat, mit der Ehre eines

deutschen Unterthanen zu vertauschen: aber Ostpreußen, Pommern, Schlesien lassen wir in Folge der russischen Absperrungen und Vexationen gutwillig verarmen, wir sehen es ruhig mit an, wie diese Provinzen in ihrem Wohlstande sinken, in ihrer Betriebsamkeit erlahmen, in ihrer moralischen Kraft erschlaffen, weil sie sich von dem Schutz des deutschen Vaterlandes verlassen und aller möglichen Willkür der Russen Preis gegeben sehen, — ja wir werden ruhig warten auch bis dahin, wo diese Provinzen sich dem fremden Sieger werden in die Arme stürzen müssen.

Und dann vor Allem: sind die russischen Ostseeprovinzen nicht so gut deutsches Eigenthum gewesen, wie das Elsaß? Wollen wir nur den Franzosen abnehmen, was sie geraubt haben, und den Russen nicht? Die Bewohner des Elsasses sind freie Bürger eines freien Staates, wenigstens eines solchen, der, bei allen Verirrungen und Täuschungen des Augenblicks, doch immer die Freiheit zu seinem ausgesprochenen und anerkannten Principe hat: die Bewohner der russischen Ostseeprovinzen dagegen leben unter dem furchtbaren Gesetz der Knute, sie strecken ihre Arme zu uns herüber, Deutschland, wie es ist, mit all seiner Halbheit und Verkümmerung, wäre ebenso gewiß ein Fortschritt für sie, wie es dermalen ein Rückschritt wäre für den Elsaß — und an die Wieder=

eroberung dieser Ostseeprovinzen denken wir nicht? An sie mahnt uns kein Blut unsrer Vorfahren, keine Sympathie des deutschen Geistes, kein Ruf unsrer Ehre? In der That, auf Einem Ohr muß Deutschland taub sein — oder es hat sonst wo seinen Haken.

Dies also die Antwort auf jene zweite Frage: den Krieg mit Frankreich würden die Kabinette wählen, den Krieg gegen Rußland die Völker. Aber noch sind bei uns die Kabinette mächtiger als die Völker: und darum ist der Krieg gegen Rußland zwar wünschenswerth und nothwendig, aber der Krieg gegen Frankreich ist wahrscheinlich.

Es bleibt uns nun schließlich noch unsre Meinung auszusprechen über den Erfolg, mit welchem diese Kriege vermuthlich werden geführt werden. Diese Aufgabe ist mißlich, wie alles Prophezeien. Doch läßt, bei einigem Verständniß der Gegenwart, der Gang der Zukunft im Großen und Allgemeinen sich allerdings voraussagen. Daß auf den Winter der Frühling folgt und daß, wer ins Wasser geht, sich naß macht, das sind Naturnothwendigkeiten, die man vorhersagen darf, auch ohne Prophet zu sein. Und solche Naturnothwendigkeiten giebt es auch in der Geschichte.

Werden wir in einem nächsten Kriege die Franzosen schlagen? Es ist möglich. Werden wir von ihnen

geschlagen werden? Es ist gleichfalls möglich. Das ist der Rathgeber aus Tieck's Blaubart. Aber Eines ist gewiß: siegreich oder besiegt, verlieren werden wir allemal. Werden wir besiegt, so heißt das nur den Krieg vertagen. Denn die Ueberwundenen bleiben dürfen wir nicht, wir sind zu der gleichen welthistorischen Stellung berufen, wie die Franzosen, wir haben den gleichen Anspruch an Freiheit und Selbständigkeit, wie sie, und müssen daher auch den gleichen Rang einnehmen. Dahingegen werden die Franzosen besiegt, so wird mit ihnen die Freiheit besiegt, deren Vertreter sie in diesem Augenblicke sind — oder zum Wenigsten als deren Vertreter sie gelten, im guten wie im schlimmen Sinne.

Und nicht blos die Freiheit im Allgemeinen, sondern auch unsre eigene Freiheit, der politische Fortschritt in unserm eigenen Lande, würde durch die Niederlage der Franzosen gleichfalls eine Niederlage erleiden. Diejenigen unter uns, die in den Freiheitbestrebungen unsers Volkes nur eine äffische Nachahmung der Franzosen erblicken (und leider ist gerade in den Händen dieser die Gewalt) würden sich nach der Besiegung Frankreichs durch nichts mehr gebunden glauben; sie würden Mittel und Wege finden, die halben Zugeständnisse, welche die Furcht vor dem Beispiel dieses Nachbarstaates ihnen entrungen hat, allmälig wieder zurückzunehmen, sie würden

den Sieg über Frankreich für ein Gottesurtheil halten, das zugleich der Gewaltherrschaft den Sieg zuspricht — und dem Absolutismus gehörte die Welt. Darum noch einmal: glücklich oder unglücklich geführt, aus einem Kriege mit Frankreich kann für Deutschland immer nur Verderben wachsen.

Umgekehrt würde ein Krieg mit Rußland zuerst und vor Allem ein glänzendes Anerkenntniß der Freiheit und des sittlichen Geistes sein. Denn gegen die Uebermacht dieses Colosses, welche andre Waffen hätten wir, als diese?

Aber sie genügen auch. Immer und überall, wo zwei Mächte in Krieg gerathen, gehört der Sieg zuletzt derjenigen, auf deren Seite die Freiheit und die Bildung ist. Auf die Dauer also ist der Ausgang eines Krieges zwischen Deutschland und Rußland unzweifelhaft.

Dazu kommt, daß dieser Koloß im Grunde doch nur ein Götzenbild ist, das auf thönernen Füßen steht. Die geheime, zu Verschwörungen stets bereite Opposition des Adels, der verletzte Stolz des Senates, der Uebermuth der großen Landbesitzer, die politische Unmündigkeit und darum auch Unfähigkeit des niedern Volkes — welche innere Schäden! Die Tscherkessen im Süden, die Polen im Westen, der Schwede im Norden, der die finnländischen Provinzen hoffentlich noch nicht verschmerzt

hat, und endlich im Osten der weitreichende Arm der Engländer, der, Waffen und Geld ausstreuend, die eingeschlummerten Völker Asiens in eben soviel beutegierige Drachen verwandeln kann — welche offenen Wunden!

Der Umschwung der Welt, der aus dem Sturze Rußlands hervorgehen würde, ist großartiger, die Veränderungen, die dadurch veranlaßt würden, mannigfacher, als daß wir sie hier erschöpfen und das Gemälde dieser neuen Welt, die sich aus seiner Niederlage erheben würde, hier vollständig ausmalen könnten. So viel ist gewiß und muß einem Jeden auf den ersten Blick einleuchten, daß durch diese Eine That alle die unzähligen Verwicklungen der gegenwärtigen europäischen Politik sich genügend auflösen, alles alte Unrecht sich versöhnen, aller Zunder neuer Kriege auf längere Zeit hinweggeräumt werden würde. Denken wir nur selbst: Polen wieder hergestellt, die Türkei der christlichen Bildung zurückgegeben, Griechenland, aus seinem jetzigen Scheindasein auf eine Basis gestellt, breit genug, um ihm die nöthigen Lebenssäfte zuzuführen, die Donauländer, bis an das schwarze Meer, zu einem slavischen Mittelreich unter deutscher Oberhoheit vereinigt, vor Allem aber die russischen Ostseeprovinzen unserm Vaterlande zurückerobert und diese Unglückseligsten unsrer Brüder, diese Geächteten, Preisgegebenen, wieder aufgenommen in die Gemein-

schaft des deutschen Geistes — wie Schade, daß dies Alles nur Träume sind!! —

Aber es giebt bekanntlich, nach dem Glauben der Völker, zweierlei Gattungen von Träumen: schwarze, welche nur Täuschungen sind, weiße, welche zur Erfüllung kommen. Vielleicht daß die unsrigen zu den weißen gehören, — so schwarz wie sie auch aussehen. —

Vaterland? oder Freiheit?

Brief an einen Freund.

... Also, liebster Freund, die Sache ist erörtert und abgemacht: Hébert hat gesprochen, der Convent hat abgestimmt: il n'y a plus de Dieu! Das Vaterland existirt nicht mehr! Nationalgefühl? wie bornirt! Patriotismus? welch ein zurückgebliebener Standpunkt! Es giebt kein anderes Vaterland, als die Freiheit, kein anderes Nationalgefühl, als das Bewußtsein der Bildung und der Humanität; dem freien Franzosen fühl' ich mich mehr Bruder, als dem unfreien Deutschen, ob auch zehnmal eine deutsche Mutter mich gesäugt, deutsche Luft mich genährt, deutsche Sprache mich gebildet habe. Ja überhaupt wer es gut meint mit den Deutschen, diesen dickköpfigen, abergläubigen, knechtischen Deutschen, dieser Incarnation der „Niederträchtigkeit," der reiche uns die

Hand und helfe uns, sie zu Franzosen zu machen. Das ist der einzige reelle Dienst, den man den Deutschen sowohl, wie im Allgemeinen der Sache der Freiheit und der Bildung erweisen kann und zu dem Alle daher, die es mit der letztern wahrhaft wohl meinen, sich vereinigen müssen. —

Darf ich Dir gestehen, lieber Freund, daß ich erschrak, indem ich dies neueste Programm der Humanität und der Aufklärung, diesen Tagesbefehl gleichsam, welchen Du so gütig bist an uns Uebrige ergehen zu lassen, zu Gesichte bekam? Ja daß es mich schmerzlich ergriff, eine Rede dieser Art aus einem Munde zu vernehmen, dem wir übrigens so manches befreiende, so manches herzerhebende Wort verdanken und den wir uns überhaupt gewöhnt hatten als das os magna sonaturum der Partei zu verehren?

Aber daß wir uns nicht noch einmal mißverstehen: es war — sei unbesorgt! — kein pietistisch sentimentales Entsetzen, als ob die Erde Dich nun gleich verschlingen müsse wegen Deiner Frevelthat, auch kein (wie Du ihn nennen würdest) romantischer Schmerz, was mich ergriff, um all die schönen, zarten Gefühlchen, die Sympathieen und Erinnerungen, die Du so kaltblütig, mit Einem muntern Schnitt, aus Deinem Herzen lösest — oder doch wenigstens zu lösen vorgiebst. Im Gegentheil,

mein Bedenken war höchst praktischer Natur, mein Bedauern ruhte auf höchst prosaischen Motiven.

Und das hängt so zusammen. Du sowohl, lieber Freund, wie wir Jüngeren alle, suchen in der literarischen Thätigkeit, der wir uns widmen, noch bei Weitem mehr und bei Weitem Größeres, als eine bloß literarische Befriedigung; wir schreiben, nicht um der Kritik — wir philosophiren, nicht um des Systems — wir dichten, nicht um der Aesthetik willen: sondern dies bei Allem ist der Zweck, der uns leitet, dies das Ziel, das wir im Auge haben, praktisch zu wirken auf unser Volk und durch literarische Schöpfungen die größere, die Schöpfung eines freien, glücklichen Zeitalters vorzubereiten. Wir bedienen uns der Feder, wie man in andern (und allerdings glücklicheren) Zeiten sich des Schwertes und der Kugel bedienen würde: die freie Theorie soll uns hinüberführen zur freien Praxis, die Bücher zu Thaten.

Darum auch unser Publikum suchen wir nicht bei den Kritikern, den Gelehrten, den Schöngeistern, wir begnügen uns nicht mit der Zustimmung derjenigen, die sich selbst mit Emphase die Gebildeten nennen: sondern darüber hinaus das eigentliche Volk, so weit von einem solchen in Deutschland bisher die Rede sein kann, die Nation in ihrer Gesammtheit ist es, deren Herzen wir

zu gewinnen, deren Bewußtsein wir aufzuklären, deren Muth wir anzufeuern suchen. —

Was in dieser Hinsicht auch zu thun noch übrig bleibe und wie groß noch immer der Bruch sei zwischen der Literatur und der Masse: besser wenigstens (dies Zeugniß wird die Literatur, ohne Verdacht der Eitelkeit, sich ausstellen dürfen!) ist es damit geworden. Die Schriftsteller haben eingesehen, daß eine Literatur, die immer nur diesen oder jenen Kreis der Gesellschaft, diese oder jene Schicht der Bildung, niemals die Gesammtheit des Volkes, die Masse als solche erfaßt, ihres Namens als Nationalliteratur durchaus unwürdig und jedenfalls ohne Zukunft ist; sie haben gelernt — oder mindestens sie fangen an, sie bemühen sich darum, dem Volke verständlich zu werden, seine Sprache zu reden, seine Interessen zu vertreten. Sogar die Philosophie macht Miene, ihre Schulsprache zu verlernen und das schwerwuchtige, massive Erz der Kategorieen gegen die currente Münze der Umgangssprache zu vertauschen. Ja warum, da die Folge hinlänglich zeigen wird, daß es auf einen Lob= und Schmeichelbrief hier nicht abgesehen ist — warum sollte ich es nicht offen aussprechen, daß gerade Du, lieber Freund, von der scholastischen Dunkelheit Deiner frühesten Arbeiten bis auf die entzückende Leichtigkeit, die lebendige, allverständliche Grazie Deiner jüng-

sten Veröffentlichungen, in einer Vollständigkeit, wie kein Zweiter, diesen Uebergang aufs Glücklichste vollendet und uns dadurch ein Beispiel aufgestellt hast, dem wir nichts Eiligeres thun können als, je nach unsern Kräften, uns anzuschließen? —

Auch die Poesie hat hier vortheilhaft eingegriffen. Ich will, aus Gründen, die Du leicht erräthst, kein allzugroßes Gewicht auf ihren Einfluß legen; nur dies, glaube ich, wird ihr immerhin zuzugestehen sein, daß sie, sei es durch dasjenige, was andrerseits ihre wunde Stelle ist, die Allgemeinheit, das Leere, Phantastische ihrer Verkündigungen, sei es durch den Glanz ihrer Darstellung, die Pracht ihrer Farben, ja sei es endlich nur durch diese Aeußerlichkeit des Rhythmus, der die Seele unwillkürlich gefangen nimmt, diese Süßigkeit der Reime, die sich so sanft einschmeicheln in das Ohr des Hörers — genug, sie hat immerhin in weitesten Kreisen ein großes, ein leicht entzündetes Publikum gefunden; sie hat (das liegt in der Natur poetischer Anregungen) den Samen der Freiheit vielleicht nicht tief gelegt, aber ein beschwingter Vogel, sie hat, ihn an Orte getragen, wohin er sonst niemals gelangt wäre. Sie hat die Herzen geöffnet: gewinnt Ihr nun die Geister! —

So also steht die Sache: die Literatur begiebt sich in die Dienstbarkeit des Volkes, sie achtet die praktische

Nutzbarkeit, die unmittelbare Einwirkung auf die positiven Verhältnisse der Gegenwart einstweilen höher, als alle Forderungen des Systems, alle Einwendungen der Aesthetik. Möge diese sich einstweilen beruhigen! Es werden, in künftigen, vollendeteren Zeiten, in den reifen Tagen des Sieges, — es werden, sage ich, schon wieder Künstler aufstehen, Poeten sich finden, die auch der Kunst ihr Recht wieder anthun und zu dem größeren Inhalt, um den wir ringen, die vollendete Form hinzufügen. Wir einstweilen sind Soldaten, angeworben durch die Noth des Augenblicks, dienstbar dem Bedürfniß der Zeit. Hinweg darum mit jener ästhetischen, jener gelehrten Selbstbespiegelung, über welche der deutsche Schriftsteller, ein moderner Narciß, nur allzuoft schon das eigentliche Ziel seines Strebens vergessen hat! Hinweg jene Vornehmheit, die sich zu beflecken glaubt, indem sie hinabsteigt zu den Begriffen und zu der Anschauungsweise des Volkes — nicht, um sie pädagogisch zu meistern, vielmehr um sie zu theilen und Begriff um Begriff, Wort um Wort, Wahrheit um Wahrheit zu tauschen! Hinweg vor Allem jene Unduldsamkeit des Scholastikers, jene Rechthaberei des Gelehrten, die nicht bloß um den Geist streitet, sondern ebenso und mehr noch um den Buchstaben! die nicht bloß das Rechte anerkannt, die es auch allein in ihrer Form, in ihrem

Ausdruck, genau mit demselben Hauch, derselben Betonung, mit der sie es auszusprechen pflegt, anerkannt und verehrt wissen will! Das Publikum ist unsre ganze Macht, es ist das Einzige (aber dann auch ein Fels!), auf das wir uns stützen können: ehren wir es denn als unsern Meister! schonen wir seine Sympathieen! entsagen wir der Eitelkeit, es zu unsrer Weise nöthigen zu wollen, vielmehr lernen wir die seine — und kurz und gut, um es Alles mit Einem Worte zu sagen: seien wir praktisch! —

Nicht wahr, lieber Freund? Du verstehst jetzt den Schreck, der mich überfiel, das Bedauern, das ich empfand? — Als ich Deine geharnischten Erklärungen las, als ich hörte, wie Du Alles in Acht und Bann thust, woran die Seele des Volkes mit süßer Inbrunst hängt, als ich sah, wie Du ohne Scheu jene Altäre zerbrichst, vor denen die Edelsten unsers Volkes knieen, jene Sympathieen läugnest, die, wie mit Zauberklängen, die Herzen der Nation entzünden, jene Banner in den Koth trittst, auf welche die Augen des Volkes gerichtet sind — Wie unpraktisch! wie unklug! war mein erster Gedanke: wie seinen eignen Zwecken entgegen-, seinen und unsern Feinden in die Hände gearbeitet! Sei es — wir werden diesen Punkt später erörtern und so mag es für den Augenblick so gelten: sei es, daß Alles sich ver-

halte, wie Du sagst, sei der Gedanke des Vaterlands wirklich eine bloße Chimäre, seien Nationalgefühl, Patriotismus, Vaterlandsliebe wirklich lauter hohle, irrthümliche Abstractionen: aber das Volk glaubt noch an sie! Beklagen wir es, lieber Freund: allein was mehr? es ist noch so bornirt, auf seine deutsche Herkunft, seine deutsche Sprache, sein deutsches Land einiges Gewicht zu legen; es ist noch so kindisch, das bedauernswerthe! an Vaterland und Nationalität und ähnliche „Schrullen" zu glauben! es ist noch nicht gebildet genug, das arme! um zu wissen, daß es einzig auf die Freiheit ankommt, gleichviel ob eine französische, eine deutsche oder eine türkische — aber die Freiheit hat und kennt gar keine Nationalitäten mehr: sie ist die Freiheit und damit holla! Seien es falsche Altäre, seien es Götzenbilder: aber das Volk glaubt an sie! das Volk verehrt sie! es sind seine Götter! Warum also nicht Mitleid haben, o Du der Besserwissende, mit den Thörichten? Warum, statt seinen Irrthum leise, allmälig aufzuhellen, das Volk, wie man zu sagen pflegt, absichtlich vor den Kopf stoßen? Warum durch eine fanatische Opposition Sympathieen verletzen, Neigungen kränken, statt uns ihrer leitend zu bemächtigen? Das Volk weiß mehr vom Vaterlande, von dem es sich umgeben fühlt, das zu ihm spricht im Rauschen seiner Bäume, im Duft seines Weines, im ge-

heiligten Laut seiner Sprache, in tausend und aber tausend Erinnerungen und Denkmalen, als von der Freiheit, von der es nicht weiß, wo sie wohnt, deren Zauber es nie empfunden hat, die ihm keine Gestalt, kein Bild, keine Anschauung gewährt, auch wenn Du ihm sagen wolltest, daß sie krapprothe Hosen trägt: darf es uns befremden, wenn es sich das Bekannte, Verstandene nicht nehmen lassen will zu Gunsten eines Unbekannten, Unverstandenen? Am Vaterlande hängt es, Patriotismus, Aufopferung für das Vaterland, Nationalgefühl, Nationalehre hält es für höchst wesentliche, höchst schätzenswerthe Güter: nun kommst Du und erklärst ihm, das Alles sei Plunder, romantischer Quark, heraufgeholt aus der Grube des Mittelalters, auf die Freiheit allein komme es an und die Freiheit habe kein Vaterland und dulde keinen Patriotismus — im Ernst, lieber Freund, hältst Du dies wirklich für eine Empfehlung der Freiheit? Glaubst Du wirklich auf diesem Wege die Herzen des Volkes Deiner, unsrer Göttin zu gewinnen?

Dies führt mich auf den zweiten Punkt. Du zerstörst nicht bloß mit unerschütterlicher Hand den Nimbus, der bisher die Stirn des Vaterlandes verklärte: auch das ganz bestimmte, einzelne Vaterland, Dein Vaterland, Deutschland, das deutsche Volk unterwirfst Du einer mitleidlosen — ich darf nicht mehr sagen Kritik: denn Kri-

tik ist Läuterung, Kritik ist Ausscheidung: Du aber verwirfst den Kern mit der Schale, Du kritisirst nicht mehr, Du secirst; Du urtheilst nicht, Du verurtheilst.

Der Inhalt des deutschen Geistes (Du hast es ausgesprochen oder aussprechen lassen unter dem deckenden Schilde Deines Namens) ist die Niederträchtigkeit. Es giebt kein Laster, keine Schwäche, keine Thorheit, welche Du dem deutschen Volke nicht zu-, keine Tugend, keinen Vorzug, keine Fähigkeit, die Du ihm nicht absprächest, es sei denn die Tugend der Knechtschaft, der Vorzug der Dienstbarkeit, die Fähigkeit des Sklaven. Ja es ist ein Wunder, wie das arme Deutschland nur noch besteht: alle Regierungen Ali Pascha's von Janina, alle Regierten wahre Enragés der Knechtschaft, die sich alle mit eignen Händen das Joch auf den Nacken zu legen eilen, das ganze Land, Vergangenheit wie Gegenwart, eine einzige allgemeine Cloake!

Glaube nicht, lieber Freund, daß ich die durchaus reinen und edlen Motive dieses Zornes verkenne: ich weiß, wie warm, wie innig bei alledem Dein Herz für Deutschland schlägt und daß es nur Liebe, ungeduldige, zürnende Liebe ist, die sich hinter dieser finstern Maske des Hasses verbirgt.

In dieser Hinsicht also fürchte von mir weder Mißverständniß noch Vorwurf. Aber dennoch gestatte mir

einen Einwand. Zwar was die Regierungen angeht, so geb' ich Dir dieselben preis; sie haben Federn und Bajonette, Schriftsteller und Gensd'armen genug: mögen sie denn, thust Du ihnen Unrecht, sich selbst vertheidigen! Auch was das Volk betrifft, so will ich einstweilen (aber wohl gemerkt: auch nur einstweilen) Deine Anklagen in ihrer vollen Herbigkeit gelten lassen: so bleibt mir bei alledem meine obige Frage auch hier zu wiederholen: ist es praktisch, ist es klug, lieber Freund, Deinen Unwillen, Deinen Zorn, wie begründet er wäre, so nackt, in so gehässigen Worten auszusprechen, wie du thust? Du willst die sittliche wie staatliche Erhebung und Reinigung der Nation: ist es klug, ist es politisch, Deine Reformversuche damit zu eröffnen, daß Du ihr in Gnaden beweisest, sie sei eine Nation von Lumpen? Du willst die Befreiung des deutschen Geistes, seine Wiederherstellung im Reiche der Freiheit, seine Reinigung von allen Wundenmalen der Knechtschaft: ist dies der Weg dazu, daß Du als den Inhalt eben dieses Geistes die „Niederträchtigkeit" proclamirst?! —

Aber vielleicht entgegnest Du, daß jeder Besserung nothwendig die Einsicht in den bisherigen verderbten Zustand voraufgehn muß; der Arzt, der das Geschwür heilen will, darf nicht lange damit tändeln, er schneidet frisch zu, mag es dem Kranken weh thun oder nicht.

Zugestanden: aber wird durch Schmähworte und Beschuldigungen Einsicht erzeugt? aber während der Arzt das Uebel operirt, spielt er zugleich den Bußprediger und hält dem Patienten vor, wie er hier eine Flasche Wein zu viel getrunken und dort den Mädchen nachgelaufen und davon sei diese Krankheit entstanden und er sei überhaupt, bei Lichte besehen, ein liederlicher Lump? Verfällst du, lieber Freund, indem Du die politische Besserung der Nation nothwendig und allein aus deren Sündenbewußtsein ableiten willst, nicht in den tragikomischen Irrthum jener geistlichen Eiferer, welche auch meinen, nur aus der sittlichen Selbstvernichtung könne die sittliche Erhebung hervorgehen und das sei eine schlechte Tugend, die aus etwas Anderem emporwachse als aus der Zerknirschung der Creatur? Deine Anklage der Nation, Dein Vorwurf der Niederträchtigkeit, was ist es denn anders, als das „Sündenaas," der „Lügenknüppel" unsrer alten pietistischen Gesangbücher ins Politische übersetzt? — Du warst Lehrer, Du hast eigene Kinder, die Du mit Sorgfalt und Aufopferung erziehst, Du hast, während Du unter uns lebtest, mit jenem schönen Enthusiasmus, der Dich uns Allen so werth machte, an den Vereinen Theil genommen, welche zur Rettung leiblich wie sittlich Verwahrloster damals gestiftet wurden; es ist Dir nicht unbekannt, daß, um ein Kind zu unterrich-

ten, man nicht bei dem beginnt, was es nicht weiß, sondern umgekehrt bei dem, was es weiß; noch auch, um einen verdorbenen Menschen zu retten, klammert man sich, wie die Pfaffen, an sein Sündenbewußtsein: sondern umgekehrt an die Reste, die spärlichen, seiner besseren Natur sucht man anzuknüpfen, man appellirt an den Nachhall honetten, tüchtigen Bewußtseins, an das Gefühl sittlicher Würde und Kraft, das etwa noch in ihm lebt, man zeigt ihm, daß, wie tief er auch gesunken, doch noch immer Stoff genug in ihm sei, um sich wieder zu erheben zu einem tüchtigen, wackern Menschen. Und nun, lieber Freund, was Du keinem Kinde, keinem entlassenen Züchtling erweisen würdest — aber Deinem Vaterlande erweisest Du es?! Deine Nation willst Du bessern mit Mitteln, die, sähest Du sie in einem Zuchthause angewandt, unter Dieben und Mördern, Deinen Unwillen erregen würden — aber Deiner Nation, wie gesagt, bietest Du sie?! Wahrlich, lieber Freund, ich verhehle Dir nicht: eine Nation kann viele Gebrechen haben, sie kann kleinmüthig sein, eitel, verlogen, liebedienerisch — der Fond der menschlichen Natur ist unerschöpflich, sie kann sich wieder erheben, ich verzweifle nicht an ihr! Wohl aber die sich sagen ließe, sagen ließe von einem ihrer Schriftsteller, einem ihrer eigenen Söhne, was in diesen jüngsten Tagen der unsrigen gesagt worden ist —

gesagt worden obenein aus der Mitte eines fremden Landes und mit dem Anspruch, das wahre Orakel aller Weisheit und Wahrheit zu sein — und eine Nation ließe sich dies sagen und hätte noch eine andere Antwort darauf, als allein das Stillschweigen der Verachtung — wahrlich, lieber Freund, an einer Nation von Mordbrennern und Dieben will ich nicht verzweifeln: aber an dieser verzweifelt' ich! — —

Und darum noch einmal: hast Du praktisch, hast Du klug gethan? Hältst Du die Liebe, die Achtung der Nation für ein so geringfügiges Besitzthum, daß Du es so bereitwillig von Dir stößt?

Aber schon hör' ich, womit Du alle diese Einwendungen beseitigst: und ich stimme Dir bei. Was klug! sagst Du, was praktisch! aber es ist die Wahrheit, die Wahrheit meiner Ueberzeugung! Ueberlassen wir es den kleinen Demagogen der Pnyx, die nach dem Obolus der Volksgunst haschen, die Wahrheit zu verschweigen, weil sie bitter ist und das Volk schöner zu malen als es ist: die Philosophie hat mit diesen Künsten nichts zu thun, sie will so wenig Volksschmeichler sein, als Fürstenschmeichler, sie gestattet nicht nur, sogar sie fordert, sie gebietet diese volle Parrhesie des Bekenntnisses — wir haben es abgelegt, wie der Geist uns zwingt: steinigt uns nun, wenn es beliebt! —

Reich' mir die Hand — Du hast Recht: und so laß uns denn, absehend von jeder Rücksicht der Nutzbarkeit und des praktischen Vortheils, die Frage selbst nach ihren innern Gründen unmittelbar ins Auge fassen.

Zwar der erste Grund, mit welchem Du die Verfechter des Vaterlandes, die „Patrioten" und „guten Deutschen" zu entwaffnen gedenkst, ist selbst noch äußerlicher und praktischer Natur. Seht Ihr denn nicht, Ihr Verblendeten, rufst Du uns zu, daß Vaterland, Patriotismus, Nationalgefühl nur das große Narrenseil sind, mit welchem Eure Regierungen Euch an der Nase führen? Merkt Ihr denn nicht, Ihr Stumpfsinnigen, daß man Euch diese Lockspeise des Patriotismus nur hinhält, um Euch desto bequemer zu rupfen? Daß diese Idee des Vaterlandes nur der bunte Anstrich ist, mit dem man das Joch ausgeputzt hat, auf daß Ihr um so sicherer hineingeht, es um so ruhiger ertragt? Nach all den elenden Erfahrungen, die Ihr gemacht habt, nach all den Knechtsdiensten, den Erniedrigungen und Aufopferungen, zu denen man Euch à Conto des Vaterlandes, im Namen des Patriotismus und des Nationalgefühls beredet hat, wie ist es möglich, o Ihr Kindsköpfe, daß Ihr noch immer anbeißt an diesen Köder der Reaction, über dessen wahre Beschaffenheit doch längst kein Mensch mehr in Ungewißheit sein sollte?! Wie könnt Ihr noch

immer den Strick lieben, der Euch hängen soll, bloß weil er bunt — das Beil küssen, das Euch köpft, bloß weil es blank ist?!

Ich wage nicht zu widersprechen, lieber Freund: der heilige Name des Vaterlandes ist mehr als einmal gemißbraucht worden, mehr als einmal — wer wüßte es nicht?! hat man uns in die Schlacht geschickt und hat unser Hab' und Gut gefordert und unser Blut vergeudet und uns die Haut vom Leibe geschunden — Alles, wie sie sagten, um des Vaterlandes willen —! und meinten dabei doch nur ihren eigenen Vortheil, ihren Nutzen, ihre Erhaltung. Aber wo ist ein Heiliges, ein Wahres, Großes, Edles, ich frage Dich, das die Selbstsucht nicht mißbrauchte? Das verlogene Spiel, das mit dem Namen des Vaterlandes, mit Patriotismus, Deutschthum &c. allerdings getrieben wird, empört Dich dergestalt, daß Du, das Kind mit dem Bade verschüttend, überhaupt nichts mehr wissen willst von Vaterland und Vaterlandsliebe: aber die erlauchten Namen, die Du an seine Stelle setzen willst, Freiheit und Humanität, sind sie etwa niemals gemißbraucht worden? Ist es der falsche Götze des Vaterlandes allein, dem man Völker geschlachtet, und der Name der Freiheit wäre niemals gemißbraucht, unter der Maske der Humanität niemals geheuchelt worden? Nur immer der berauschende

Laut des Vaterlandes wäre es, womit die Gewaltherrschaft die Völker taumlig macht, den Wein der Freiheit aber hätten sie nie verfälscht? Die priesterliche Binde der Bildung, der Menschlichkeit und Sitte hätte niemals gedient, Zwecke der Barbarei, der Unbildung und Unsitte zu verheimlichen?!

Also in diesem Punkte wenigstens wären wir wett: und mußt Du mir schon erlauben, Dir die allerdings etwas triviale Wahrheit, daß der Mißbrauch einer Sache ihren Werth an sich nicht aufhebt, ins Gedächtniß zurückzurufen.

Aber auch Deine theoretische Begründung vermag ich weder zu billigen noch zu theilen. Vaterland, sagst Du — was ist es denn eigentlich? Geboren sein an einem bestimmten Orte, aufwachsen in einer bestimmten Umgebung, in bestimmten äußeren Verhältnissen, eine bestimmte Sprache als Mitgift überkommen haben — Aber das sind ja lauter rohe Naturbestimmungen, da ist gar kein geistiger Inhalt, für den man sich interessiren, kein geistiges Prinzip, das man theilen könnte.

Rohe Naturbestimmungen, ja wohl! Daß Du Deines Vaters Sohn bist (ich erinnere Dich an die witzigen Betrachtungen, die Franz Moor über diesen Punkt anstellt), ist ja auch wohl eine rohe Naturbestimmung, nicht wahr? Und doch wie willig, mit wie freudigem

Herzen fügst Du Dich dieser rohen Naturbestimmung! wie weißt Du diese Fessel der Natur zu veredeln zu einem inhaltreichen, unschätzbaren sittlichen Band! wie erhebst Du, durch freie Liebe, diese plumpe Thatsache der Natur zu dem Range einer machtvollen geistigen Potenz!

Ja noch mehr: Dein Vater sei gebrechlich, sei ein Krüppel, ein Bettler — ich will das Aeußerste sagen: ein Trunkenbold, ein Lump, ein Verbrecher — würdest Du, ich frage Dich, Freund! bei der Ehrfurcht, die Du Deinem Vater in der That erzeigt hast, bei der unermüdlichen Sorgfalt und Liebe, die Du Deiner Mutter noch heute beweisest und auf welche sie so stolz ist: würdest Du, wenn die „rohe Naturbestimmung" gewollt hätte, daß Dir ein solcher Vater zu Theil geworden — würdest Du nicht auch in ihm noch, wie gesunken, wie elend er sei, immerhin noch den Vater geehrt haben? Würdest Du nicht — und ich weiß, Du würdest es! — Tag und Nacht gearbeitet und alle Kräfte angestrengt und gedacht und gesorgt haben, seine Schwäche zu verdecken, seine Vergehen zu sühnen, sein Gedächtniß herzustellen? Eine Beleidigung dieses armen, verlorenen Mannes von fremdem Munde, ein höhnisches Wort auf seinen armen nackten Scheitel, eine lieblose Anspielung auf seine Fehler — Fehler, deren Dasein Du vor Dir selbst nicht läugnen kannst, die aber außer Dir Niemand sehen

und nennen und erwähnen soll — o gewiß ich kenne Dich, nicht die kleinste Beleidigung hättest Du geduldet, ja die unrettbare Ehre dieses verlorenen Greisen, mit Deinem Blute hättest Du sie doch noch gerettet! —

Und warum das Alles? aus welchem Grunde? Weil es Dein Vater ist, weil die „rohe Naturbestimmung" haben wollte, daß Du sein Sohn, und weil Du diese rohe Naturbestimmung als sittliche Macht in Deinem Herzen aufgenommen hast.

Nun, und der andern Naturbestimmung, jener, welche Dich, wie dort zum Sohn eines bestimmten Mannes, so hier zum Sohn eines bestimmten Volkes gemacht hat, willst Du dieselbe Ehre nicht auch erweisen? Vor ihm willst Du keine Ehrfurcht haben, seine Schwäche vor fremdem Auge nicht verhüllen, seinen Namen nicht vertheidigen?!

Aber das Gleichniß hinkt — und gottlob, d a ß es hinkt! Wie krank, elend, entwürdigt unser Vaterland in diesem Augenblicke auch sei, wie schwer es leide an eigner und fremder Schuld, wie wenig Grund das lebende Geschlecht auch habe, stolz zu sein auf seine Abkunft als Deutsche: ein verlorener Greis, ein Wesen, für dessen Elend kein anderes Ende als der Tod — die Hand aufs Herz, lieber Freund: das ist es doch noch nicht. Es ist ein geschlagener Hiob, ja! und auch die Freunde,

die ihn verlassen und den Stachel seines Unglücks schärfen mit bittern Worten, sind nicht ausgeblieben: es ist ein Lazarus, und selbst die Hündlein fehlen, die ihm die Schwären leck n: aber wurde Hiob nicht wieder hergestellt? wurde Lazarus nicht eingeführt in die Chöre der Seligen? — Auch Deutschland wird sich wieder erheben, es ist noch nicht am Rande seiner Tage, sogar umgekehrt, seine Tage kommen erst, seine Sonne hebt sich erst, die Sonne der Freiheit, bestimmt jeden einzelnen Ruhm zu überglänzen und eben dadurch, im Ueberglänzen, zu verklären! —

Allein Du wirst dies für Romantik, wenn nicht gar für Rhetorik erklären; suchen wir uns denn der Sache auf eine andere Weise zu nähern.

„Rohe Naturbestimmung" — Prüfen wir uns, lieber Freund, ob in dem geringschätzigen Zusatz, mit welchem wir dies Wort begleiten, dem schlecht verhehlten Achselzucken, mit dem wir es aussprechen, nicht noch ein Nachklang liegt von jener abstracten Einseitigkeit des Systems, jenem doctrinären Hochmuth der Schule, von dem wir uns täglich mehr loszuarbeiten suchen, damit das Unvergängliche und Wahre desselben, sein Kern und innerstes Wesen, in freier, eigener Gestaltung, sich desto fruchtbarer in uns bethätige. Natur ist überall schlechter als Geist, sie ist abgefallener, verhüllter Geist — Sehr wohl!

so ist doch auch verhüllter Geist noch immer Geist, so wartet doch auch der abgefallene nur der befreienden Versöhnung.

Diese aber tritt ein überall, wo der Mensch, der denkende, bewußte, die Natur in sich aufnimmt, sich in der Natur begreift. Die Natur sei todt, ich stimme bei: aber nur die abstracte, die Natur als solche, losgelöst, vereinsamt vom Menschen. Der Mensch ist der Messias der Natur, welche durch ihn, in ihm zur Erlösung kommt; aufgenommen im Menschen, fortwebend an seinem Schicksal, wird die starre Nothwendigkeit des Naturlebens erhöht zum freien Organismus geistiger Entwicklung, die Unvernunft des Zufalls verklärt sich zur stetigen Folge geistiger wie sittlicher Motive, die todte Existenz belebt sich zur reichen, vielgestaltigen Fülle geistigen Daseins. Was ist ein Fels? Ein großer Stein. Was ist ein Wald? Ein Haufen Holz. Was ist das Meer? Ein großes Wasser. Alle diese Dinge sind an sich todt, es sind rohe Naturexistenzen, nicht wahr? Aber indem ich lebe und aufwachse unter diesen Felsen, indem ihre schroffen, düsteren Gestalten sich meinem Geist einprägen, indem das ahnungsvolle Säuseln dieser Bäume meine Seele mit wundersamen Schauern erfüllt, indem ich den Duft dieser Blüthen, die Würze dieser Kräuter in mich trinke, indem mein Geist sich staunend versenkt in dies Rauschen der Wogen, dies Wallen der See,

indem die Unendlichkeit meines Geistes sich mit Entzücken wiederspiegelt in dem Anblick dieser irdischen Unendlichkeit — siehe da, wie die Natur lebendig wird in mir! siehe da, wie Fels und Baum und Meer in mir aufwachen und sich verklären zu sittlichen Eindrücken, geistigen Motiven, ja endlich zu Worten, zu Liedern, zu Thaten! Siehe da das ganze All, die weite unendliche Schöpfung, Ein einziger Organismus, aufgenommen, versöhnt, mitwirkend im Reiche des Geistes — und im Centrum der Bewegung, in Allem, durch Alles, Alles in ihm, der Mensch, der befreite, befreiende!

Laß mich versuchen, ob ich durch ein Beispiel deutlicher werde. Du kennst die neueste Wendung, welche die Literaturgeschichte bei uns genommen hat. Man begnügt sich nicht mehr mit ästhetischen Kategorieen, man ist es überdrüssig, die berühmten Dichter und Schriftsteller, einen nach dem andern, eintönig aufzureihen an dem dünnen Faden der Chronologie oder auch sie über Nacht in einzelnen Gruppen aufschießen zu lassen wie die Pilze. Vielmehr mit Aufmerksamkeit forscht man allen Verflechtungen ihres Ursprungs nach, man combinirt nicht nur die Zeitverhältnisse, in denen sie lebten, nein, auch der Ort, wo sie wohnten, die Provinz, in der sie aufwuchsen, die Umgebung ihrer Bildungsjahre und kurzum, das ganze weitschichtige Material der so-

genannten Aeußerlichkeiten wird sorgsam geprüft, durchforscht, verbunden, um uns daraus, in Gemeinschaft mit den unmittelbaren geistigen Motiven seiner Studien, Bestrebungen rc. die Erscheinung des betreffenden Künstlers zu erklären und zu rechtfertigen.

Und das mit Grund. Denn wer z. B. aus Göthe's poetischer Natur würde nicht immer noch den Frankfurter Reichsbürger heraus erkennen? wer will Gellert anderswo entstehen lassen, als in Sachsen, dem nüchternen, zierlichen, frommen? wer wollte in Schiller den Schwaben, in Tieck den Berliner, in Herder die schroffe, auf sich beruhende, unmittheilsame Natur des Ostpreußen verkennen? Und so könnten wir die ganze Literaturgeschichte, ja die ganze Geschichte prüfen: nur daß natürlich, um etwas Ansehnliches mit leidlicher Deutlichkeit wiederzuspiegeln, der Spiegel selbst ein ansehnlicher und deutlicher sein muß. — Ich weiß wohl, daß diese Auffassung der Geschichte nicht ohne Widerspruch geblieben; man hat es materialistisch gescholten, geistige Erscheinungen nicht bloß aus geistigen Motiven abzuleiten, sondern auch der Landschaft, in der er geboren ward, dem Hause, in dem er lebte, ja der Stube, in welcher er wohnte, dem Nachbargiebel, auf den er hinausschaute, einigen Einfluß zu gestatten auf das Werk des Dichters. Materialistisch! Als ob es nicht viel materia-

listischer wäre, die Materie ewig nur Materie, die Scholle immer nur Scholle, den Stein nur immer Stein sein zu lassen, als sie aufzunehmen in die Gemeinschaft des Geistes und ihnen Antheil zu gönnen an seiner Arbeit! Von Dir, lieber Freund, der Du das Wesen der Geschichte ergründet hast und mithin auch keine Autochthonen des Genies, keine Talente von Gottes Gnaden verlangen wirst, hab' ich diesen Vorwurf nicht zu befürchten; darum mag ich auch hier mit der bloßen Erwähnung darüber hinweggehen.

Wohlan denn: was Du den einzelnen historischen Persönlichkeiten zugestehst, dasselbe gönne auch den Völkern! Denselben Zusammenhang, den bei einzelnen historischen Persönlichkeiten die Wissenschaft nachträglich darzulegen bemüht ist, eben diesen Zusammenhang, behaupte ich, eben diese geistige Befreiung der gebundenen „rohen Naturbestimmung" hat, in der Bildung und Entwicklung der Nationen, die Geschichte auch ihrerseits befolgt. Versetze den Hellenen aus seinem vielbuchtigen, inselreichen, zerrissenen Lande, nimm ihm den ewig blauen Himmel, der über ihm sonnte, nimm ihm diese Luft, die ihn balsamisch küßte, nimm ihm diesen Anblick des Gebirgs, das seinen Horizont umsäumt, dieses Meers, das zu seinen Füßen spielt, nimm ihm diese raschen, kleinen Ströme, diese schattigen Thäler, diese fruchtbaren Ebenen, welche

sie bewässern — nimm ihm das Alles, Freund! und dann sieh zu, was Dir übrig bleiben wird von hellenischer Art und Kunst. Der Inder, mit seiner träumerischen Ruhe, seiner schwelgenden Sinnlichkeit, seiner wühlerischen Phantasie konnte nur unter dem mittäglichen Brand seiner Sonne, in der Pracht seiner Tropenwelt, an den langsam wallenden, feierlichen Fluthen seiner heiligen Ströme —; der gemüthstiefe, aber kalte, verständige, langsame Skandinavier nur in der Einsamkeit seiner stiefmütterlichen nordischen Natur —; der Engländer nur auf seinem Eiland, nur als Inselstaat, gedeihen — und so fort. Ja, laß es mich frei aussprechen, auf die Gefahr hin ein Phantast zu heißen: die Erde, — was man so recht eigentlich die Erde nennt — dieser Ball selbst mit seinem Festland, seinen Inseln, seinen Meeren, Gebirgen, Flüssen — er ist erwacht, er lebt — in seinen Bewohnern! Die Länder bewegen sich in den Völkern, die sie bewohnen! Die Nationen und ihre Thaten sind die letzten, äußersten Spitzen, die feinsten Nervenenden gleichsam der Erde, welche in ihnen erst ihre volle Entwicklung, ihr wahres Leben hat!

Doch dies beiseit. Auch ohne daß ich mich weiter vertiefe in die Mysterien dieser vielleicht etwas ketzerischen, vielleicht (wer kann für sich einstehen?) etwas romantischen Ansicht, wirst Du bereits merken, wohin ich ziele

und worauf es mir ankommt: darauf nämlich, daß jene „rohen Naturbestimmungen“ der Abstammung, des Wohnortes, der Sprache, mit Einem Worte: der ganze äußerliche Apparat dessen, was man gemeinhin Heimath oder Vaterland benennt — daß, sage ich, jene Naturbestimmungen keineswegs so völlig roh, so völlig äußerlich sind, wie Du es darstellst; daß sie vielmehr, in der Gestalt geistig sittlicher Mächte, übergehen in das Wesen der Völker selbst; ja daß gerade aus ihnen, wie sie den Charakter eines jeden Einzelnen von uns bilden und bestimmen helfen, so auch aus ihnen die Individualität der Völker, die Persönlichkeit der Nationen sich entwickelt.

Denn dies endlich ist das Resultat dieser ganzen Gedankenreihe: die Nationalität ist die Persönlichkeit — Patriotismus, als das Bewußtsein dieser Persönlichkeit, die Ehre der Völker.

Aber hier unterbrichst Du mich. Ganz richtig, sagst Du: die Nationalitäten sind die Persönlichkeiten; aber die Persönlichkeiten selbst, was sind sie anders, als bloße Existenzen? Diese Einzelheit zum Princip zu machen, wär' es nicht eine Brutalität? Nicht mein Genre, sondern meine Vernunft ist das Princip der allgemeinen Welt des Menschen; das Genre dagegen, des Individuums, der klobige Charakter der Existenz und das Auftreten einer Existenz gegen die andere ist der Charakter

der brutalen Welt der Thiere. Darum nicht auf die Nationalität, als die einzelne Existenz, sondern allein auf die Freiheit, als das wahre Sein der Völker, kommt es an. Jene kann man aufgeben, diese niemals; jene kann man wechseln, bei dieser ist kein Tausch möglich; man kann frei sein ohne Nationalität, aber eine Nationalität ohne Freiheit, was wäre sie?! —

Halt, nicht so rasch, mein Freund! Blicken wir diesem Schreckbild der Existenz ein wenig näher ins Gesicht, vielleicht daß es damit ähnlich steht, wie mit den „rohen Naturbestimmungen.“ Freilich, wie die Natur nur eine Form, eine verhüllte, des Geistes, so auch ist die Existenz, die einzelne, besondere Persönlichkeit, das Individuum als solches, nur eine Form, eine beschränkte, endliche, des allgemeinen Seins. Aber, Freund, eine nothwendige Form! Was sein will, muß auch zu existiren wissen; die Faust in der Tasche ist keine. Ja die ganze Geschichte, die gesammte Entwicklung des Geistes, was ist sie anders, als ein fortwährendes sich Individualisiren, ein fortwährendes (damit wir auch die Barbarei der Schulsprache einmal nicht scheuen) sich als Existenzen Setzen des allgemeinen, ewigen Seins? Und wie willst Du überhaupt zu irgend etwas in der Welt kommen ohne Individuum, ohne Persönlichkeit, ohne Existenz? Daß die Erscheinung die Idee niemals völlig

decken, die Einzelheit das Allgemeine, die Existenz das Sein niemals völlig enthalten und umschließen wird, das ist richtig genug: aber dies fortwährende Setzen und Aufheben und Drüberhinausgehen, dies Kämpfen und Siegen und in diesem seinem eigenen Siege aufs Neue Unterliegen, diese ewigen endlosen Kreise, aufsteigend in unabsehbarer Reihe; von denen immer einer den andern erzeugt, verschlingt, sich wiedergebärt aus ihm — ich bitte Dich, Freund, was ist denn Leben, was ist Geschichte, wenn nicht dies?! Und wie willst Du dies Alles ermöglichen, ohne Existenz und ohne Persönlichkeit?! — Seine Persönlichkeit zum Princip machen, das soll man allerdings nicht: wohl aber das Princip zu seiner Persönlichkeit — da liegt's! Nicht ich mache mich geltend gegen das Princip, sondern das Princip macht sich geltend in mir; ich individualisire das Allgemeine, verwirkliche die Wahrheit, realisire die Idee in mir, in meiner Person, durch meine Existenz. Meine Existenz, meine Persönlichkeit sind nicht mein Zweck, nicht meine Schranke: aber sie sind meine Voraussetzung, meine unvermeidbare, von der ich nicht lasse, die ich vertheidige, die ich mit Eifersucht bewache. Worauf beruht aller menschliche Verkehr, alle staatliche Ordnung, alle Blüthe der Geselligkeit, als allein auf dieser gegenseitigen Anerkenntniß der Persönlichkeit? Das bloße Geltendmachen einer Persönlichkeit gegen die andere, es

sei bestialisch, ich stimme Dir bei: so ist das freiwillige Wegwerfen, das geflissentliche Läugnen der Persönlichkeit um nichts besser — nämlich ehrlos; geschieht das Eine nur unter Thieren, so kann das Andere nur unter Spitzbuben geschehen. Erwäge selbst: ein Mensch, der auf nichts pochen wollte als allein auf die Thatsache seiner Existenz, der, mit Einem Worte, seine specielle, beschränkte Persönlichkeit zum allgemeinen Gesetz, zum leitenden Princip erheben wollte, diesen allerdings, als eine anmaßliche, einfältige Personnage, würden wir auslachen, wie ihm gebührt. Allein der Andere, der gar nichts gäbe auf seine Persönlichkeit, der sie wegwürfe und erniedrigte, ja dem Du ins Antlitz speien könntest und er muckste nicht: es traf ja nur seine Persönlichkeit — —! was meinst Du, lieber Freund? nicht einmal auslachen werden wir diesen, sondern nur ihn — verachten.

Machen wir denn hievon die Anwendung auf die Nationalitäten und das Verhältniß der Völker untereinander! Allerdings der wahre, eigentlichste Inhalt der Geschichte ist die Freiheit und ihre Verwirklichung. Aber so wenig der Geist überhaupt im gegebenen Falle sich anders manifestiren und verwirklichen kann, als durch die Individuen und in der Form einzelner, persönlicher Existenzen: ebenso wenig kann diese große Aufgabe der Geschichte anders gelöst werden, als daß sie gleichfalls in

Persönlichkeiten sich verwirklicht. Diese Persönlichkeiten, wie gesagt, sind die Völker; sie sind die einzelnen nothwendigen Acteurs in dem großen Drama der Freiheit, das sich durch sie, für sie vollzieht. Alles daher auch, was ich so eben von den einzelnen Individuen gesagt, gilt nun auch ebenso von den einzelnen Nationen. Auch die Nationalität ist nicht das Princip, wohl aber hat das Princip (und das ist hier kein anderes als die Freiheit) sich innerhalb ihrer zu verkörpern; auch hier ist die Freiheit das Wesen, die Nationalität, das Beharren in der bestimmten Existenz, die nothwendige Voraussetzung; auch hier wär' es allerdings brutal, immer nur Persönlichkeit gegen Persönlichkeit, Nationalität gegen Nationalität zu setzen: dagegen seine Nationalität Preis geben, sie wegwerfen und abschütteln, ja nur den kleinsten Makel, den leisesten Hauch fremder Gewaltthat an ihr dulden, dies — ich kann Dir den Ausdruck nicht ersparen! — dies, mein Freund, wäre ehrlos. Wir sollen nicht bloß Persönlichkeit sein, sondern von dem Allgemeinen erfüllte, *geistig berechtigte* Persönlichkeit; ebenso die Völker sollen nicht bloß Nationen sein, *sondern freie Nationen*. So wenig das Allgemeine die Persönlichkeit vernichtet, vielmehr es veredelt sie: so wenig auch von der Freiheit wird die Nationalität vernichtet, vielmehr verklärt von ihr. Nicht also Gegensätze sind Nationali=

tät und Freiheit, Patriotismus und Humanität — vielmehr Ergänzungen; nicht Vaterland oder Freiheit ist die Devise, vielmehr Vaterland und Freiheit, ja in unmittelbarem, organischem Zusammenhang: **das freie Vaterland!**

Nicht daß überhaupt Freiheit in der Welt sei, macht mich glücklich: sondern daß Freiheit sei in meinem Vaterlande! Was thu' ich mit der Freiheit, die an der Seine wohnt oder an der Themse oder am Oronoko, gleichviel?! Was thu' ich mit der Wahrheit, der Tugend, der Sitte, die sich in Hinz oder Kunz oder Peter personificirt?! Sondern sie soll sich personificiren zuvörderst und vor Allem in mir! Sondern die Freiheit soll wirklich werden auf dem Boden, dem heiligen, meines Vaterlandes!

Daß das nicht heißen soll: Ich will tugendhaft sein, Ihr Andern könnt Spitzbuben bleiben, Deutschland soll frei sein, die übrige Welt mag Fesseln tragen — brauch' ich es Dir erst zu sagen? Der Mißverstand wäre zu grob, die Verdrehung zu plump, als daß ich sie von Dir oder irgend Jemand zu befürchten hätte. Nicht die Selbstsucht ist es, die ich predige, sondern das Selbstgefühl: nicht der Stolz, sondern die Würde: nicht die Eitelkeit, sondern die Ehre. Nur nicht so weit, verlange ich, soll der Kosmopolitismus gehen, daß der Patriotismus darüber zum Teufel fährt; nicht so weit das Anerkenntniß des Allgemeinen, daß ich darüber zum Lump

werde an mir Einzelnem; nicht so weit der Enthusiasmus für die Freiheit in abstracto, daß ich darüber mein eigenes Vaterland in eine sehr concrete Knechtschaft der Fremden gerathen lasse!

Und obenein, wer ist es, welch ein Land, welch eine Nation, dem Ihr dieses höchst vortreffliche, höchst edelmüthige Weltbürgerthum zumuthet? Vornehme Herren mögen immerhin incognito reisen: aber ein armer schlichter Kerl, so mitten durch die Welt, wird wohl allemal am Besten thun, seinen ehrlichen Namen ehrlich zu bekennen; reiche Herren mögen verschwenden: aber der Arme halte das Wenige zu Rathe, das er hat. Ich meine: machtvolle, weltgebietende Nationen, Nationen, deren Patriotismus weltkundig, deren Selbständigkeit unbestritten, deren Ehre allerwärts freiwillig anerkannt ist — diese, wenn sie wollen (aber sie werden nicht wollen), mögen mit breiweichem sentimentalem Kosmopolitismus, mit abstracten Redensarten von abstracter Freiheit und Humanität ein ergötzliches Spielchen treiben: solch ein armer pauvrer Kerl aber, wie wir, solch ein Anfänger unter den Nationen, wie die deutsche, solch ein Fibelschütze in Patriotismus und Ehrgefühl und Allem, was Vaterland und nationales Bewußtsein heißt, wie das deutsche Volk — der, um des Himmels Willen, lasse sich diese edelmüthigen Grillen doch ja vergehen! er danke doch ja sei=

nem Schicksal, wenn es ihm vergönnt wird, sich als Patriot, als Deutscher zu zeigen! er preise sich doch ja hochbeseligt und jauchze Dankeshymnen, wenn er, der sein Vaterland unzählige Male vergessen und verrathen und verkauft hat, es auch einmal bekennen und ehren und vertheidigen darf! — Wahrlich, lieber Freund, Du treibst ein gefährliches Spiel! Den Tauben, denkst Du, ist gut predigen, und wo kein Patriotismus ist, da kann auch keiner verdorben werden. Aber wenn es nun noch nicht so schlimm stände mit uns Deutschen? wenn nun wirklich noch (oder wirklich schon, es bleibt sich gleich) einige Ansätze nationalen Ehrgefühls vorhanden wären, einige Keime patriotischer Empfindungen knospten — und der rauhe Hauch Deiner Worte erstickte, der Frost Deiner Behauptungen verdürbe sie und es bräche nun endlich wirklich herein, das Elend, die Prostitution, die allgemeine, unergründliche Verderbtheit, mit deren Bildern Du bis dahin gespielt — wie wolltest Du es tragen, lieber Freund, wie es verantworten vor Dir selbst! —

Auch die Beispiele, mit denen Du mir beweisen willst, daß Patriotismus und Vaterland, günstigsten Falls, ein purer Luxus, ein Privatvergnügen, das zu besitzen vielleicht recht angenehm, aber durchaus keine Nothwendigkeit, und auf das daher ein vernünftiger

Mensch recht wohl verzichten könne: gleichsam wie die Anatomen uns von einigen Theilen des menschlichen Organismus beweisen wollen, daß es zwar ganz gut sei, sie zu haben, indessen die Milz herausgeschnitten, so sterbe man auch noch nicht — auch diese Beispiele, lieber Freund, scheinen mir nicht glücklich gewählt.

Zuerst führst Du Chamisso an — ein Mann unter allen Umständen, vor dessen Andenken meine Seele sich in Hochachtung beugt! An seine unglückliche zwitterhafte Stellung zwischen Frankreich und Deutschland erinnernd, fragst Du mich, ob ich ihn auch, wie die Knaben den Schlemihl, mit Steinen werfen wolle, deshalb, weil er seinen Schatten, seinen Patriotismus, sein Vaterland, verloren? —

Es ist überhaupt meine Passion nicht, irgend Jemand mit Steinen zu werfen: aber was speciell Chamisso angeht, so glaube ich, daß jene Zwitterstellung allerdings einen Bruch des Bewußtseins, eine unlösbare innere Verstimmung in ihm hervorgebracht hat; ich klage ihn nicht an — denn es war eine Schicksalsbestimmung, die ihn überkommen, nicht eine freie Wahl, die er getroffen: aber ich beklage ihn, ich erblicke in seinem Schicksal einen ächt tragischen Conflict, ich erkläre mir aus ihm jenes frühe Greisenthum, das den kräftigen Mann darniederbog, jene Schatten der Melancholie, die auf seiner edlen Stirne brüteten, jenen Mißklang der

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zerrissenheit, der aus seinen Dichtungen uns anweht. Freilich, lieber Freund, es läßt sich leben ohne Milz, ohne Arm, ohne Bein, ohne Dies und ohne Jenes: aber preisen wir darum die Krüppel glücklich? verstümmeln wir darum uns selbst und legen Hand an den gesunden Bau unsers Leibes?

Zum Zweiten führst Du Amerika an und die Auswanderer, die sich dort angesiedelt haben, zum Beweise, daß der Verlust des Vaterlandes tausendfach aufgewogen werde durch den Gewinn der Freiheit und daß, wo diese erlangt wird, die Verzichtleistung auf jenes nicht in Anschlag komme. Man kann das Vaterland wechseln, sagst Du — ohne Zweifel! Aber hast Du sie durchforscht, lieber Freund, die Tage voll Kummer, die Nächte voll Qual, welche (ich spreche natürlich von denen allein, welche diesen Schritt der Auswanderung mit Einsicht und Bewußtsein, nicht im dumpfen, thierischen Instinkt der Noth oder der Gewinnsucht gethan haben) — welche diesem Entschluß vorausgegangen? Hast Du sie gesehen, die todesbittern Thränen, die sie dem Bilde ihres Vaterlandes nachweinten? Hast Du sie empfunden, die kalte, schmerzlich ingrimmige Resignation, die künstlich geschraubte Hoffnung, den blinden Muth der Verzweiflung, mit der sie den neuen Boden betraten — betraten: nicht um, wie Du meinst, vom Vaterland zu abstrahiren und bloß

der Freiheit allein zu leben: vielmehr was Anderes ist es denn, was sie an die neue Erde knüpft, als einzig die Hoffnung, daß sie ihnen wiederum zum Vaterlande werden, daß für das alte, von dem sie sich blutenden Herzens losgerissen, ihnen allmälig ein neues aufblühen wird jenseit des Oceans?! — Sieh den Baum an, Freund, den Du in ein neues Erdreich verpflanzest: er wird krank und hängt die Blätter, ja vielleicht er stirbt. Und den Menschen sollte es nicht angreifen? er allein sollte sich vom Vaterland entwöhnen können, etwa wie man sich den Tabak abgewöhnt: es fällt Einem nicht ganz bequem, es genirt — indessen enfin, es geht doch?! — Der Mensch vermag viel, er vermag endlich auch dies: aber hüten wir uns den Nothstand als den Musterstand, die Krankheit als die Gesundheit, die Ausnahme als die Regel zu proclamiren! Beneiden wir nicht, beglückwünschen wir nicht — im Gegentheil, bedauern wir den Unglücklichen, der dieses köstlichste Besitzthum entbehren, diesen Tausch eingehen muß! Bedauern wir Chamisso, bedauern wir den armen Auswanderer, der, von Noth und Elend oder von der Verstimmung seines eigenen Gemüthes gezwungen, einem fremden, harten Boden, einer langen, kummervollen Zeit mühsam wieder abzugewinnen sucht, was die Götter ihm bei der Geburt gnädig in die Wiege legten: ein Vaterland!

Wenn man zu Hause die Freiheit verliert, sagst Du, so entbehrt man gern alle Vortheile der Heimath, um die Freiheit in der Fremde wiederzufinden; ja der Eine Moment, den freien Boden eines freien Volkes, den Platz, wo das Jahrhundert seinen Sieg erfocht, zu betreten, dieser Eine Moment ist mehr werth, als viele Jahre einer poesielosen heimischen Knechtschaft.

Allein wer erkennt auch überhaupt die heimische Knechtschaft an? wer spricht davon, daß in der Heimath überhaupt Knechtschaft sein soll?

Aber sie *ist*, sagst Du. Gut, da schlag' ich Dich mit Deinen Worten: sie *ist* nicht, sie *existirt* bloß — und unsere Sache ist es, in unsern Armen ruht es, diese falsche Existenz durch ein wahrhaftes Sein zu vernichten. Knechtschaft *ist* überhaupt nie: sie wird immer nur aufgehoben, nur ewig vernichtet, überall, in jedem Augenblicke, mit jedem Athemzuge, den Du thust, durch die allgegenwärtige, ewig siegreiche, die Freiheit!

Ueberall — aber wenn nun Deutschland eine Ausnahme macht? wenn nun alle Völker zur Freiheit berufen sind, aber das deutsche, wie der Poet in Schillers Theilung der Welt, ist zu kurz gekommen und vergessen?

Es giebt Leute, welche diesen Einwand in allem Ernste gemacht, welche in allem Ernste behauptet haben, die Deutschen seien von geringerm Stoffe als die übrigen

Nationen und daher auch nur zu niedrigern Erwartungen berechtigt, eine Pariakaste, die Cretins gleichsam der Weltgeschichte. Aber diesen Leuten antworte ich, daß derartige „rohe Naturbestimmungen", wonach die Einen zur Freiheit geboren wären, die Andern zur Knechtschaft, die Einen zu Herren, die Andern zu Sklaven, mit dem Begriff der Geschichte und des Geistes allerdings unvereinbar; ich antworte ihnen, daß wohl Geld und Gut und alles endliche, irdische Besitzthum Monopol sein mag, aber die Freiheit ist Gemeingut; — und endlich antworte ich ihnen, daß, wer unter uns sich selbst als Cretin fühlt, wohlan, habeat sibi: der wandere aus, das Vaterland wird an ihm allerdings nichts verlieren. —

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf das große Supplement, die große Indemnisation, mit der Du uns Vaterland und Patriotismus ersetzen willst, das être suprême (daß ich so sage) dieser neuen Vernunftpolitik, welche du predigst. Das wahre Vaterland des gebildeten, freien Menschen, sagst Du, ist die Partei. Die Partei geht durch die Völker: und wenn Du noch so viel Gewicht auf das Vaterland legst, Du wirst nie der Thatsache entgehen, unter der wir jetzt fast erliegen, daß die Parteien der Reaction in allen Völkern aufs Engste verbunden sind und gegen ihre freien Volksgenossen im Namen ihrer reactionären Partei verfahren. Gegen diese kosmopo-

litische Verbindung der Despotie und des Jesuitismus sollten wir nicht über die Linie unsrer Dörfer hinausgehen? Welche Thorheit! Ein freier Franzose ist mir lieber, als ein deutscher Reactionär, weil er zu meiner Partei gehört und dieselbe Idee verfolgt, der auch ich nachstrebe. Wie einfach, wie nothwendig! —

Allerdings: zu der abstracten Freiheit eine abstracte Partei, wie einfach, wie nothwendig! — Aber ernsthaft zu reden: die Idee, der ich nachstrebe, soll doch irgend Fleisch und Bein gewinnen, die Freiheit, für die ich kämpfe, soll sich doch in gereifter, wirklicher Gestalt, in bestimmten Einrichtungen und Schöpfungen entfalten, mithin auch die Partei, der ich angehöre, sie schwebt doch auch nicht in der Luft, sie braucht doch auch einen bestimmten historischen Boden, ein bestimmtes festes Ziel, bestimmte Umgebungen und Mittel — mit einem Worte, sie braucht einen nationalen Boden. Der liberale Franzose und der liberale Deutsche, in abstracto wollen sie allerdings dasselbe, die Freiheit: aber wie verschieden kann, wird, muß diese Freiheit sich nicht entfalten bei dem Einen und bei dem Andern! wie leicht kann es sich nicht ereignen, daß, was der freie Franzose erstrebt, dem Interesse des freien Deutschen aufs Aeußerste hinderlich, ja verderblich ist! Die Despotie hat freilich leicht zusammenhalten: sie ist immer und überall nur Eine, wie

der Tod. Aber die Freiheit ist vielgestaltig und reich an Formen, wie das Leben, dessen Wahrheit und eigenste Vollendung sie selber ist. Erinnere Dich, ich bitte! an die Rheingrenzgelüste der französischen „freien Partei!“ Erinnere Dich, mit welcher allerliebsten Nonchalance die „Partei“ der französischen Liberalen ihre weltbefreienden Projecte jederzeit auf deutscher Zerstücklung, deutscher Erniedrigung und Schmach zu basiren geruht! Erinnere Dich, wie Deutschland es ist, mit welchem, als einem herrenlosen Gut, sie die Risse und Brüche ausstopfen wollen, welche ihre „Befreiung“ dem gebrechlichen Leib des europäischen Staatensystems verursachen würde: — hier ein Fetzen, den geben wir an Rußland, und hier einer, mit dem bringen wir Oesterreich zur Ruhe, und hier ein Stück, damit entschädigen wir Preußen für seine Rheinlande . . .

Nein und aber nein! Nicht mit der fremden Partei, wir wollen auf eignen Füßen stehen, wir wollen nicht mit einer Nachahmung jener despotischen Verbrüderungen, die Du eben erwähntest, die heilige Sache der Freiheit beflecken, wir wollen nicht das Joch heimathlicher Knechtschaft brechen, um den Uebermuth der Fremden dafür einzutauschen: sondern selbst ist der Mann! und so wollen auch wir mit eigner Anstrengung unsre eigne Freiheit erkämpfen!

Also noch einmal: nicht Vaterland oder Freiheit, sondern das freie Vaterland! nicht Partei oder Patriotismus, sondern patriotische Partei! —

Darf ich Dir etwas sagen, lieber Freund? Derselbe Vorwurf, der wohlbegründete, den Du Bruno Bauer und seinem theologenfresserischen furor machst, dieser nämlich, daß er die Theologen bekämpfe als Einer, dem der Theologe selbst noch immer im Nacken steckt, er trifft, in in ähnlicher Weise, auch Dich. Oder in diesem Haß gegen das Vaterland, in diesem Fanatismus gegen Alles, was nach Patriotismus, nach Nationalität, nach Deutschthum schmeckt — wer, antworte Du selbst! vermöchte in diesem Allen den alten Burschenschafter von Anno vierundzwanzig zu verkennen, als welcher Du Deine politischen Lehrjahre gemacht? Du hassest das Deutschthum darum, weil Du selbst so gründlich in einem falschen gesteckt, Du recensirst den Patriotismus, weil Du an Dir selbst erfahren, was Alles für Thorheit unter diesem Namen passirt, Du verbietest vom Vaterlande zu sprechen, weil Dir dabei immer das Vaterland einfällt, das unfreie, mittelalterliche, romantisch deutschthümelnde Deiner Studentenzeit. — —

Und so komödiren wir endlich Alle unsre eignen Schwächen: was aber ewig bleibt und ewig Recht be-

hält, das ist die treue, feste Gesinnung, die Begeisterung, der starke, männliche Muth! —

Leuchte uns auch ferner in diesen edelsten Eigenschaften thätig voran, so wird alles Andere, wie Nebel vor der Sonne, verschwinden.

Wir grüßen Dich von Herzen: auf Wiedersehn — im Vaterland!

II.

Zur Literatur.

Zur Geschichte der deutschen Uebersetzungs-Literatur: Sophokles.

Wenn wir den unermeßlichen Aufwand von Zeit und Fleiß und Kraft erwägen, welcher in dem gesammten Verlauf unserer Literatur, insbesondere aber seit den letzten vier Jahrhunderten gemacht worden ist, um die Schriften des Alterthums unsrer Begriffswelt und unserer Sprache durch Uebersetzung anzueignen; wenn wir uns erinnern an die wetteifernden Bemühungen so vieler ausgezeichneter und tüchtiger Männer, welche alle den reichen Schatz ihrer Kenntnisse, das glückliche Vermögen ihres sprachlichen und oft sogar ihres poetischen Talentes auf diese Uebertragung der Alten verwendeten; ja wenn wir nur mit einem Blick in die Verzeichnisse unsrer Bibliotheken uns überzeugen von dem wahrhaft ungeheuren Vorrath von Uebersetzungen, Nachahmungen, Bearbei-

tungen des Alterthums, und dann erwartungsvoll, welches endlich jetzt die gereifte Frucht so unzähliger Bemühungen sein wird, den gegenwärtigen Zustand unsrer Uebersetzungsliteratur ins Auge fassen: so wird es uns nicht wenig überraschen, hier, als hätten wir jene lange Schule mühsamster Versuche und Erfahrungen noch gar nicht durchgemacht, immer noch ein so chaotisches Gewirre widersprechender Ansichten, Forderungen und Leistungen zu finden, daß es in der That schwer hält, in diesem allgemein willkürlichen Treiben ein mehr als willkürliches Urtheil persönlicher Billigung oder Mißbilligung zu fällen.

Nicht ohne Grund glauben wir den Ursprung dieser Verwirrung, die in dem Mißbrauch und der vergeblichen Anstrengung so vieler Kenntnisse und Kräfte sogar etwas Tragisches erhält, darin zu finden, daß man es bisher verschmäht hat, der geschichtlichen Entwicklung dieser Uebersetzungsliteratur die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen: einer Entwicklung, welche, indem sie aus der Geschichte den Begriff herauskehrt, zugleich das Princip und den nothwendigen Gang zukünftiger Uebersetzungen, insoweit diese nicht als unerheblich und willkürlich außerhalb der allgemeinen Entwicklung stehen bleiben wollen, vor unser Bewußtsein führen würde.

Denn mit der luftigen Theorie, welche von dem bisherigen geschichtlichen Verlauf und der thatsächlichen Verwirklichung der Idee in der Geschichte absieht, und ihre eigene Willkür zum Gesetz machen will, werden wir weder hier ausreichen, noch irgendwo; und darum haben selbst so scharfsinnige und anregende Betrachtungen, wie z. B. die von Schleiermacher (Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens, in den Abhandlungen der berliner Akademie, 1813: Philos. Kl. v. 1812—13, S. 143—172), weil sie nicht aus geschichtlicher Forschung hervorgegangen und nicht an diese sich anschließen, keine Vereinigung der widersprechenden Ansichten herbeiführen können. Man hört es wohl alle Tage und es ist wahr genug, daß unsre ganze gegenwärtige Bildung auf den edlen Stamm des classischen Alterthums gepflanzt ist und bis in die kleinste Ader hinein von diesem unversiegbaren Quell der Antike lebendig durchflossen wird. Aber noch fehlt es an einer Darstellung, welche uns aufklärte und unterrichtete über die Art und den Zusammenhang dieser innerlichsten Verwandtschaft, — eine Darstellung, in welcher die Geschichte unserer Uebersetzung der Alten keinen geringen Platz einnehmen und nicht ohne allgemeinstes Interesse sein würde.

Es wäre dies eine Aufgabe sowohl für den Philologen als für den Geschichtschreiber unsrer Literatur. Je-

ner, dem es um Erkenntniß des besondern alterthümlichen Geistes zu thun ist, oder doch zu thun sein soll, würde denselben begleiten durch die mannigfachen und oft wunderbaren Umbildungen, welche er in der Berührung mit der mittelalterlichen und modernen Zeit, in der Einwirkung auf die Charaktere und Zustände der verschiedenen Völker, in der Verschmelzung und Erweiterung zu einem neuen Dasein erfahren hat; er würde nachweisen, was von jenen großen und energischen Manifestationen des Alterthums in seinen Dichtern und Künstlern von dem neuen Geist nachfolgender Jahrhunderte aufgenommen und zu neuem Lebenssafte verwendet worden; er würde zu herzerhebendem Schauspiel uns zeigen, wie die Kunst der Alten in ihrer reinen und vollendeten Form zu allen Zeiten eine Bildnerin und Erzieherin des menschlichen Geschlechtes geblieben, und wie es dadurch geschehen ist, daß der besiegte Grieche, der überwundene Römer zum Sieger seiner barbarischen Oberherren ward.

Dieser dagegen, der Geschichtschreiber der deutschen Literatur, getreu seinem Berufe, das Leben unsers besondern deutschen Geistes in seiner poetischen Gestaltung darzulegen, wird dabei nicht umhin können, eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Einflüsse zu wenden, welche wir von außen her erfahren und die, gleich Sonnenschein und Regen, die edle Pflanze unserer Bildung zu glück=

lichem Gedeihen erzogen haben. Er wird uns schildern müssen, wie das Selbst unserer Literatur oft in Nachahmung und Uebertragung sich zu verlieren schien an fremde Einflüsse: aber wie der einzelne Mensch, will er zu wahrhaftem Leben und zur richtigen Entwicklung seiner eigenen Kraft gelangen, in fremde Zustände eingehen und in wechselvollem Schicksal fremde und selbst feindselige Mächte muß auf sich wirken lassen, damit er in dieser Entzweiung, diesem Anderen sich selber wiederfinde: so sind auch für unsere Literatur diese Jahre der Dienstbarkeit, diese Durchgänge durch fremde Elemente, mögen sie oftmals noch so barock und unerquicklich scheinen, dennoch nothwendige Stadien der eigenen Entwicklung gewesen. Daß unter diesen fremden Mächten die Antike bei Weitem die gewaltigste und siegreichste gewesen, ist Jedem sogleich ersichtlich; bei ihrem Einflusse wird daher auch der Literarhistoriker ganz besonders zu verweilen haben, und so endlich mit dem Philologen zu erfreulichstem Resultate zusammenkommen.

Allein warum wiederholen, was schon oft beklagt wurde? Der Philolog, in die historischen, fest gewordenen Zustände einer vergangenen Zeit versenkt, in dem redlichen Bemühen, diese Vergangenheit in all ihren Einzelnheiten zu ergründen und zu Tage zu fördern,

wird nur allzuleicht verführt, über die Einzelheiten das Allgemeine zu vergessen; die historischen Zustände, indem er es verabsäumt, sie zu neuer Belebung an den Busen unsrer Gegenwart zu legen, werden ihm zur todten Kenntniß; in die Vergangenheit sich einspinnend und aus ihrem behaglichen Besitz auf die wogende Gegenwart und insbesondere auf die Interessen unsrer vaterländischen Literatur wie mit Verachtung herabblickend, verliert er den Ariadnefaden lebendigen Bewußtseins, der allein durch das wüste Labyrinth leblos massenhaften Wissens ihn führen könnte; statt die Früchte seiner Studien, den Gewinn seiner gelehrten Arbeiten am Altar seiner Zeit, seines Volkes, seiner Geschichte darzubringen, zieht er es vor, dem unersättlichen Minotaurus eitler Schulgelahrtheit sein regelmäßiges Opfer von Varianten und Noten und Nötchen einzuschlachten. Die Wenigen aber, die das Gebiet philologischer Kenntnisse mit wahrhaft lebendigem Geiste beherrschen und denen ihre Kenntniß wirklich zur Wissenschaft geworden, finden in den eigenen Grenzen dieses Gebietes genug aufzuräumen an Schutt und Trümmern und haben so vielen verfallenen Schachten nachzuspüren, daß wir mit ihnen nicht rechten dürfen, wenn zu erregender Anknüpfung des Alterthums an gegenwärtige und allgemeine Interessen ihnen nicht der Wille mangelt, sondern die Kraft.

Die Geschichte unsrer Literatur dagegen liegt so sehr noch in den Windeln, es ist erst so kurze Zeit, daß sie aus der Dürftigkeit der Nomenclatoren und Repertorien sich herausgearbeitet hat, aus denen den eigentlichen Geist und Gehalt unsrer Literatur zu entwickeln ihr bisher noch so wenig gelungen ist, daß die Reisen gleichsam und Abenteuer in der Fremde, welche dieselbe zu bestehen gehabt, in unsern Geschichtbüchern vorläufig wenig mehr, als eine unfruchtbare Erwähnung zu erwarten haben. Endlich dürften auch weder der Philolog, noch der Literarhistoriker ihr Ziel erreichen, so lange sie eine lebendige Betheiligung an der Gegenwart, insoweit diese in der jetzigen philosophischen Cultur zum Bewußtsein gekommen ist, verschmähen. Denn nur was selbst den Geist anerkennt, wird anerkannt werden von ihm; nur was selbst durchflossen von dem Strome lebendiger Gegenwart, wird dieser Strom zu tragen sich nicht weigern: alles Andere wird zu Boden sinken, ein todter Ballast.

Was nun den nachstehenden Versuch anbetrifft, die allgemeine Entwicklung unsrer Uebersetzungsliteratur, soweit dieselbe das Alterthum, die klassische Literatur der Griechen und Römer reproducirt hat, an dem Beispiel eines einzelnen Dichters darzulegen, eines solchen zumal, der seit Jahrhunderten den Fleiß unsrer Uebersetzer beschäftigt hat, ja der eben in diesem Augenblick, in Folge

gewisser äußerlicher Veranlassungen, fast könnte man sagen: ein Modedichter unsers ästhetisirenden Publikums geworden ist: so wolle man auch hiebei nicht außer Acht lassen, daß es eben nur ein erster Versuch, eine allgemeinste flüchtige Skizze sein soll, sogar den Umständen nach gar nicht mehr sein kann. Wir denken bei diesem letzteren Zusatz hauptsächlich an die dürftige Beschaffenheit, ja den offenbaren Mangel genügender Vorarbeiten. Zu geschichtlicher Ergründung dieses Stoffes nämlich, zu welcher die scharfsinnigen Betrachtungen von Schleiermacher, Göthe, Schlegel u. A. begreiflicher Weise nur wenig fördern, besitzen wir außer zerstreuten Notizen in philologischen und literarhistorischen Handbüchern nur wenige überaus dürftige Repertorien, von denen die Degen'schen Register (aus den neunziger Jahren) das Neueste und mit einigem Zerstreuten in der Bibliothek des Fabricius und allenfalls in Blankenburg's Nachträgen zum Sulzer das einzig Nutzbare sind. Wir werden daher mit diesem Versuche schon einen würdigen Zweck erreicht haben, wenn es uns gelingen sollte, die reifere Kraft gelehrterer Männer für diesen Gegenstand anzuregen. —

Es fehlt uns leider an allen Quellen und Zeugnissen, aus denen wir die frühesten geistigen und sittlichen Eindrücke uns vergegenwärtigen könnten, die durch den ersten Zusammenstoß der deutschen Barbaren mit den

hochgebildeten Römern in den deutschen Gemüthern selbst sind veranlaßt worden, und die, mag auch das Allmälige der Annäherung, die wechselnde Berührung in Krieg und Frieden, in Eroberung und Handel manchen Uebergang vermittelt haben, dennoch in dem naiven Contrast einfachster Volksthümlichkeit mit dem ausgebildeten Staatsorganismus, mit dem Reichthum und Luxus, der Cultur und Kunst der römischen Welt bedeutend genug gewesen sein müssen: wie wir dergleichen noch Jahrhunderte später von dem Auftreten der Wäringer in Byzanz in wunderlichen und ergötzlichen Einzelheiten vernehmen.

Diese Contraste werden gewaltsamer, zugleich aber auch die Vermittlung mächtiger, die Gewöhnung besänftigender geworden sein, als die deutschen Eroberer von den preisgegebenen Grenzen des Reiches her Rom selbst, den Sitz der Herrschaft, in immer engeren Kreisen immer bedrohlicher umlagerten und endlich, mit der Eroberung der Welthauptstadt und der Gründung des ostgothischen Königreiches, diese reichste Erbschaft in Besitz nahmen.

Zwei Dinge sind es hier besonders, welche, dünkt uns, die Vermittlung der Gegensätze und die friedliche Aufnahme des alten Princips in das neue befördert haben: vor Allem das Christenthum, das, Siegern und Besiegten gemeinsam, beiden in einem schon damals (man erinnere sich an Leo und Attila vor Rom!) einflußreichen

und thätigen Clerus gleich geehrte Vermittler und geistige Fürsorger darbot. Hier also war die gemeinsame, über alles Getümmel der Feldschlacht, alle Gier der Eroberung erhabene Sphäre, in welcher der Römer mit dem Deutschen sich zusammenfand.

Allein das Christenthum, wie es den starren Geist der nordischen Fremdlinge in seine Zucht nahm, hatte auch das alte Römerthum in seiner Wurzel erschüttert und aufgelöst. Es ist bekannt und oftmals ausgesprochen, daß dieselbe Klugheit, die später, als das Reich Gottes von dieser Welt werden sollte, den Clerus geistige Mittel zu weltlichen Zwecken benutzen ließ, ihm auch nicht gefehlt hat, wo es galt, durch weltliche Mittel, durch Ergreifung und Benutzung des vorhandenen weltlichen und heidnischen Stoffes den geistigen Zweck der Bekehrung zu fördern. Wer dafür Beweise sucht, mag in der Kirchengeschichte nachlesen, wie unzählige Gebräuche unsrer christlichen Kirche, wie viel Heilige, wie viel Legenden gutmüthig aufgenommen sind aus dem Heidenthum der bekehrten Völker, die eben mit dieser Lockspeise der Gewöhnung zum Christenthum hinübergeleitet wurden.

Nicht anders in Rom. Man riß die Tempel der Götter nicht ein, man vertilgte nicht die sagenreichen Gedichte der Römer: aber das Kreuz errichtete man in der Säulenhalle des Tempels und die ritterlichen Helden der

Sage wurden Vorkämpfer und Verfechter der christlichen Kirche. Jason, der die gefesselte Andromeda befreit, kehrt wieder als Sanct Georg; Virgil wird ein Seher und Prophet des Christenthums. Man schelte das nicht schlechtweg schnöde Klugheit und Pfaffentrug: das Christenthum, als das universale, das Bekenntniß der Freiheit, hat die Fähigkeit und die Aufgabe, jeden Volkes und jeder Bildung höchste Blüthe nicht zu zerstören, sondern in sich aufzunehmen und zu immer reicherer Entfaltung fortzuführen. Aber indem das Christenthum so den Kern des römischen Bewußtseins vernichtete, und jenen beweglichen Mythen und Sagen, dem bedeutendsten und wahrhaftigsten Inhalt der römischen Poesie, ihre volksthümliche Bedeutung nahm, entrückte es dieselben aus dem schirmenden Gebiete des Glaubens und gab sie als willkommenen Stoff der Alles umschaffenden Phantasie zu willkürlichem Spiel anheim. Jene weltbezwingenden Helden sind nicht Römer mehr, die Schlacht von Pharsalus ist nicht mehr entscheidend für die Principien römischer Staatsherrschaft, Roms Cäsaren sind nicht mehr die Imperatoren seiner Legionen, die Consuln der ewigen Stadt, die Träger des erobernden römischen Geistes: sondern ihre Helden sind eben nur Helden, die abenteuernd die Welt durchziehen, ihre Schlachten haben nur noch das ritterliche Interesse des Kampfes überhaupt, ihre

Kaiser tragen Kronen, wie andere Könige auch, und der höchste Ruhm ist allenfalls ein Heiligenschein um das Haupt der metamorphosirten Heiden.

Und hier haben wir den zweiten Hauptpunkt hervorzuheben: diese Entkleidung des römischen Mythus vom Nationalen, dieses Ueberlassen desselben an die gern thätige Phantasie mußte rascher, als alles Andere, die römische und die deutsche Welt vermitteln. Die Deutschen, in naiver Unkenntniß der historischen Unterschiede, fanden in den glänzenden Gestalten jener untergangenen Welt des Alterthums nur sich selber wieder: wie jene, sind sie gleichfalls Helden, ihren Sinn richtend auf Kampf und Eroberung und Abenteuer; der märchenhafte Zug der Argonauten, der gewaltige Kampf um Troja, die erobernde Flucht des Aeneas, die streitbaren Legionen und Schlacht und Sieg und Heldentod — das sind ja Alles sie selbst, es sind ihre Thaten, ihre Sagen, es ist ihre Welt! Von hier erklärt sich jene wundersame Vermischung des classischen Alterthums mit den Sagen und Märchen des Norden: eine Vermischung, welche, indem sie, in unbefangenster Verschmelzung, sich immer nur an das Aehnliche, das Interessante des Stoffes hielt, aus diesen endlich unlösbar in einander gewachsenen Elementen einen neuen, dem ganzen damaligen Europa gemeinsamen Sagenschatz bildete (vergl. Dietz, Poesie der

Troubadurs, S. 132; Gervinus III, 86), welcher bis über das Mittelalter hinaus die allgekannte und allgeliebte Quelle der Volksdichtungen wurde: wie wir denn noch in den Dramen Shakspeare's und seiner englischen sowohl, als deutschen Zeitgenossen die letzten und wohltönendsten Klänge dieser riesigen Volksharfe vernehmen.

Der Clerus aber, wie er diese Mischung zweier Welten veranlaßt hatte, ward auch nicht müde, sie immer weiter auszubreiten und immer fester zu begründen. Denn die Völker, die ihre Lust fanden an Wanderung und Schlacht und aller thatsächlichen Bewegung, hatten weder Zeit noch Fähigkeit, auf historischem Wege und mit der Fackel der Kritik sich selbst den Resten der römischen Literatur zu nähern; in den Klöstern der Geistlichen lagen die Urkunden dieser Mythenwelt, bei den Geistlichen war die Kenntniß davon, durch ihre Vermittlung kam sie zu den Völkern. Daher geschah es, daß jene ursprünglich heidnischen römischen Sagen diesen Makel des Heidenthums sogar bei den Geistlichen verloren, und es diesen selbst nicht allein verfänglich schien, dieselben zu verbreiten und durch das verwandte Interesse dieses Stoffes die Neubekehrten an sich zu fesseln: sondern sogar um durch das ausgelebte und ungefährliche römische Heidenthum das noch frische und energische Heidenthum des Nordens zu untergraben und den Ueber-

gang zum Christenthum desto gewisser vorzubereiten, hoben sie sogar geflissentlich alle Beziehungen zur alten Welt hervor und halfen, wo dergleichen nicht waren, sie erdichten. Ja wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß ein Papst selbst es war, der auf den Gedanken gerieth, in Karl dem Großen den Glanz der römischen Kaiserkrone wieder herzustellen. So, was später sich nur allzu rasch verwirklichen sollte, begann schon damals: das alte Rom ward ausgetauscht gegen das Rom der Geistlichen, es sollte noch einmal Beherrscherin des Erdballs werden, aber als das Rom der Päpste.

Wie diese Vermischung im Einzelnen vor sich gegangen, durch welche Umwege der Gothenkönig Theoderich als Dietrich von Bern in das deutsche Heldenbuch und die Nibelungensage gerathen; wie es gekommen ist, daß der Verfasser des Lobgesanges auf den heiligen Hanno seine Stadt Cöln und damit den frommen Bischof selbst nicht höher preisen und glänzender verklären zu können meint, als indem er die Gründung Cölns mit den flüchtigen Trojanern in Verbindung bringt (etwa wie die römische Sage den Aeneas zum Ahnherrn des Julischen Stammes macht): das Alles und unzähliges Andere läßt sich im Einzelnen freilich nicht nachweisen. Aber jene Vermischung bestand, sie ist da, wir erkennen sie in den zahlreichen Gedichten vom Alexander, des-

sen entzückende Heldengestalt, wie einst das erschrockene Asien, so nach anderthalb Jahrtausenden noch die Literaturen aller Völker mit seinen Siegen erfüllte; wir erkennen sie in den Gedichten vom trojanischen Kriege, in der Aeneide des Heinrich von Veldeck, vor Allem in dem beliebten Volksbuch der Gesta Romanorum, dessen Verwandtschaft im Boccaz, in dem deutschen „Buch der Liebe" und all den zahllosen Novellen des gesammten Mittelalters wiederkehrt; selbst noch am Schlusse desselben (1487) konnte Ulrich Fürterer in einem großen cyclischen Gedichte die Sagen vom Artus und von Troja, vom heiligen Gral und dem Argonautenzuge zu einem wunderlichen Ganzen verknüpfen (vergl. Rosenkranz, Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, S. 306, 363—368; Gervinus I, 215—251, 416 fgg.).

Nachweislich sind hiebei besonders zwei Dichter von entschiedenstem Einfluß gewesen, obwohl wir auch hier nicht entscheiden können, durch welche trübe Vermittlungen sie hindurchgegangen: Virgil und Ovid.

Virgilius freilich war weniger durch das Poetische seiner Werke, indem das Stoffliche der Aeneide längst als allgemeines Eigenthum in die Volkssage übergegangen war und erst aus dieser heraus zu neuen Productionen benutzt ward, als vielmehr durch das Poetische seiner Person von Einfluß (vergl. Dietz, Poesie der Trou-

badours, S. 127 und 128), welche durch Vermittlung des Clerus, in bewußtem und unbewußtem Mißverständniß, als der oft erwähnte Zauberer Virgilius den zahlreichen Märchen und Spukgeschichten jener Jahrhunderte einen erwünschten Anhalt gab, und welche wir, in Parallele mit dem geheimnißvollen Meister Klinsor aus Ungerland, den Uebergang zu Theophrastus Paracelsus, zu Agrippa von Nettelsheim und endlich zum Faustus herbeiführen sehen.

Ovidius dagegen hat frühzeitig in Bearbeitung und Nachahmung sowohl der Metamorphosen als der erotischen Gedichte die poetischen Kräfte des Mittelalters (vgl. Dietz a. a. O.) beschäftigt. Und nicht nur das Bunte, Lebendige, Abenteuerliche der Verwandlungen, welche, ganz analog den nordischen Sagen, die umgebende todte Natur, die Felsen, Bäume, Flüsse mit einem wundersam dämonischen Leben bevölkern, mußte sich die Neigung jener Zeit gewinnen, sondern auch das ursprünglich Unrömische, das Moderne seiner individuellen Liebesfreuden und Leiden war es, was ihn vor Allen ein Liebling des Mittelalters zu werden befähigte. So finden wir schon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eine deutsche Bearbeitung der Metamorphosen von Albert von Halberstadt, die später in den meistersängerischen, fast dürfen wir sagen, bänkelsängerischen Bear=

beitungen Jörg Wikram's (1551) und Joh. Spreng's (1571) einen so allgemeinen Beifall fand, daß sie in noch nicht hundert Jahren (bis 1641) dem Publikum in neun verschiedenen Auflagen geboten werden konnte. Besonders erwarb sich die Geschichte von Pyramus und Thisbe durch das Pathos der Leidenschaft, durch das Liebliche der Situation, das Erschütternde der Katastrophe die zärtliche Theilnahme der Dichter wie der Leser, so daß noch auf der Grenze zur modernen Zeit Pyramus und Thisbe in der romanhaften Bearbeitung des Spaniers Jorge de Montemayor (um 1530; vgl. Bouterweck's Geschichte der spanischen Literatur, Bd. I, Buch 2 erste Abth.) ein allverbreitetes Volksbuch werden konnte, das man in Komödien und Reimereien (vgl. Amantes amentes, d. i. ein sehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe .... Mit einer ausbündigen schönen Tageweiß von Pyramo und Thysbe aus dem Poeten Ovidio. Durch Angelium Lohrbere Liga 1614; bei Gottsched im Nöthigen Vorrath: dergleichen wurde noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein von der Veltheimschen Truppe und Andern gespielt: s. Plümicke's Theatergeschichte von Berlin, S. 61 fgg.) fleißig reproducirte: ein Umstand, der die ergötzliche Travestie gerade dieses Stückes in Shakspeare's Sommernachtstraum sehr bedeutsam macht. — Sodann zu den trojanischen Sagen

sollen Homer, Diktys und Dares Phrygius den Stoff gegeben haben: wiewohl eben diese unkritische Gleichstellung so verschiedenartiger Quellen (s. Rosenkranz, a. a. O. S. 368) am Besten darthun mag, daß es hier nicht um das Woher und Wie, sondern immer nur um das Was des Stoffes zu thun war, dessen Verarbeitung zu Epen, Romanzen und Volksbüchern (von den frühesten spanischen Romanzen von Troja s. Bouterweck, I. Buch 1.) uns denn auch überall begegnet und wiederum endlich bei Shakspeare in Troilus und Cressida zu parodistischem Abschluß gelangt. —

Was endlich von den Schriften des Alterthums diesem stofflichen Verlangen, diesem ritterlichen Begehr nach Helden und Schlachten und Abenteuern nicht genügen konnte, die rednerischen und ethischen Werke also, blieb aus dem Kreise unsrer Literatur fast ganz entfernt. Denn die fränkischen Uebersetzungen vom Organon des Aristoteles, von Boethius de Consolatione und ähnlichen Moralien aus dem elften bis zwölften Jahrhundert sind nur als Mönchsübungen zu betrachten. Eben so steht noch später die schwäbische Bearbeitung Aristotelischer Sprüche vom Jahre 1330 (vgl. Bouterweck's Geschichte der deutschen Literatur I, 263) mit der etwa gleichzeitigen mönchischen Uebersetzung der Sittensprüche des Dionysius Cato, die bekanntlich für jene Zeiten ein Schul-

und Sittenbuch von kanonischem Ansehen waren, durchaus vereinzelt, und sind all diese Uebungsstücke schwerlich als integrirende Theile in die Literatur des Volkes zu ziehen.

Deutlicher, als wir diese Uebergänge und Vermischungen des Stoffes darzuthun vermögen, lassen die formalen Einflüsse sich erkennen, welche die Sprachen des Alterthums, hauptsächlich die lateinische, auf die Bildung der germanischen und am Entschiedensten auf jene Mischlinge ausübten, die wir ebendaher noch heut romanische Sprachen nennen. Es genüge hier, an die sprachliche Wirksamkeit der Bibelübersetzung des Ulfilas, an die Regeln des Kero und jene zahlreichen Bruchstücke von Glossarien und Vocabularien zu erinnern, sowie an die Uebersetzungen, welche in bewußter sprachlicher Tendenz Alfred der Große bei den Angelsachsen theils selbst unternahm, theils veranlaßte und förderte.

Doch berührten diese Einwirkungen die Literatur nicht unmittelbar in Bildung und Umgestaltung der poetischen Form, sondern vielmehr nur das Elementarische des Sprachschatzes, den sie feststellen, ordnen und erweitern halfen.

Und wie mocht' es anders sein? Die lateinische Sprache selbst hatte ja aus ihrem rustiken Verfall sich erst an Donat und Priscian in ihren Elementen wieder

zu sichten und zu sammeln (vergl. Eichhorn's Geschichte der Literatur I, S. 881 fgg.); nicht in ihrer classischen poetischen Form, sondern nur als Sagenstoff drangen Ovid, Virgil, Homer in die Literatur ein. Eine formale Bildung unsrer Poesie durch die Antike ist daher in jenen Zeiten nirgend wahrzunehmen. Vielmehr nahm umgekehrt die lateinische Sprache von der jüngeren, lebenskräftigen deutschen Nebenbuhlerin Accent und Reim an, und erlangte in dem gereimten Kirchenliede des Mittelalters einen neuen ergreifenden Wohllaut, eine neue poetische Energie, welcher unsre classisch gebildeten Philologen Ohr und Gemüth nicht allzuekel verschließen sollten. Im Uebrigen ist es charakteristisch, daß zu derselben Zeit, da die deutsche Sprache in den Minnesängern eine so außerordentliche formale Cultur, so viel Schmiegsamkeit und Fülle des Rhythmus wie des Reimes erreicht hatte, die lateinische Sprache aus ihrer barbarischen Formlosigkeit sich nicht erheben konnte; derselbe Friedrich der Zweite, der Hohenstaufe, an dessen liederreichem Hofe die süßen Weisen deutscher und provencalischer Sänger volltönend erklangen, suchte vergebens dem immer tieferen Verfall der lateinischen Sprache entgegenzuarbeiten (vergl. Eichhorn II, 233 fgg.).

Ganz anders mußten diese Verhältnisse sich gestalten, als im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts zuerst

in Italien durch dieselben Männer, welche hier eine nationale Literatur begründeten, durch Dante, Petrarca, Boccaccio, ein in seinen Anfängen allerdings, wenn wir so sagen dürfen, mehr gemüthliches, als gelehrtes, mehr enthusiastisches, als wissenschaftliches, immerhin aber neues und lebendiges Studium des Alterthums angeregt wurde. Ein seltener Verein äußerlicher Umstände, unter denen die politischen Ereignisse in Byzanz und die durch den endlichen Fall dieses Kaiserthums herbeigeführte Zerstreuung der griechischen Gelehrten die bedeutendsten und bekanntesten sind, begünstigte dieses Wiedererwachen der classischen Literatur, welches, in näherer oder fernerer Zeit, und nicht ohne daß, was die Zukunft als Gunst und Segen erwies, für den Augenblick zu hemmen und zu ersticken schien, auch alle neueren Literaturen zu ihrer Blüthe befördern sollte. Ja so rasch und glänzend, wie diese Segnungen in der italienischen Literatur sichtbar wurden, eben so langsam und versteckt, durch so viel anscheinende Hindernisse, Irrungen und Mißverständnisse kamen sie in Deutschland zu einer spätern, aber auch ungleich ergiebigeren Reife. Freilich wohl, um gerecht zu sein, dürfen wir dabei nicht vergessen, daß in Italien eben noch gar keine Literatur vorhanden war, bei uns dagegen eine so reiche, so gewaltige Literatur sich erst ausleben mußte, ehe der Leichnam der alten Epoche

zu einem zweiten, vollendeteren Dasein erweckt werden konnte in der neuen. Dort hatte man nur einen Baum in freies Erdreich zu pflanzen: bei uns dagegen mußte der Urwald mittelalterlicher Poesie erst hinwelken, erst mit seinen ursprünglichsten und unvertilgbarsten Lebenskräften mußte er hinsterbend die neue Saat durchströmen, ehe diese selbst in ihrer Pracht sich entfalten konnte.

Es lag in dem ernsten und ächten Wesen des Deutschen, daß er mit weniger Glanz vielleicht, mit weniger Begeisterung, aber mit um so gründlicherem Fleiß, mit um so tieferer Liebe dem neuen Studium der Antike sich ergab: die geräuschlose Schule des Thomas a Kempis zu Zwoll (seit 1400), Deutschland mit aufgeweckten und kundigen Männern bevölkernd, die von jenem stillen Winkel aus alle Gauen unsers Vaterlandes lehrend durchwanderten; die praktische, mühsame Thätigkeit eines Agricola, Reuchlin, Celtes — wie wenig, wie so gar nichts hatten sie von dem Glanz, dem Ansehn und der Fülle, mit der in Italien Cardinäle, Fürsten und Herren die classischen Studien unterstützten! Selbst die Donaugesellschaft des Celtes und die Dalberg'sche Rheinische Gesellschaft (vgl. Eichhorn III, 235, 236), wie blieben sie an äußerem Glanz, an lärmender Thätigkeit, hinter ihren italienischen Mustern zu Neapel, Rom und Florenz zurück! wie wurden sie alle mit fortgerissen in den ge=

waltigen geistigen Streit und Widerstreit, zu dem damals die kirchliche Reformation alle Gemüther entzündete! wie endlich hatten sie zu kämpfen, nicht bloß mit der Dürftigkeit des täglichen Lebens, sondern am Meisten (man denke an die cölner Pfaffen, die viri obscuri, und die zelotische Reaction, welche Hermann von dem Busche im Münsterland erfahren mußte) mit dem Unverstand und der Bosheit ihrer mönchischen Gegner! Da ist es wohl kein Wunder, daß den deutschen Bemühungen jener Duft des Enthusiasmus fehlt, mit welchem damals das classische Alterthum das gesammte italische Leben durchdrang, und daß wir unter den deutschen Gelehrten jener Zeit vergebens nach einem Angelus Politianus suchen, der in Gesinnung und Wort und That die Blüthe des antiken Lebens in sein eigenes persönliches Dasein zu verpflanzen wußte.

So scheinen im ersten Beginn deutsche Gelehrsamkeit und deutsche Literatur auseinanderzugehen: jene, in der Stille der Schulen wirksam, gewann auf dem langsamen Wege der Kenntniß mehr die Köpfe für sich, als die Herzen; was diese aus dem Wiedererwachen des classischen Studiums zog, war nicht sowohl eine Belebung und Reinigung, als eine Erweiterung und Zunahme. Die Quellen der alten Literatur waren aufgedeckt; ihrer Haft in Klöstern und Archiven entnommen und bald auch durch

die zauberhafte Thätigkeit der Presse in unzähligen Abdrücken vervielfacht, wurden sie in ihrer eigensten Gestalt zugänglich und verbreitet. Der Zuwachs an Stoff, den unsere Literatur dadurch erhielt und mit dem die bisherige traditionelle Verpflanzung der Sagen gar keinen Vergleich aushält, ist unermeßlich.

Der Stoff allein aber war es, um den man sich kümmerte: von einem Anerkenntniß der antiken Form hatte unsere Literatur keine Ahnung, weil eben damals sie selbst die Form verloren hatte. Es ist die Zeit, wo die köstlichen Rhythmen der Minnesänger sich zu dem unerquicklichen Formelwesen der Meistersänger verflachen und verknöchern; wo die eigenen Erzeugnisse der deutschen Poesie, die Gedichte von Wigalois und Tristan, von Alexander und dem trojanischen Prinz, ihrer poetischen Form entkleidet, sich als Prosaromane zu Volksbüchern verwandeln, die nichts mehr wirken wollen durch die Form, daren sie selbst daher sich entäußern, sondern Alles einzig durch den Stoff (vergl. Bouterweck I, 333, 418); wo endlich von dem überquillenden Reichthum an Rhythmen und Weisen nichts übrig bleibt, als der einförmige achtsylbige Vers, Schlag auf Schlag reimend, der sogenannte Knittelvers. Wir haben die ganz ähnlichen Erscheinungen in der griechischen und römischen Literatur, wo auch mit dem poetischen Gehalt die Form verdirbt, die Metren sich auf-

lösen (man halte den politischen Vers der Griechen gegen den Hexameter! Für die Römer vergl. Bernhardy Gesch. der Röm. Lit., S. 137, Note 238) und das rhythmische Gesetz der Sprache selbst verloren geht. —

Je weniger nun den deutschen Reimern jener Zeit die Form zu schaffen machte, je unverdrossener bemächtigten sie sich des Stoffes, welchen die eröffnete alte Literatur ihnen darbot. Mit einem wahrhaft riesenhaften Fleiße warfen sie sich übersetzend und bearbeitend auf alle Reste besonders des römischen Alterthums. Form hatten sie selbst nicht, also auch kein Gefühl für die Form der Alten, die sie daher nicht nur übersahen, wie etwa Hans Nydthardt in seiner übrigens kernigen und tüchtigen prosaischen Uebersetzung des Terenzischen Eunuch (1486; siehe Gervinus II, 377), sondern geradewegs mißachteten und verhöhnten: wie wenn Cicero's Buch de senectute 1522 „in lustige deutsche Reymen verfasset" erschien, oder „Lucii Apulei Geschichte von der Psyche versweiß versetzet, 1669" (bei Bouterw. II, 264. Eine ebenso dramatisirte Psyche von Sigmund von Birken aus der fruchtbringenden Gesellschaft 1652 siehe ebendas. S. 278). Ja auch Hofmannswaldau's einst hochgepriesener Phädon des Plato, den er freilich auch nicht nach dem griechischen, sondern nach einem französischen Text arbeitete, gehört hieher, und noch

1724 konnten des Boethius Trostsprüche in eine Schulkomödie verwandelt werden.

Ganz natürlich und dem Geiste jenes Zeitalters ganz angemessen war es hiebei, daß man seinen Fleiß vornämlich denjenigen Autoren zuwandte, welche durch ihren Stoff dem Geschmack und der Richtung der Zeit entsprachen, zumeist also den historischen. Wer von uns Modernen, unter denen noch neulich ein Mann von so eisernem Fleiß, wie Niebuhr, den Livius für eine Lectüre erklären konnte, deren Masse man nicht wohl zu überwältigen im Stande sei, würde bei unsern Altvordern ein so lebhaftes Gefallen gerade am Livius voraussetzen, daß die Bearbeitungen seiner Geschichte in den wenig mehr als hundert Jahren von 1505 bis 1619 nicht weniger als siebenundzwanzigmal sind aufgelegt worden? Freilich machte man es sich dabei bequem: auch Livius gab den Stoff noch nicht genug als bloßen Stoff, und so zog z. B. der Müntzer'sche Livius von 1586 die funfzehn ersten Capitel des 23. Buchs in eines zusammen (Degen, S. 76). —

Fast ebenso zahlreiche Uebersetzungen erschienen von Cäsar's Commentarien, den Lebensbeschreibungen des Plutarch und selbst von Josephus, der vielleicht noch häufiger gelesen ward, als Livius: denn bis zum An=

fang des achtzehnten Jahrhunderts zählt man mindestens achtundzwanzig Uebersetzungen desselben.

Aber schon, neben diesem historischen Interesse, macht sich jetzt, um die Zeit der Reformation, besonders auch das moralische bemerkbar: von den Catonischen Sentenzen werden uns bis zum Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts achtzehn Uebersetzungen genannt, von denen sechs allein zwischen 1491 und 1499 gehören; die Moralien des Seneca, Cicero und Plutarch, die Trostsprüche des Boethius, Aesop's Fabeln, die moralisirenden Satiren des Lucian und, für die scholastischen Denkübungen des Jahrhunderts bezeichnend, die Probleme des Aristoteles fanden fleißige Bearbeiter. Nicht minder, was sich noch praktischeren Interessen näherte: Frontin, Vegetius, Plinius' Naturgeschichte.

Daneben indeß vernachlässigte man auch diejenigen Quellen nicht, aus denen einst, freilich in alpheischem Lauf, die Heldengedichte des Mittelalters geflossen: Homer's Ilias, durch Johann Spreng in Meistersängerreime gebracht, ward mehrfach aufgelegt; den Inhalt der Odyssee gab Simon Scheidenreisser 1537 in Prosa; häufiger noch wurden Diktys und Dares Phrygius bearbeitet; auch an Virgil und Ovid übte Spreng, der allzeitfertige Reimer, seine Künste.

Am Glücklichsten aber begegnete diese Allverbreitung und Allübersetzung der antiken Literatur den Bedürfnissen der Zeit im Drama, zu dem eben damals der deutsche Geist, in oft ungeschickten und durch die kirchlichen sowohl, als politischen Verhältnisse nur allzubald erstickten Anfängen, sich emporschwingen wollte. Terenz wurde Lehrer und Meister des deutschen Drama: seine Komödien galten als willkommene Fastnachts= und Schulspiele, und wahrhaft unübersehbar ist daher auch die Reihenfolge von Uebersetzern, die an Terenz sich versuchten (Gervinus II, 377 fgg.; III, 76). Hier äußerte sich denn auch ein gewisser Formeneinfluß: „erst seit der Uebersetzung des Terenz finden wir in Deutschland ordentlich in Acte und Scenen abgetheilte Stücke" (Gervinus II, 375). — Gegen diesen ungeheuren Fleiß, welchen man an Terenz verwandte, erscheinen die Bemühungen um Plautus nur sehr spärlich; die Tragödien des Seneca sollten erst in einer späteren Zeit wirksam werden, wo sie, mit dem Holländer Vondel zusammen, Andreas Gryphius und dessen Schule bilden halfen.

Und hier ist es denn nun auch zuerst, wo wir den griechischen Dramatikern begegnen. Zwar Aeschylus war damals noch eine unbekannte Welt. Dahingegen Sophokles, Euripides und Aristophanes erfuhren einige Bearbeitungen, bei denen wir jedoch die Poeten meist in sehr

weiter Entfernung von der Quelle zu denken haben; bei den meisten liegen lateinische Uebersetzungen und Bearbeitungen gleichzeitiger Philologen zu Grunde. Vor Allen Hans Sachs, gerade in diese Zeit fallend, wo das Alterthum geöffnet ist und mit außerordentlicher Theilnahme besucht wird, überdies mit seiner unermüdlichen Reimfertigkeit Alles, was sich nur reimen läßt, Weltliches und Geistliches, alte und neue, heidnische und christliche, fremde und deutsche Geschichte ausbeutend und bewältigend (vergl. Gervinus II, 472, 475; III, 105), ließ sich auch die Stoffe des griechischen Dramas nicht entgehen. Unter seinen zahllosen Stücken sind zwei dem Sophokles entlehnt: „Eine Tragödi mit 13 Personen zu recitirn die unglückhafte Königin Jocaste.“ Die Personen dieses Spieles sind: König Lajus von Theben. Jokaste die Königin. Mercurius der Götterboth. Edippus das vertragen Kind. Der Jäger. Athlethes König zu Corinth. Nicias sein Marschalck. Drimas der erst Trabant. Linus ihr Son. Sathanas der Hofschmeichler. Der Ehrenhold. Das zweite Stück ist: „Tragedia mit 14 Personen. Die mörderisch Königin Clitemestra,“ in welchem er sich mit stattlichem Ansehen auf Homer, Virgil, Boccaz, Dyktis Cretensis beruft, ohne des Sophokles zu gedenken, dessen Elektra es in der That ist, was freilich Hans Sachs selbst am Wenigsten wissen mochte. Sodann

nach Euripides finden wir 1555: „Die getrew Frau Alcestis mit irem Mann Admeto.“ Endlich aus dem Aristophanes: „Ein Comödi mit 11 Personen zu recidirn. Der Pluto ein Gott aller Reichthumb,“ mit der ausdrücklichen Bemerkung:

„Dem griechischen doch fast gemeß,
Wie sie denn auch Aristophanes
Von Athen der berühmte Poet
Griechischer Sprach beschreiben thät.“

Daß der wackere nürnberger Schuster des Griechischen selbst nicht mächtig war, wissen wir Alle; wie gewaltsam überhaupt die Behandlung und wie wenig hier noch von dem griechischen Originale übrig geblieben ist, kann, wem die Stücke selbst nicht zugänglich, schon aus dem obigen Personenverzeichniß erkennen. Es ist also wiederum nur der Stoff, was er aus dem Alterthum entnahm und, in die unglückseligste aller Formen, in die Unform der Knittelreime gießend, seinem Publikum dennoch zu großem Behagen bieten durfte. Freilich mußte er über diese lockre Behandlung sich auch von gelehrten Männern zurecht weisen lassen; wenigstens Jonas Bitner, der 1548 die Menächmen des Plautus verdeutschte, polemisirt gegen Hans Sachs also: „Ich hab' aber,“ sagt er, „die Comödie Plauti desto lieber lassen teutsch werden und im Truck ausgehn, damit menniglich spüren und sehen

könnte, daß des sinnreichen und hochverständigen Plauti Comödien viel ein ander Werk seyen, dan die Comödie von Hans Sachsen zu Nürnberg ist an Tag gebracht, da er gleichwol dieser Comödien ihren Namen läſſet, aber aus beyden Gebrüdern Menaechmus zween Lutzen machet, die fürnehmsten Schimpfreden, lästerlichen und wunderlichen Irrthumb und schönsten Sprüch und Lehre vergißt und außlaßt, welche doch der Comödie eine rechte Gestalt, Schein und Glantz bringen." Allein es steht zu erwarten, daß Hans Sachs mit seiner gescholtenen Freiheit dem Geschmack der Menge mehr genügt hat, als der für die rechte Ehre seines Plautus so besorgte Bitner, der überdies so wenig wie Jener von der Plautinischen Form etwas mehr merkt und achtet, als die allgemeinste Eintheilung in Acte und Scenen. Denn dies war nun die Weise des Zeitalters, der selbst gelehrtere Männer, bei denen wir eine genauere Kenntniß der alten Texte voraussetzen mögen, sich nicht entziehen konnten.

Eine besondere Aufmerksamkeit unter diesen Uebersetzern verdient Wolfhart Spangenberg, über dessen anderweitige literarische Thätigkeit als Lycosthenes Psellionoros Andropediacus man bei Gervinus III, 64 das Nähere vergleiche. Aus Mansfeld, dem Sächsischen also, welches schon damals, in nächster Betheiligung an der

Reformation, durch treffliche Unterrichtsanstalten, wackre Schulmänner, tüchtige Gelehrte ein besonderer Sitz classischer Bildung war, nach dem Elsaß gekommen, wo gleichfalls die wohlthätige Anregung der Dalberg'schen Gesellschaft noch nicht erloschen war und namentlich das Drama einer lebhaften Pflege genoß (Gervinus III, 87), übersetzte er außer dem Amphitruo des Plautus auch die Alceste und Hecuba des Euripides und des Sophokles Ajax. Denn auch dieser, wiewohl der Name des Verfassers nur angedeutet wird, ist dennoch, wie auch schon Gervinus (a. a. O. S. 76, 77) vermuthet hat, ohne Zweifel ein Werk des Wolfhart Spangenberg. Da diese Uebersetzung einen vollständigen Beleg abgeben kann zu dem, was wir bisher als den Charakter dieser ganzen Art bezeichnet haben, auch das Buch selbst sehr selten ist und die wenigen Verse, welche Degen daraus abgedruckt, sehr unzulänglich erscheinen, so wird es, hoffen wir, nicht unwillkommen sein, wenn wir einiges Nähere davon mittheilen. —

Der vollständige Titel lautet, nach einem neben uns liegenden Exemplar der dresdner Bibliothek, also: „Ajax Lorarius, Ein Heydnische Tragödia, von dem griechischen Poeten Sophocle erstlich gedichtet: vnd nachmals durch Josephum Scaligerum in lateinische Sprach vertieret: Auch Anno 1587. im Monat Julio mit etlich artigen Zu-

säzen zu Straßburg agieret: jetzt aber widerumb von Newem vbersehen, exornieret vnd gemehret vnd diß 1608. Jahr gemeltes Monats, in Theatro Academico, offentlich daselbsten gehalten: Verteutscht durch M. W. S. M. Gedruckt zu Straßburg durch Antonium Bertram, 1608."

Als „Personen dieser Tragödien" werden aufgeführt:

1) Die Betrieglichkeit.
2) Der Griechen Heerhold.
3) Der Trojaner Heerhold.
4) Deiphobus } Priami deß Königs zu Troja Söhne.
5) Paris }
6) Idaeus, ein Diener.
7) Achilles, ein Griechischer Kriegs Oberster.
8) Soldaten.
9) Ajax, der Griechische Fürst, so sich hernach selbst endleibet.
10) Diomedes, ein Griechischer Held.
11) Ulysses, ein beredter Griechischer Oberster.
12) Agamemnon, des ganzen Griechischen Heerzugs Feld Herr.
13) Nestor, ein Alter vnd weyser Kriegs Raht der Griechen.
14) Menelaus, deß Feld Herrn Bruder.
15) Teucer, deß Ajacis Bruder.
16) Ajax Oileus, der Locrenser König.

17) Idomeneus, König auß Creta.

18) Eurypilus, ein Griechischer Warsaager.

19) Calchas ein Griechischer Weyssaager.

20) Authometon, ein Drabant.

21) Minerva, eine Heydnische Göttin.

22) Tekmessa, Ajacis Kebsweib.

23) Bürger von Salamin.

24) Der Bott.

25) Eurysaces, deß Ajacis Sohn.

26) Der Heydnisch Priester.

Die in dem Titel erwähnten „artigen Zusätze" bestehen nun darin, daß der Mord des Achilles durch Paris, der Streit um die Waffen des Gefallenen zwischen Ajax und Ulysses, so wie der Ausspruch der Richter nicht, wie bei Sophokles, vor die Tragödie fallen, sondern in den beiden ersten Acten uns selbst vorgeführt werden. Die Betrieglichkeit mit der Griechen und der Trojaner Heerhold eröffnen das Stück: sie tritt auf „in einem schneeweyssen Kleide" und charakterisirt sich selbst folgender Gestalt:

Mein Leibsgeberd sind mancherley,
Die ich wunderkünstlich kann machen,
Vnd mit dem mund gantz freundlich lachen.
Das Bas le man vnd Händle küssen,
Knieh beugen, streichen mit den Füssen.
Wer solchem Schmeicheln unverzogen
Glauben giebt, der ist balt betrogen.

Sie entwirft nun mit Paris den hinterlistigen Plan, Achilles bei seiner Vermählung mit der Polyxena meuchlings zu ermorden, was, nachdem in Scena V. Deiphobus ein bewegliches Bild von der übermäßigen Verliebtheit des Achill entworfen, im sechsten Auftritt ohne viele Umstände ausgeführt wird. Achilles fällt mit dem Ausruf:

O der boßhaften List und Tück!
Das ist ein rechtes Schelmenstück.

Die Handlung schließt mit dem beginnenden Streit um die Rüstung, welcher, nachdem ein kurzer, durch seinen rhythmischen Wechsel nicht unwichtiger Chor abgesungen worden, im zweiten Act endlich durch Kalchas zum Nachtheil des Ajax entschieden wird. Dieser braust sogleich auf in gotteslästerlicher Raserei, wobei wieder Reim und Rhythmus nicht ungeschickt behandelt sind. Er spricht zu den Göttern:

Sitzet balt und verweilet Euch nicht
Inn Ajacis Sach zum Gericht.
Erstlich, Herr Jupiter: sitzet hieher.
Vnd nicht weit, auff die Seit, hier ohngefehr,
Die Götter fein all die im Himmel seyn.
Herr Pluto, nemt also diesen Sitz ein:
In gleichem fall die Götter all zumahl,
Die in der Höll wohnen in Ditis Saal.
Vnd der Hund im Abgrund Cerberus genannt,
Die Höllischen Nachtfrawen allesant:

Ja den Geyer, der so gar gefräßig ist,
Daß er mit seinem Schnabel Leber frißt,
Dem Tityo zur Schmach, hernach mit Rach
Die mag ich doch, alle wol noch, leyden,
Vns in der Sach schlecht, mit recht, zu scheiden.
Ihr Herrn sitzt, ich will für jetzt fürstellen
Die sach: hernach sollt Ihr Vrtheil fällen.

Er schließt mit dem Racheplan gegen die ungerechten griechischen Helden:

Ich will mitten vnder sie lauffen,
Vnd sie all vber einen Hauffen,
Schlagen, tretten, schleiffen beim Har,
Die Augen ihn außzerren gar,
Ja das Herz will außreißen ich
Auß irem Leib noch lebendig
Daß sie es sollen sehen frey,
Vnd empfinden, was schmertz es sey.

Von der dritten Scene sodann, in welcher Minerva, Ulysses und Ajax auftreten, beginnt die Sophokleische Tragödie, der das Stück sich von hier an, bis auf die zwischen den Acten eingelegten Chöre, ziemlich getreu anschließt, wie nachfolgende Stellen zeigen werden, denen wir zugleich, damit unsere Leser der ungeheuren Revolution inne werden, welche unsere Sprache und unser Geschmack seit zwei Jahrhunderten durchgemacht haben, eine der neuesten und, wie sich von Tag zu Tag mehr herausstellt, beliebtesten Uebersetzungen, die Donner'sche, zur Vergleichung beifügen.

V. 1—13.

Minerva:

Jetzt seh' ich, O Vlysse mein
Wie Du offt, so Weydmännisch fein,
Der Spur nachgehst vnd sorgsam bist,
Vorzukommen deß Feindes List.
Ich treff Dich recht an, hie im Feldt,
Bei des Ajacis Schiffsgezelt,
In der Armaden hinterhalt:
Da ich seh, wie Du der gestalt
Nachgründest: vnd nimmst wohl in acht
Die Fußtritt, so erst seynd gemacht.
Auff daß Du in Dein Gesicht bringst frei,
Ob er drin oder draussen sei.
Solches hastu wohl erlangt zur stund
Wie ein scharffriechender Spürhund.
Denn schaw, er ist nicht lang zeit itzt
Darinnen. Sein Haupt ihm noch schwitzt,
Sein Händ sind noch bereit zu schlacht.
Darumb ich Dirs nicht für Rathsam acht,
Daß Du ihm drinn komst fürs Gesicht.
Steh davon ab. Vnd mich bericht,
Auß was Vrsachen Du doch Dich
So sehr befleissest? Damit ich
Die gantze Sach Dir erzehle fein.

Bei Donner:

Athene:

Dich seh' ich unablässig, Sohn des Lartios,
Des Feindes Fährt erlauern, ihn zu greifen wo;
Auch nun gewahr' ich, wie Du bei dem Schiffsgezelt
Des Ajas, wo der letzten Ordnung er gebeut,
Schon lange lauschend schleichest, auszukunden, ob
Er innen oder draussen sei: schlau leitet Dich
Dein Fuß mit scharfem Sinne gleich dem Sparterhund.

Denn eben ist er nun im Zelt, von Schweiße trieft
Sein Haupt ermattet und die Hand, von Morden feucht.
Und fürder hast Du keine Noth, an diesem Thor
Hineinzulauschen; aber sprich, warum Du so
Voll Eifer spähtest und vernimm die Kundige.

V. 206—212.

Salaminier.

Was Vnglück hat vergangne Nacht
Vnsre Rug uns zu nicht gemacht?
Sag an: Du bist ein Tochter ja
Teleutantis auß Phrygia:
Und weil Ajax, der strenge Heldt,
Dich, alß ein gfangne Magd, erwehlt
Zu einem Beyschlaf: So wird Dir diß
Auch nicht verborgen seyn gewiß.

Bei Donner:

Chor:

Wie hat sich des Tages Geschick in der Nacht
So bitter gewandt?
O sage des Phrygers Teleutas Kind!
Du, welche der Held mit dem Speer sich errang,
Zur Geliebten erkor, Du kannst es gewiß,
Dir ist es bekannt, mir verkünden!

V. 425—429.

Ajax:

Aj! Aj! wer hat gemeint, das mir
So viel Vnglück stimme zusamen,
Vnd mir nachöhme meinen Namen.
Aj ach! Aj ach! Ich muß mit Klagen
Mir meinen Plag Namen offt nachsagen.

Bei Donner:

Aias:

Ai! Konnte Jemand glauben, daß mein Name so
Bedeutsam stimmen würde noch zu meiner Qual?
Wohl ziemt es jetzo zweimal Ai! zu rufen mir,
Und dreimal, da mich solche Noth umfangen hält.

In dieser Art folgt das Stück der Sophokleischen Tragödie bis zum Tode des Ajax in der zweiten Scene des IV. Actes: die Verhandlungen jedoch zwischen Teucer, Odysseus und den Königen bewegen sich wieder unabhängiger; ein Priester endlich, den Leib des Helden begrabend, macht den Epilog. Angehängt sind „Teutsche Argumenta oder Innhalt der Tragödie des Griechischen Poeten Sophoclis genandt Ajax Lorarius, sampt einem Prologo, darauß der Inhalt: und einem Epilogo oder Beschlußred, darin die Lehren dieser Action kürtzlich begriffen" 2c. Es ist dies also nichts Anderes als eine „Rhythmologie" des Sophokles, ein deutsches Inhaltsprogramm, welches den der Sprache unkundigen Zuschauer im Zusammenhange des Stücks erhalten sollte, wenn, was gewiß öfters geschah, dergleichen Fabeln in lateinischer Sprache auf den akademischen Theatern agirt wurden. Solcher Rhythmologieen, namentlich zu dem viel gespielten Terenz, führt Gottsched im Nöth. Vorr. verschiedene an (z. B. von 1591: „Terentius Rithmologia in die sechs Comödien Terentii, darinn eines jeden

Actus und Scenä summarischer Inhalt der Jugend zum Unterricht;" auch 1590, 1596: vergl. Gervinus II, 376), und mögen sie, so leichtfertig sie auch zumeist wohl hingearbeitet wurden, dennoch dadurch, daß in ihnen der Poet genöthigt wurde, den Inhalt des Stücks deutlich, kurz und doch vollständig zusammenzufassen, nicht ohne allen Vortheil für die Bildung der Kunst geblieben sein.

Daß nun weder aus den Bearbeitungen des Hans Sachs, noch aus den Spangenberg'schen und allen ähnlichen Uebertragungen des Alterthums die deutsche Literatur einen unmittelbaren Gewinn zog, darf uns bei der gänzlichen Zerrüttung der Form, in welcher diese Uebersetzungen auftraten, keineswegs befremden. Vielmehr wie ganz unmöglich es war, in dieser kümmerlichen Form einen poetischen Gehalt zu bewahren, und wie die erhabensten poetischen Gestalten in diesem bettlerhaften Gewande alle Würde, alle Anmuth verlieren mußten, wird uns recht deutlich, wenn wir dieselben Quellen, dieselben Stoffe in ihrer Bearbeitung bei den Engländern, wo den Dichtern bereits eine volltönende, biegsame, geordnete Sprache zu Gebote stand, und bei uns Deutschen vergleichen. Man halte nur die beiden Veroneser des Shakspeare und die Tragödia von Julia und Hippolyto in den „Engelischen Trag- und Comödien mit dem Pickel-

hering" von 1624, die englische Spanish tragedy und Ayrer's Belimperia und Horatio, seine schöne Phönicia mit Shakspeare's Viel Lärmen um Nichts, oder zu noch schlagenderm Beispiel die Taming of a shrew des britischen Dichters mit unsrer „Kunst über alle Künste: Ein bös Weib gut zu machen," Rapperschwyl, 1672, zusammen: welche letztere, was bei dem Engländer ein anmuthiges, witziges, durchaus erfreuliches Spiel ist, bei der gleichen und oft wörtlich übereinstimmenden Benutzung derselben Quelle zu einem unerträglich ungeschlachten Gemengsel von Zoten, Schimpfreden und Plumpheiten verunstaltet hat.

Ja jene Uebersetzer der Alten selbst trugen dadurch, daß bei der Formlosigkeit des Verses ihre Mühe die allergeringste und daher bald auch an eine gemüthliche Theilnahme, eine poetische Erhebung bei ihnen nicht mehr zu denken war, nur noch immer mehr zum schnödesten Verderb der Dichtkunst bei. Die Form machte keine Schwierigkeit, der Stoff war gegeben — wer wollte da nicht reimen?

Einen besondern Zuwachs bekam diese handwerksmäßige Uebersetzerei, als mit der verbesserten Schuleinrichtung auch der Kreis der Autoren, der in Schulen gelesen ward, sich allmälig erweiterte. Denn nun kam das praktische Interesse dazu, durch Uebersetzung der Alten dem Verständniß der Schüler, zumal auch der fau-

len und dummen, vorzuarbeiten — mit Einem Worte, die Eselsbrücken entstanden, deren ganze wohlbekannte Weise wir z. B. schon in P. Terentii Andria germanice reddita et scholiis illustrata Joanne Agricola Islebiensi autore, 1544, finden, wo der Anfang lautet: „Poeta, dieser Tragödien Meister, cum primum appulit animum, im Anfang, da er ihm hat fürgenommen, ad scribendum, Comödien zu beschreiben" u. s. w. (s. Gottsch. Nöth. Vorr. I, 241 fgg.; Aehnliches bei Gervinus III, 78, Note 71). Dergleichen Handwerksübersetzer, unter denen Hartnaccius, Rhenius, Riccius, Nicolaus Baar die fleißigsten und mehr oder minder auch die ärgsten sind, mögen wir uns in Parallele zu den Gelegenheitsdichtern denken, die damals der poetischen Beschäftigung überhaupt einen so schwer verwischten Makel anzuheften begannen und über deren widersinniges und unwürdiges Verfahren Opitz sich in so bittern Klagen ergeht (s. bei Gervinus III, 208, 209). Was diesen immer bereiten Reimern eine Hochzeit, eine Kindtaufe, ein Begräbniß, das ist jenen Uebersetzern ein alter Classiker: Beide gießen, unbekümmert um alle Poesie, ihre Sündfluth von Reimen darüber hin und sind zufrieden mit dem baaren Gewinn, den ihr Handwerk, das wenigstens müheloser, als manches andere, ihnen einbringt; Beide stehen außerhalb der Kunst und sind das unwiderleglichste

Zeugniß von dem gänzlichen Verfall der damaligen deutschen Literatur. —

Halten wir hier einen Augenblick inne, um einem Vorwurfe zu begegnen, der uns etwa gemacht werden möchte: dem Vorwurf nämlich, in dieser Uebersicht der vorzüglichsten Uebersetzungswerke und ihrer Einflüsse auf die vaterländische Literatur gerade dasjenige ausgelassen zu haben, welches doch von allen ohne Zweifel, ja sogar ohne Vergleich das bedeutendste, das einflußreichste gewesen ist, ja das sich in dieser seiner wahrhaft unermeßlichen Wirkung bis auf den heutigen Tag unverändert lebendig erhalten hat — Luthers Bibelwerk.

Ganz gewiß, die Luther'sche Bibelübersetzung ist vor allen Uebersetzungen, die aus irgend einer, in irgend einer Sprache jemals gemacht worden sind, bei Weitem die bedeutendste und großartigste; sogar von allen Büchern, die jemals in Deutschland erschienen sind, vermag kein anderes — wir wollen nicht sagen, an Ausdehnung und Verbreitung: denn davon nur zu sprechen, wäre thöricht — aber auch an Einwirkung auf alle Stände, alle Alter, alle Verhältnisse, an sprachlicher wie geistiger Bedeutung vermag keine andere Schrift sich ihr auch nur annähernd zur Seite zu stellen.

Allein abgesehen davon, daß wir hier, unsrer ursprünglichen Aufgabe gemäß, immer nur die Uebersetzun-

gen solcher Schriften im Auge haben, welche dem classischen Alterthum entstammen, und daß daher von der Luther'schen Bibel an diesem Orte nicht wohl die Rede sein kann: so hat dieselbe ihre universalhistorische Bedeutung auch viel weniger dadurch erlangt, daß sie Uebersetzung ist, als vielmehr in ihrer Eigenschaft als freie Schöpfung des lutherischen, des protestantischen Geistes überhaupt. Uebersetzen, es kann sein, mögen diese hebräischen, diese griechischen Texte sich weit genauer, weit richtiger, weit besser lassen, als es durch Luther geschehen: aber ist denn seine Aufgabe überhaupt eine philologische, sein Ziel ein sprachliches, seine Absicht eine gelehrte gewesen?! Wobei wir uns jedoch ausdrücklich dagegen verwahren, als ob wir die Verdienste der Luther'schen Bibelübersetzung auch in dieser Hinsicht verkennen oder gering achten wollten: eine Verkehrtheit, die sich überdies augenblicklich widerlegen würde, sobald wir uns nur erinnern mögen, was unsre vorzüglichsten Dichter und Uebersetzer, ein Klopstock, ein Schiller, ein Joh. Heinr. Voß, auch in sprachlicher Hinsicht aus Luthers Bibel gelernt zu haben jederzeit freudig und dankbar zu bekennen pflegten. —

Kehren wir also nach dieser Unterbrechung zu unserm eigentlichen Thema zurück. Es war eben die Rede von dem handwerksmäßigen, völlig unkünstlerischen, völ-

lig formlosen Betriebe, in welchen, im Lauf des sechzehnten Jahrhunderts, die Uebersetzungskunst bei uns ausgeartet war.

Und doch sollte nichts destoweniger gerade in dieser Zeit des Verfalls und der Entartung die Wiederbelebung unsrer eigenen Literatur eben von der antiken ausgehen; ja zu derselben Zeit, da der handwerksmäßige Fleiß jener Hartnaccius und Riccius den antiken Stoff und die deutsche Form gleichmäßig entwürdigten und verdarben, wurde von andern Männern in minder unmittelbarer, aber desto segensreicherer Thätigkeit für die Herstellung unserer Kunst gewirkt.

Denn was dieser fehlte, war, wie wir gesehen haben, die Form; daß der Besitz, das Vermögen, die Ahnung einer schönen und kunstgemäßen Form den damaligen Versemachern mangelte, das ließ auch all jene Versuche, durch die Einführung fremder Literaturen unsere deutsche wahrhaft zu bereichern und zu fördern, unfruchtbar und vergeblich bleiben. Dies Gefühl aber für die Schönheit der Form war bei denen geweckt und erhalten worden, welche die gelehrte Beschäftigung mit den alten, besonders mit den römischen Schriftstellern zur eigenen Reproduction der antiken Form in lateinischen Gedichten angeregt und gewöhnt hatte. Die Alten, ihrer unmittelbaren, sinnlichen Natur gemäß, haben das Höch=

sie erreicht in Ausbildung der Form: an ihrer Plastik lernen unsere Künstler noch heute und werden lernen, so lang eine Kunst existirt. Auch in ihrer Literatur ist der plastische Sinn, die Formenschönheit überwiegend. Diese daher ist es auch, deren ruhige, heitere Schöne zu allen Zeiten alle Gemüther entzückt und, zu wetteifernder Reproduction anregend, verdorbenen Geschmack und verdorbene Literaturen gereinigt und gebildet hat.

Vornämlich geschah dies durch die neulateinischen Dichter. Auch in Deutschland ist die Zahl derselben unübersehbar. Schon seit dem zwölften Jahrhundert war die poetische Lorbeerkrone, die lockende Würde eines poeta Caesareus an die lateinische Poesie geknüpft. Je offener nun die Quellen des Alterthums sich erschlossen, je reichlicher sie strömten und je lebendiger sie die Herzen erfrischten, je größer wurde auch die Schaar lateinischer Dichter; ja die Fertigkeit, in wohlklingendem, strengem und doch leicht beweglichem Metrum lateinische Verse an einander zu reihen und stans pede in uno Kaiser und Könige, Gelehrte und Bücher, Freunde und Geliebte lateinisch anzusingen, ward endlich etwas so allgemein Verbreitetes, daß ohne sie ein gebildeter Mann jener Zeit gar nicht denkbar war.

Es ist wohl Klage geführt worden über diese unermüdliche Pflege der lateinischen Poesie: man hat be=

dauert und hat den Gelehrten selbst zum Vorwurf gemacht, daß dadurch so viel Fleiß, Kraft und sogar dichterisches Talent der heimischen Poesie entzogen und auf einem Gebiete verschwendet worden, wo das Alles, meinte man, nur einer todten und unfruchtbaren Gelehrsamkeit, nie aber unsrer deutschen Literatur zu Gute gekommen ist. Allein was in der deutschen Poesie jener Zeit nicht mehr zu finden war: eine gebildete und wohllautende Sprache, zierliche und lieblichste Formen, gewandte Phrasen, sinnreiche Bilder, vor Allem die in der alten Metrik herkömmlich und unumstößlich gesicherte Kunstform, das Alles fiel den Pflegern der neulateinischen Poesie wie eine reiche Erbschaft gemächlich zu: und dürfen wir es daher den Gebildeten des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts wahrlich nicht verargen, wenn sie, deren Geschmack sich an den classischen Mustern des Alterthums gebildet, deren Ohr an die strenge und doch so liebliche Form der Antike sich gewöhnt hatte, es vorzogen, zu ihren dichterischen Spielen der ausgebildeten, immer bereiten lateinischen Sprache sich zu bedienen, als mit den Meistersängern und Handwerkspoeten in formlosem und zu aller Poesie ungeschicktem Deutsch zu radebrechen. Ja wir mögen sie noch entschuldigen, wenn sie, in dem Besitz dieses classischen Alterthums, selbst mit Unwillen und Geringschätzung auf jene Reimereien herab-

sahen und es sich, wie Nicodemus Frischlin (Gervinus III, 77, 78), sogar zu einer Art von Ruhm anrechneten, daß sie, der edlen Spur der Römer folgend, von den plebejen Bestrebungen ihrer deutsch reimenden Zeitgenossen sich fern hielten.

Denn wie unvermeidlich dieselben Männer, die, wo sie der lateinischen Sprache sich bedienten, Formensinn, Geschmack und Geist entfaltet hatten, sobald sie ihr Genie unter das Joch der verdorbenen deutschen Reimerei beugten, das allgemeine Schicksal der Ungenießbarkeit und Formlosigkeit theilten, kann uns noch das spätere Beispiel Freinsheim's zeigen, der, nachdem er in seinen, wenn auch nicht der strengsten classischen Norm genügenden, doch immer eleganten und geschmackvollen Ergänzungen des Curtius und Livius so viel feinen Formensinn bewährt hatte, in seinem „Teutschen Tugendspiegel" dennoch nur ein verfehltes Machwerk zu Stande brachte, das uns weniger durch den Mangel poetischen Vermögens, als durch die auch nach Opitz' Vorgange noch immer ungeschickte, holperichte, verrenkte Form beleidigt.

Auch entzogen jene Männer sich, ganz anders, als einige Jahrhunderte zuvor die Italiener, die geflissentlich aus der Trostlosigkeit ihrer heimathlichen Zustände sich in eine erträumte antike Welt gerettet hatten, keineswegs dem deutschen Leben. War es doch nicht dies, was sie verachteten,

sondern nur die Unform der damaligen deutschen Poesie. In fremder Schale gaben sie deutschen Kern; lateinisch schreibend dachten und fühlten sie deutsch. Es genüge, an Ulrich von Hutten's lateinische Gedichte, an die Komödien Reuchlin's, Naogeorg's und des schon genannten Frischlin zu erinnern. Nicht weniger würde man Balde, der, wie Freinsheim, in seinen deutschen Gedichten plump und ungenießbar ist, sehr Unrecht thun, wollte man in dem eigenthümlichen Schwunge seiner religiösen Gedichte eine besondere Richtung des deutschen Geistes und eine beachtenswerthe Offenbarung seiner Zeit verkennen. Die Reformation, dieses größte Ereigniß, das gesammte deutsche Bewußtsein, Geistlich und Weltlich, Hoch und Niedrig erfassend, fortreißend und erhebend, kam auch einer einseitigen und schädlichen Trennung der Gelehrten vom Volk wohlthätig zuvor. Die Befreiung des deutschen Geistes in der Kirchenverbesserung war ausgegangen von Männern, die sich an der Antike gebildet hatten; sie wurzelte aber und ward lebendigst aufgenommen in dem allgemeinen Bewußtsein des deutschen Volkes. In ihr also war der gemeinsame Kampfplatz, wo Gelehrte und Ungelehrte sich zusammenfanden. Die deutschen Gelehrten brauchten nicht, wie die Italiener, sich in eine ideale Platonische Republik zurückzuträumen: die Freiheit des Geistes, die sie im Alterthume suchten, ward unter und

neben ihnen wirklich im Volke. Diesem mußten sie sich anzunähern, mit ihm sich zu verständigen suchen. So hatte Luther selbst Allen vernehmlich in deutscher Zunge gesprochen; so gab Ulrich von Hutten die lateinische Sprache auf und redete deutsch zum deutschen Volke.

Hiemit aber war der Anstoß gegeben, daß alle Frucht der gelehrten Bildung dem deutschen Volke nun in lebendiger Wirksamkeit zugewendet wurde. Auch der Uebergang des sprachlichen, des formalen Gewinns ward durch die Folgen der Reformation vermittelt: Prediger und Schulmeister, Männer also, die eine gelehrte Bildung erhalten und denen im Umgang mit der Antike Sinn und Geschmack sich erschlossen hatten, traten in Lehre und Predigt, in einer unübersehbaren polemischen Literatur, ja auf dem eigentlichen Gebiete der Kunst in geistlichen Fastnachtsspielen, Schulacten und Komödien mit dem Volke in Verkehr.

Denn wie abenteuerlich und unerbaulich nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Form dieser Stücke uns jetzt erscheinen mag, so offenbart sich doch gerade in ihnen zuerst der formale Einfluß der alten Literatur, aus der diese geistlichen Spiele allmälig etwas mehr, als die Eintheilung in Acte und Scenen, aus der sie Formen und Metren entlehnten. In Paulus Rebhuhn's „Geistlichem Spiel von der Gotfurchtigen und keuschen Frau

Susannen," Zwickau, 1536 (Gottsched, I, 66—72, 87—90) finden wir zuerst einen mannigfachen und künstlichen Wechsel von jambischen und trochäischen, nach dem Muster der Alten zugerichteten Metren. Aehnliches begegnet uns in „Joannes Cringingerus Vallensis Historie vom Reichen man und armen Lazaro," 1555 (Gottsched, II, 210—216), wo Gott Vater sogar nicht eben ungeschickte Trimeter „cum summa gravitate zu singen" in den Mund gelegt werden:

„Hört all mein Engel, kompt herzu und trett herbei,
Merckt auff, vernembd, was itzund meine Meinung sei" 2c.

die Gottsched, in dem französirenden Schematismus seiner Zeit befangen, nur nicht für verunglückte Alexandriner hätte halten sollen. Auch die übrigen Versuche zur Nachbildung antiker Formen, welche Gervinus (III, 84) von den Jahren 1561 und 1593 erwähnt, sind aus geistlichen Schauspielen entnommen. Freilich fand auch Rebhuhn in diesen metrischen Neuerungen denselben Widerstand des alten achtsilbigen Schlendrians, den später noch Opitz erfahren mußte; immer aber sind diese Versuche und sodann die Nachbildungen des Hexameters und Pentameters, mit denen Fischart und Joh. Clajus sich bemühten, als Vorläufer der spätern Kunstpoesie eben so sehr unserer Aufmerksamkeit werth, als die etwa gleichzeitige erste Einführung der italienischen Kunstformen, des Son-

netts, durch Weckherlin und seine Zeitgenossen. Erst nach solchen Vorgängern ward es Opitz möglich, mit seiner prosodischen und poetischen Reform durchzudringen, deren ganze und außerordentliche Wichtigkeit wir dahin bezeichnen können, daß er durch sie der formlosen deutschen Poesie die Form wiedergegeben hat — ein Verdienst, um dessen willen der ehrende Name eines Vaters unsrer Dichtkunst ihm ungeschmälert bleiben soll.

Wir können hier der Kürze wegen auf das oft erwähnte Werk von Gervinus verweisen, wo auch Opitz eine erschöpfende Behandlung gefunden hat. Für unsern Zweck genügt es, noch einmal darauf hinzuzeigen, daß Opitz keineswegs, wie wohl sonst die Meinung gewesen, ein bloßer Nachahmer der Holländer, Franzosen und Italiener war, vielmehr daß die neue Bildung, welche er herbeiführte, ihren unmittelbarsten Ursprung in den Alten hat. Er selbst begann, wie es die Sitte seiner Zeit mit sich brachte, seine poetische Laufbahn mit lateinischen Gedichten, und auch in seinen späteren Jahren noch verschmähte er es nicht, lateinische Verse zu machen; Heinsius, dem von allen Holländern Opitz selbst den meisten Einfluß auf seine Dichtweise zugesteht und den er recht eigentlich als sein Vorbild und Muster rühmt, ist derselbe Daniel Heinsius, dessen Name in der philologischen Welt einen so guten Klang hat; durch sein ganzes bewegtes Leben

ist Opitz der Beschäftigung mit den Alten und ihrer innigsten Verehrung niemals ungetreu geworden, wovon seine zahlreichen Uebersetzungen des Sophokles, des Seneca, der Distichen Cato's, der Anthologie und anderer Epigrammatisten einen vollständigen Beweis geben; in die Kenntniß, Liebe und Nacheiferung des Alterthums setzt er das Wesen des Poeten in jenen vielberühmten Versen:

Wer . . . nicht auf die Alten zielt,
Nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
Als seine Finger selbst, und schaut, daß ihm kaum Einer
Von ihnen außen bleibt, ...
. . . . . . ist zwar ein guter Mann,
Doch nicht auch ein Poet. —

Dem Muster der Alten endlich ist die Prosodie, die Silbenmessung entlehnt, an welche er unsere Sprache gewöhnte — ein Schritt von ungeheuren Folgen, durch den allein unsre poetische Sprache die Befähigung zu dem gewann, was sie heute leistet, und den wir erst recht würdigen lernen, wenn wir die übrigen accentuirenden, bloß Silben zählenden Sprachen der Neueren vergleichen. Denn nur durch diesen Schritt ward es überhaupt möglich, daß späterhin, in weiterer Verfolgung dieser Bahn, unsere Sprache die Gelenkigkeit und den Reichthum erlangte, alle Dichtungen des Alterthums in ihrer eigensten Form nachzubilden, — während Franzo-

sen, Engländer und alle andern Neueren sich schon aus sprachlichem Unvermögen immerdar nur mit Paraphrasen und Nachahmungen werden begnügen müssen.

Daß diese formalen Neuerungen, mit denen Opitz auftrat, und eben diese Art, aus den Alten zu lernen, nicht, wie wohl seine überraschten Gegner, denen die neue und von ihnen anfänglich für unausführbar gehaltene Silbenmessung sehr unbequem war, heimtückisch vermutheten, die pedantische Grille eines eigensinnigen Gelehrten war, das zeigt vor Allem der Erfolg. Aber auch schon vor und neben ihm gehen andere Bemühungen, welche alle dahin zielen, der deutschen Sprache und Poesie ihre verlorene Schönheit, die Form, wiederzugeben, und die alle dies Wunder von derselben Zaubermacht erwarteten, welche Opitz heraufbeschwor: von dem Einfluß der Alten und der fremden Kunstpoesie überhaupt. Wir meinen die fruchtbringende Gesellschaft des Palmenordens, welche noch vor Opitz' erstem poetischen Auftreten, im Jahre 1617, gestiftet ward, mit dem bewußten und ausgesprochenen Zweck, „damit bei dem Bluttrieffenden Kriegsjammer unsere ädle Muttersprache, welche so wol an Alter, schönen und ziehrlichen Reden, als auch an Uberfluß eigendlicher und wohlbedeutlicher Worte, so jede Sachen besser, als die Fremde recht zu verstehen geben können, einen nicht geringen Vorzug hat,

welche . . . uns gantz rein, mit der ersten Milch, gleich-
sam eingeträuffelt, nachmals aber durch fremdes Wort-
gepräng, wässerich und versaltzen worden, hinwieder in
ihre uhralte, gewöhnliche und angebohrne Teutsche Rei-
nigkeit, Zierde und Aufnahmen eingeführet, einträchtig
fortgesetzet, von dem fremd-druckenden Sprachenjoch be-
freyet, durch alte und neue Kunstwörter befestiget, und
also endlich in den glorwürdigsten Ehrenthron versetzet
werden möchte" (s. des Sprossenden, d. i. G. Neumarck's
Neu sprossender Palmbaum, 1668, S. 11 u. 12).

Hier also war die Bildung der Form, die Reini-
gung der deutschen Sprache als Princip eines Vereines
ausgesprochen, welcher, des Schutzes und der Theil-
nahme deutscher Fürsten sich erfreuend, in wenn auch
nicht allzu langer, doch fruchtbarer Blüthe fast Alles,
was das damalige Deutschland an dichterischen Talenten
und regen schriftstellerischen Kräften besaß, zu gemeinsa-
mer Bestrebung in sich versammelte.

Auch blieb der Palmenorden keineswegs die einzige
Gesellschaft dieser Art: andere folgten, ja Philipp von
Zesen's Teutschgesinnte Genossenschaft (zu Hamburg, 1643)
trieb die reinigende und formbildende Tendenz bekannt-
lich bis ins Carikirte: wie denn schon Neumarck in sei-
nem Palmbaum (S. 86) auf „die lüsternen Neulinge"
und ihren absonderlichen Purismus eifersüchtig spöttelt.

Wir haben uns diese Gesellschaften, die endlich in der leipziger deutschen Gesellschaft (seit 1697, aber von Bedeutung erst 1727, da Gottsched an ihre Spitze trat: vergl. Bouterweck, III, 7) und den jüngeren leipziger Kräften sich verlaufen, welche, von Gottsched sich emancipirend, zu den Bremer Beiträgen (1745) zusammentraten, nicht sowohl als Nachbildungen der italienischen Akademieen zu denken: wiewohl sie selbst auf diese als auf ihr Vorbild sich berufen, und namentlich der Palmenorden durch die Schilderungen veranlaßt wurde, welche Caspar von Teutleben, aus Italien an den weimarschen Hof heimkehrend, von jenen Akademieen machte: sondern ihre nähere und, wie uns dünkt, eigentliche Parallele haben sie an den philologischen Gesellschaften des Celtes, Dalberg und ähnlichen, deren wir oben gedacht haben. Nämlich wie diese auf Einführung und Belebung des antiken Studiums zielten, so wollten die deutschen Gesellschaften den Gewinn, den die deutsche Bildung inzwischen aus dem Alterthume sich erworben, den Geschmack, den strengeren Schönheitssinn, das lebendige Gefühl für die Form nun der deutschen Literatur selbst zuwenden. Alle, mehr oder minder, geben sie sich mit Uebersetzungen ab: dem Palmenorden sind Uebersetzungen ein bewußtes und anerkanntes Mittel für die Cultur der deutschen Sprache und Poesie; wie eifrig Gottsched auf Ue-

bersetzungen gedrungen, ist bekannt: nur daß zu seiner Zeit die Franzosen an die Stelle der Alten getreten waren, so zwar, daß man in ihnen wirklich die Alten zu haben meinte (Bouterweck, III, 154). Selbst noch in den Bremer Beiträgen (obwohl diese mit den Schwabe'schen Belustigungen bereits den Uebergang machen zu dem selbständigeren, durch kein Formelwesen und Gesellschaftskram verpflichteten Zusammentreten deutscher Gelehrten, dessen Frucht denn unsere Journale sind, so weit in diesen überhaupt eine Tendenz, nicht bloß Zufall und Willkür walten), finden sich sowohl Uebersetzungen als dankenswerthe Notizen zur Geschichte derselben.

Nirgend indessen ward das Uebersetzen absichtvoller und fleißiger getrieben, als im Palmenorden; ja der Geschichtschreiber desselben (S. 33) bedauert ausdrücklich Karl den Großen, Otto, Friedrich II. den Hohenstaufen und wer sonst von Regenten früherer Zeit um deutsche Literatur sich etwa bekümmert, und findet das Unzulängliche ihrer Bemühungen darin, daß ihnen nicht, wie jetzt im Palmenorden, Uebersetzer zur Seite gestanden.

So übertrugen und verarbeiteten die Mitglieder dieser Genossenschaft denn außer den Alten auch Holländisches, Französisches, Italienisches, Spanisches, ja Adam Olearius, der als Vielbemühter diesem Orden angehörte, übersetzte Schach Sadi's Rosengarten aus dem Persischen.

Den Gipfel formalen Talentes hat von diesen Uebersetzern, nach der einstimmigen Bewunderung seiner Genossen, der Vielgekörnte, d. i. Dietrich von Werder erreicht, der in seiner Uebersetzung des Tasso und des Ariost neben der neuen Opitz'schen Prosodie auch die Stanzenform (wenigstens im Tasso) bewahrt hat. Nicht minder galt Tobias Hübner's, des Nutzbaren, Uebertragung der Wochen des de Bartas, in Vers= und Reimart des Originals, für ein Kunststück, „das Viele für unmöglich halten sollten." Aus den Alten übersetzte Wilhelm von Calchum, der Feste, Sallust's Catilina; J. D. v. Kunowitz, der Vollziehende, den Nepos; C. M. Grodnitz von Grodnau, der Behütende, den Tacitus; sodann der Förderndc, Zacharias Prueschenk, einige neuere Lateiner. Diese Uebersetzungen, besonders des Sallust und Tacitus, zeichnen sich alle durch ein strengeres Anschließen an den Text, welches wir als die mit der eigenen besseren Form sich entwickelnde Achtung vor der fremden zu betrachten haben, und durch eine geläuterte Sprache aus.

Wie sehr eben dadurch der Standpunkt dieser Uebersetzer, die nicht mehr das Interesse des Stoffes, die bänkelsängerische Unterhaltung der Menge, sondern die Bildung der Form vor Augen haben, verschieden ist von dem Standpunkt jener früheren Bearbeiter, denen eben der

Stoff Alles war, die Form nichts, erkennen wir sogleich, wenn Grodnitz von Grodnau vor seinem Tacitus (1657) das als den Hauptzweck seiner Arbeit nennt, daß Tacitus „zum wenigsten recht verstendlich Teutsch alhier zu lesen sei.“ Ja die wüste und planlose Auswahl des zu Uebersetzenden zeigt, wie sehr im Gegentheil der Stoff bereits gleichgiltig und unerheblich geworden war; nur daß überhaupt übersetzt werde, daß überhaupt die deutsche Form diesen Zuwachs und diese Pflege erfahre, darauf kam es an, das war es, was der Palmorden bezweckte.

Welcher Art nun diese Form gewesen ist, darüber kann nicht wohl Jemand in Zweifel sein, der von den Poesieen jener Zeit irgend einige Kenntniß besitzt. Eine Kunstform hatte die deutsche Poesie gewonnen, und dies war gegen den früheren wüsten Verfall ein so ungeheurer Fortschritt, daß wir nicht scheel sehen dürfen, wenn unserer heutigen Bildung auch jene neue Form noch nicht zusagen will. Für die Uebersetzungen aber hatte man damit außer der verbesserten Form selbst noch ein mindestens eben so Wichtiges, nämlich, wie wir oben angedeutet haben, mit dem Bemühen um eigene Form auch eine Ahnung von der Schönheit der antiken Form gewonnen: man warf nicht mehr Alles in den schmutzigen Scherbentopf der achtsilbigen Knittelreime, sondern suchte, was im Grundterte schön und lieblich und erhaben klang,

auch im Deutschen mit Sorgfalt wiederzugeben. Ja selbst den Wechsel der Rhythmen achtete man, soweit das bei der damaligen Cultur unserer Sprache möglich war; nur daß man freilich ohne Reim nichts meinte ausrichten zu können. Die Uebersetzungen der Alten von Opitz, wie sie zuerst die Bahn gebrochen, mögen uns zum Beispiel dienen. Die Distichen des Cato, und was er sonst von Sentenzen und Epigrammen übertragen hat, so wie den Dialog der Tragödie giebt er in Alexandrinern wieder; für die Chöre aber bedient er sich wechselnder, sangbarer Rhythmen, durch welche dieselben etwas Opernmäßiges, Arienhaftes erhalten. Und gewiß ist dies nicht zufällig: erinnern wir uns nur des allgemeinen Erfolgs, welchen seine aus dem Italienischen übertragene Daphne als erstes deutsches Singspiel gehabt hat, ein Erfolg, der bald genug in der allgemeinen Theilnahme sichtbar ward, welche seitdem das Singspiel erfuhr, und die sodann in der hamburgschen Oper auf ihren Gipfel gelangte: wovon sich Jeder überzeugen kann, der das Register von Opern und Singspielen in Freiesleben's Nachtrag zu Gottsched's Nöthigem Vorrath in die Hand nimmt.

Von Opitz theilen wir nun einige Stellen aus Sophokles' Antigone mit, wobei wir dem Dialog die Uebersetzung von Thudichum (Darmstadt 1827. 1838.), den

Chören aber die „freie" Bearbeitung von Oswald Marbach, Leipz. 1838, beifügen.

V. 1—10.

Opitz:

O Schwester liebes Haupt, Ismene, kannst Du sagen,
Mit welchem Unglück uns nicht Jupiter geschlagen,
Des Oedipus sein Haus, so lange wir gelebt?
Ich weiß, daß keine Last, kein Creutz auff Erden schwebt,
Nichts also schändlich ist, nichts schnödes kan geschehen,
Das ich von übel nicht an Dir und mir gesehen.
Jetzt auch berichtet man, daß durch die gantze Stadt
Der Feldherr wiederumb Befehl ertheilet hat.
Was hast, was hörest du? hast Du dan nichts vernommen
Von feindlicher Gewalt, so auff die Freunde kommen?

Thudichum:

Ismene, trautes, schwesterlich verbundnes Haupt,
Ist noch ein Leiden, fortgeerbt von Oedipus,
Das Zeus in unserm Leben nicht erfüllte schon?
Denn nichts ist Schmerzenreiches, nichts Verderbliches,
Entehrend' und Schmachvolles mehr, das ich nicht all
In Dein und meinen Leiden sich vollenden sah.
Und heute wieder, welch Gebot verkünden sie,
Das allem Volke nun der Fürst ansagen läßt?
Weißt du, vernahmst auch Du es, oder ahnst Du nicht,
Was unsern Lieben Arges von den Feinden naht?

V. 777—785.

Opitz:

O Amor, den kein Mensch bezwinget,
Der sich in Haab und Güter dringet,
In Frauenzimmer Wangen macht

Und ruht daselbst die gantze Nacht,
Der du das weite Meer durchrennest,
Und auch die Bauerhütten kennest,
Für dem kein Gott nicht Rath erkiest,
Damit er sich genugsam hütet:
Für dem kein Mensch nicht sicher ist:
Wer aber dich auch hat der wütet u. s. w.

V. 800—810.

Ich trete nun die letzte Bahn,
Ich sehe nun zum letzten an
Der Sonnen schönes Liecht
Und ferner nimmer nicht.
Der Orcus führt, wie alle mich darvon,
Und lebendig zum Vfer Acheron:
Man hat mir nun, als wie ich zwar gedacht,
Mein Ehrenfest und Köste nie gemacht:
Man stimmet mir kein Hochzeit Lied nicht ein:
Der Acheron wird selbst mein Bräutgam seyn.

Bei Marbach:

Gott der Liebe, Allbesieger,
Eros, Hochgewaltiger!
In den Herzen rauher Krieger
Wohnst Du, Vielgestaltiger;
Und auf holder Mägdlein Wangen
Ruhst Du schlummernd — süß Verlangen
Schimmert aus den sanften Blicken,
Zu entbrennen in Entzücken.
Wie des Maies süße Düfte
Schweifst Du fernhin durch die Lüfte,
Ueber Berge, über Klüfte,
Ja hinab bis in die Grüfte.
Ueber weite Meereswogen
Kommst ein Sturm Du hergezogen

Und ergreifst, wen Du erlesen;
Und es mag kein sterblich Wesen,
Großer Gott, Dir je entrinnen.
Sicher trifft der Liebe Schmerz,
Und zu rasendem Beginnen
Schnell entzündet er das Herz u. s. w.

So scheid' ich denn vom theuren Vaterlande,
Das froh ich grüßte mit der Jugend Blicken, —
Es lösen sich des Lebens holde Bande!
Das schöne Licht, das jetzt noch mit Entzücken
Die Augen trinken, ach am dunklen Strande
Des Acheron wird es mich nie beglücken.
Ich scheid' aus meiner Liebe Morgenroth,
Mich ruft ein kalter Bräutigam — der Tod!

Unsere Leser werden aus diesen wenigen Proben hinlänglich erkannt haben, wie die Opitz'sche Form aus italienischem und französischem Geschmacke gemischt ist. Jener, der italienische, oder noch eigentlicher der schwülstige Ungeschmack Marini's, ward später in der sogenannten zweiten schlesischen Schule von Hofmannswaldau und Lohenstein bis auf die äußerste Spitze der Unvernunft getrieben; der französische Geschmack aber mit seinen Alexandrinern, der vermeintlichen Einheit und dem ganzen steifen Kothurn ward, je mehr mit der Blüthe der französischen Literatur auch ihre Kenntniß bei uns Deutschen sich verbreitete (der Cid wurde zuerst 1650 übersetzt, Moliere'sche Stücke finden sich schon in der „Schaubühne englischer und französischer Comödianten“ von 1670, bis

Veltheim 1694 ihn vollständig übertrug) immer vollständiger als die einzig giltige, regelmäßige und gleichsam geheiligte Kunstform adoptirt. Auch dürfen wir dabei nicht übersehen, daß mit den Franzosen selbst auch die Deutschen in dieser französischen Literatur alle Schönheit und Blüthe der Alten zu haben meinten. So konnte es geschehen, daß z. B. der erste Uebersetzer des Catull (1690) gar nicht für nöthig fand, zu der ursprünglichen römischen Quelle zurückzugehen, sondern seinen Catull aus Chapelle's Amours de Catulle zu schöpfen sich begnügte.

Es ist bekannt, bis zu welchem Grade geistiger Knechtschaft endlich diese Nachahmung der Franzosen sich steigerte und wie man über sie die Alten sogar gänzlich zu vergessen schien. Da ist denn nur geschehen, was sich immer und überall wiederholt, daß nämlich ein Princip, das zu seiner Zeit ein lebendiges und richtiges war, dadurch, daß man es herausreißt aus dem Gange der Entwicklung und außergeschichtlich fixirt, ein todtes Dogma ohne Frucht und Wahrheit wird. So ist es auch der Opitz'schen Anregung ergangen, die dennoch von unschätzbarem Werthe, vornämlich auch für die Entwicklung unsrer Uebersetzungen. Ja manche Autoren der Alten, die nicht sowohl durch den Stoff sich auszeichnen, als durch die Grazie der Form, konnten jetzt erst, da man Form besaß und anerkannte, verständlich und genießbar werden.

So Horaz, den man erst jetzt (seit 1639) nachzubilden anfing, während die Historiker dagegen und was ehemals durch das Interesse des Stoffes gefesselt hatte, mehr in den Hintergrund zu treten beginnt. —

Daß bei dieser durchgängigen Herstellung der Form nicht bloß die poetische Sprache, sondern auch die Darstellung der Prosa gewinnen mußte, ist begreiflich, und kann dafür besonders Lohenstein's Arminius und Thusnelda (1689) dienen, welcher den Einfluß der Alten in den eingestreuten Uebersetzungen aus Tacitus' Germania sehr deutlich zeigt. Für Uebersetzung jedoch der griechischen Tragiker und somit des Sophokles geschah unter dieser Oberherrschaft der Franzosen um so weniger, als die französischen Dichter in ihrer vermeintlichen Wiederbelebung des Alterthums sich besonders den Stoffen des antiken Dramas zugewendet hatten und mit wetteiferndem Fleiß ihre mit Perücke und Reifrock aufgestutzten Oedipe, Phädren, Iphigenien auf die pariser Bühne brachten. Diese daher übersetzten wir, nach ihnen und nach den Orakelsprüchen französischer Kunstrichter bildeten wir unsere Begriffe von der Kunst des Alterthums und der Kunst überhaupt; die unzugänglichen, fremden, oft lückenhaften Urtexte der Griechen dagegen wurden vergessen, als wären sie nicht vorhanden: kaum daß unsre Gelehrten ihnen eine dürftige philologische Pflege spendeten. Erst

gegen den Schluß dieser Periode finden wir in der Elektra des Johann Elias Schlegel, der, zur Gesellschaft der bremischen Beiträge gehörig, auch Euripides' Troerinnen und die Iphigenie in Tauris übersetzte, eine wirklich nach dem griechischen Text gearbeitete Uebertragung (1747), aus welcher eine Probe zu geben überflüssig erscheint, da sie in den steifen Alexandrinern des Dialogs, so wie in den arienhaften Chorgesängen in der That nichts Anderes, als ein in die gewandtere Sprache des achtzehnten Jahrhunderts übertragener Opitz ist. Daß freilich für die ungefüge und rohe deutsche Literatur auch dieser Durchgang durch die geleckte Zierlichkeit der französischen Rhetorik sehr heilsam gewesen, und daß wir auch in diesem öden Formalismus eine nützliche Schule der Form selbst gehabt haben, bedarf wohl kaum der Erinnerung.

Inzwischen aber hatte die Antike in ihrem siegreichen Eroberungszuge durch die deutsche Welt wohl aufgehalten, aber nicht gehemmt werden können. Die kirchlichen Interessen der Reformation, wie sie im dreißigjährigen Kriege alle leiblichen Kräfte Deutschlands für sich in Anspruch nahmen, hatten auch alle geistigen sich unterworfen; wie die übrige Wissenschaft war auch die Philologie eine demüthige Dienerin der Theologie geworden. Allein nachdem der Glaube gesichert war, entfaltete die Wissenschaft, die Erkenntniß, die ihn ja erläutert hatte,

aufs Neue ihre Schwingen zu immer weiterem Fluge: Leibnitz gründete die deutsche Philosophie, Thomasius vermittelte die Wissenschaft mit dem Leben. Und was diese für die Philosophie, das thaten J. M. Heusinger, J. M. Geßner, Christ und Ernesti für die Philologie: sie brachen die Fesseln, in welcher die Theologen sie gehalten, und bahnten durch die Trümmer des orthodoxen Dogma einen neuen freien Weg zur kastalischen Quelle des Alterthums.

Von besonderer Bedeutung ist hiebei die Gründung der Universität Göttingen (1747), welche, was funfzig Jahre zuvor Halle für Philosophie und Theologie gewesen, jetzt vornämlich für die realen Wissenschaften der Philologie und Geschichte ward. Man hatte nicht mehr die rechtgläubige Sicherung des Dogma, nicht mehr die polyhistorische Anhäufung philologischen Stoffes vor Augen: sondern auch die Kenntniß des Alterthums sollte fruchtbar werden fürs Leben und, den ganzen Menschen ergreifend, ihn harmonisch, gebildet, geschmackvoll machen. — So ward Göttingen vor Allem die humanistische Universität, und als solche (man vergleiche Göthe's Dichtung und Wahrheit, II, 42) ein Augenmerk für das gesammte Deutschland. Aus ähnlicher Anregung gingen Winkelmann und Heyne hervor, beide im Alterthum auf das Ganze, das Menschlich-Ergreifende dringend,

beide mit feinstem Formensinn begabt und daher die antike Kunst in den Kreis der philologischen Wissenschaften ziehend. Gleichzeitig und auf demselben Wege brach Lessing das Joch französischen Ungeschmacks; unmittelbar auf die Kunst der Alten eingehend, deckte er mit kühner Hand den Mißverstand auf, den dieselbe bei unsern Nachbarn und Gesetzgebern erlitten, und zeigte uns damit, daß wir der Aftergebilde der Franzosen, deren hohle Schemen wir an die Stelle der lebendigen Antike gesetzt hatten, nicht länger bedurften. So wurden die Alten zum zweiten Male bei uns eingeführt.

Auch in unsrer Literatur machten sich schon vor Lessing einzelne Versuche sichtbar, sich den Alten auf anderem Wege, als einzig durch die Vermittelung der Franzosen, zu nähern. Sogar Gottsched selbst hatte schon 1733 einen Anfang gemacht, den Anakreon in jenem antiken Maße wiederzugeben, dessen bequeme Lockerheit zu einer solchen ersten Uebung sehr geeignet war und darum auch in der Folgezeit eine so ermüdende Pflege fand. Lange und Pyra thaten in ihren poetischen Spielen den Reim in Bann, nicht achtend, daß sie dafür von dem Gottsched'schen Publikum in Bann gethan wurden. Derselbe Lange versuchte auch eine Uebersetzung des Horaz in einem dem ursprünglichen sich wenigstens annähernden Versmaße, welche, so verdienter Weise sie auch, was

Lange's philologische Befähigung dazu anbetrifft, durch Lessing's berühmtes Vademecum in den schlechtesten Ruf gekommen ist, dennoch als erstes Wagestück nicht darf vergessen werden. So suchte man bei dem besseren und unmittelbaren Verständniß der Alten, bei der innigeren Durchdringung, die unser Leben von dem neu erwachten Alterthum erfuhr, mit dem lebendigeren Gefühl für die Form auch diese selbst herzustellen.

Doch waren dies eben nur Versuche. Aber dieselbe Zeit, welche Winkelmann und Lessing erzeugt hatte, brachte auch Klopstock hervor, der in allem Formalen ein unzweideutiger Schüler der Alten ist. Sein Messias war das erste Gedicht, das durch die gewaltige Fülle seines Inhalts auch die Form des Hexameters genießbar und vielwillkommen machte; in seinen Oden und Hymnen erwarb er fast alle, auch die künstlichsten Metren der Alten für unsre Sprache.

Auch Klopstock mußte für seine Form denselben Hohn und Spott überraschter Gegner erfahren, wie einst Opitz für die seine. Aber nicht nur, daß Gottsched und sein Anhang ihn mit Streit- und Spottschriften verfolgten: auch die vergeblichen Versuche, welche einsichtsvollere und begabte Männer machten, um diese neue Form sich anzueignen, lassen uns erkennen, wie tief eingewurzelt die im Laufe der Zeit auch wieder zur Unform gewor-

dene Form der Opitz'schen Epoche und wie gewaltig daher die von Klopstock angeregte Revolution war. So brachte Bodmer nur überaus holprige und des bittersten Spottes seiner Widersacher allerdings würdige Hexameter zu Stande; so mußte Geßner, indem er sich nicht mehr in die alte und noch nicht in die neue Form finden konnte, seine Idyllen in Prosa schreiben; so kam Uz, der die neue antikisirende Weise anfänglich mit so lebhaftem Enthusiasmus begrüßt und mit Götz gemeinsam sich an metrisch getreuen Nachbildungen des Anakreon und Pindar versucht, ja der in seiner Frühlingsode sogar die alten Gesetze der Position beobachtet hatte, endlich dahin, seine Uebersetzung des Horaz ohne alle Form, nämlich in prosaischer Paraphrase zu geben; so rieth umgekehrt Herder, der nachher selbst die antiken Maße so wohl zu behandeln wußte, anfänglich ab von der Uebertragung dieser Metren in unsere Sprache (Fragm. über d. deutsche Literatur, S. 66); ja durch Göthe wissen wir, welch wunderliches Geheimniß noch zu der Zeit, da er den Reinecke Fuchs in Hexameter umgoß, dieses, wie es schien, unnachahmliche und unerlernbare Metrum verschlossen hielt. Ging es doch in manchen Stücken Klopstock und Ramler selbst nicht besser, welchen Letzteren wir hier sogleich anführen müssen, da er, Klopstock an poetischem Geist zwar bei Weitem nicht erreichend,

in Verständniß und Reproduction der alten Formen dagegen, als Philolog von Fach, ihn übertreffend, sowohl in seinen eigenen Gedichten, als in seinen fleißigen und für jene Zeit zum größten Theil musterhaften Uebertragungen der Alten, hauptsächlich aber als allgemeiner Glätter und Polirer aller deutschen Dichter Außerordentliches geleistet hat für die Ausbildung der Form. Beide nämlich, Klopstock wie Ramler, verfielen in ihren Oden auf eine seltsame Art unmetrischen Metrums, eine rhythmisirende Prosa, die ihre Formlosigkeit nur schlecht bemäntelte mit dem mißverstandenen Beispiele Pindar's. Oder wäre dies Pindarisiren in einer gespreizten Prosa, der man durch beliebiges Absetzen in kürzere und längere Zeilen das Ansehn wirklicher Verse geben zu können meinte, wäre es wirklich etwas Besseres gewesen, als weiland des Franzosen Ronsard Pindariser, worunter seine Landsleute heutigen Tags schlechthin Schwulst und Bombast verstehen?! Auch bei uns ist durch jene poetische Prosa nicht wenig Schwulst und Bombast zu Tage gefördert worden, wozu auch die damaligen prosaischen Uebersetzungen der alten Dichter (so Goldhagen's Sophokles, 1777) ganz besonders beitrugen.

Während so die deutsche Literatur sich von der Dienstbarkeit des französischen Ungeschmacks immer mehr entfernte und immer eifriger die antike Formenschönheit

für sich zu gewinnen suchte, trat in diese gährende Zeit ein neues Element, welches, von verwandtem germanischen Stamme ausgehend, unendlich kräftig eingriff, ja welches wir noch heute nicht zu vollkommener Durchbildung und Harmonie überwunden haben: der englische Geschmack.

Die erste Einführung der englischen Literatur war, seltsam genug, durch die französische Richtung vermittelt worden: man nahm Schriftsteller aus der nächsten englischen Zeit auf, die selbst unter französischem Einflusse stand, die zahmen Poesieen Addison's, Young's, Thomson's, den von Außen und Innen französisch glatten Zuschauer; Addison's Cato, von Gottsched in stattliche Alexandriner gebracht, hatte einen besondern Ruhm geerntet; Otway's Venice preserved, nach französischem Zuschnitt eingerichtet, war in prosaischer Bearbeitung ein Lieblingsstück der Zeit.

Allein schon die Schweizer traten dem eigentlichen englischen Charakter näher; Klopstock's Messias ist, wie formal ein Kind der Antike, so geistig ein Sohn Milton's. Nun ward auch Shakspeare eingeführt: 1742 erschien die erste, wenn auch sehr ungeschickte Uebersetzung des Julius Cäsar; Weiße brachte die Shakspeare'schen Stoffe, Romeo und Julie, Richard den Dritten, geleckt

und gezähmt, auf die Bühne; Lessing, Herder und Göthe machten den großen Briten durch Hindeutung, Erzählung und Nachahmung unter uns bekannt.

Doch lassen wir diese geistigeren Einflüsse liegen, auch wie Shakspeare durch unverständige Nacheiferung sogar nachtheilig auf Form und Poesie selber wirkte — ein Unwesen, daran wir ja noch heute kranken: für uns ist hier nur die Einführung des fünffüßigen Jambus von Wichtigkeit, welchen zuerst Joh. Heinr. Schlegel in seiner Uebersetzung der Thomson'schen Sophonisbe (1758) gebrauchte (doch hatte schon früher sein Bruder Elias wenigstens Bruchstücke in dieser Form versucht) und der seitdem auch bei uns der allgemein übliche und anerkannte dramatische Vers geworden ist.

Die Vereinigung dieser beiden Richtungen nun, der Klopstock-Ramler'schen und der englischen, haben wir in Stolberg's Uebersetzung des Sophokles (1787). Wie Opitz-Schlegel in Alexandrinern, so giebt Stolberg den Dialog in fünffüßigen Jamben; wie jene den Chor in Arienform nach italienischem Zuschnitt, so er in den durch Klopstock und Ramler eingeführten Maßen, in alcäischen, sapphischen, asklepiadischen Strophen. Wir setzen z. B. den Anfang des Oedipus auf Kolonos her, und fügen ihm die, zumeist in Schiller'scher Form gehaltene Ruge'sche Uebersetzung (Jena, 1830) bei:

Stolberg:
V. 1—8.

Antigonä, des blinden Greises Kind,
Welch Land ist dieses, welcher Männer Stadt?
Wer nimmt wol heute mit der kärglichsten
Der Gaben Oedipus, den Flüchtling, auf?
Nur wenig fodr' ich und noch weniger
Empfang' ich, doch auch dies ist mir genug!
Daß Alles mir genüg', hat mich gelehrt
Mein langes Alter, meiner Leiden Last,
Und die Geduld, die edle, die uns prüft.

Ruge:

Antigone, des blinden Greises Kind,
Zu welcher Gegend nahn wir, welcher Stadt?
Wer wird den heimathlosen Oedipus
Mit milden Gaben dürftig heut verpflegen,
Ihn, der nur wenig bittet, weniger
Empfängt, und dennoch sich genügen läßt?
Denn Gnügen lehrt das Leiden, lehrt des Lebens
Gedehnte Frist mich und der edle Sinn rc.

Noch deutlicher werden diese zwiefachen Einwirkungen der Antike und des englischen Geschmacks in Bürger's Uebertragungen des Homer. Denn so viel Mühe er sich auch giebt, das vor sich selbst zu verbergen (siehe die verschiedenen Vorreden und Einleitungen im 3. Bd. der Reinhard'schen Ausgabe seiner Schriften), so ist doch sichtlich seine erste jambische Bearbeitung durch Pope's Beispiel angeregt: bis er vierzehn Jahre später (1784), belehrt und bekehrt durch die inzwischen erschienene Odys-

see von Voß, seine eigenen bis dahin so eifrig und nicht ohne Gewandtheit verfochtenen Grundsätze aufgebend, eine hexametrische Uebertragung der Ilias versuchte. Aber weder die frühere jambische Arbeit, noch diese neue zu vollenden, ward dem vieldulbenden Manne vom Schicksal verstattet; seine Versuche jedoch bleiben, eben als solche, auch für uns noch belehrend und erfreuend. —

Im eigenthümlichsten Verhältniß zu all diesen Umwälzungen stehen die Uebersetzungen von Wieland. Es scheint in der That, als wäre die nicht tiefe, aber anmuthige und durchaus glückliche Natur dieses Mannes bestimmt gewesen, die literarischen Gegensätze seiner Zeit, wo sie ins Extrem übergehen wollten, in sich zu versöhnen und zu vermitteln und jedem Aeußersten gleichsam die Wage zu halten: wie er ja persönlich in Weimar zwischen so bedeutenden und im tiefsten Grunde verschiedenen Charakteren, wie Göthe, Herder, Schiller, unangefochten und von Allen wohlgelitten zu leben wußte, auch seinen Mercur in immer gleicher Haltung gemächlich redigirte und aller Polemik, selbst wo sie (wir meinen Göthe's Helden, Götter und Wieland) ihn persönlich traf, anmuthig und heiter auszuweichen verstand. So in seiner eignen schriftstellerischen Wirkung geht er aus von Bodmer und Klopstock: er ahmt den Messias und die Noachide nach in langweilig hexametrischen Hel=

dengedichten, er schreibt fromme Psalmen und läßt die Seelen der Verstorbenen in eine empfindsame Correspondenz treten. Aber sowie die Klopstock'sche Frömmigkeit in einen orthodoxen Rigorismus ausartet, schlägt er plötzlich um und tritt, gegen diese Uebersentimentalität die Rechte der Erde, der Sinnlichkeit zu verwahren, nachahmend auf die Seite der lockern, lustigen Franzosen; den Klopstock'schen Hexametern und der ganzen reimlosen Poesie jener Zeit gegenüber, verhilft er dem Reime wieder zu seinem Recht, und gewinnt ihm durch den Zauber seiner Sprache, die liebliche Leichtigkeit seiner Verse die fast entfremdeten Gemüther aufs Neue; er übersetzt selbst den Shakspeare (1762) und wird gerade durch diese Uebersetzung der eigentliche Stifter und Beförderer der Shakspearomanie (vgl. Göthe, Dichtung und Wahrheit, III, 73; Schröder's Leben von Meyer, I, 233) — und in nüchterner Behaglichkeit an Franzosen und französirte Griechen sich anschließend, theilt er dennoch niemals den Sturm und Drang, dem er mit jener Uebersetzung ein so bedeutendes Mittel an die Hand gegeben hat; er dringt aufs Tiefste ein in den Geist seiner Alten, in Horaz, Aristophanes, Lucian, Cicero, bewährt in seinen eigenen Productionen den glücklichsten Formensinn — und macht doch keinen Versuch, die Alten in ihrer Form zu reproduciren; ja die großen formalen Um-

wälzungen der Uebersetzungs-Literatur berühren ihn nicht, und während ringsum Hexameter und Pindarische Oden das Feldgeschrei sind, übersetzt er ganz gemüthlich seinen Horaz in Jamben — und in solche Jamben zumal, daß wir sie noch heute mit Freude lesen. — Man vergleiche die bewundernswürdig schöne Gedächtnißrede Wieland's von Göthe, um diese Andeutungen, wenn auch in anderer Form und von anderen Gesichtspunkten aus, bestätigt zu finden.

Auch was Göthe hier (Bd. XXXII, S. 251, 252 und VI, 238) über die Wieland'schen Uebersetzungen sagt, bezeichnet dieselben aufs Treffendste. Wieland's behaglich abgeschlossener Genius geht zu wenig heraus aus dieser Horazischen Tranquillität, um sich an den Alten enthusiastisch zu betheiligen und den Gedanken ihrer vollständigen Verpflanzung mit vollem Inhalt und voller Form zu fassen; nur was ihm, seinem Subject, seiner besondern friedlichen Stimmung zusagt, liest er aus den Alten heraus, und so castrirt er Shakspeare nnd Aristophanes. Alles, Inhalt und Form, bezieht er auf seine Stimmung, seine Gegenwart und giebt es in diesem Sinne nett und zierlich wieder; er ist immer nur Wieland, in seinem Horaz, Lucian, Cicero, in seinen griechischen Romanen, immer und überall die behagliche, ruhige Persönlichkeit, die sich so wohl fühlt in ihrer goldenen

Mitte. Auch sein eigenes poetisches Talent ist ein mehr in diesem abgegrenzten Kreise ambulirendes, in die Breite gehendes, descriptives, als ein producirendes, bewältigendes, sich erhebendes, so daß auch kein eigentlicher furor poeticus seinen Frieden beeinträchtigt. Da nun die Mehrzahl der Menschen in der That nichts sucht und will, als diesen gemüthlichen Frieden und das eigne ungestörte Subject, in ungehinderter heitrer Entfaltung, so ward Wieland so ungemein beliebt, namentlich in den österreichischen Staaten, wo man sich an eine ähnliche Loyalität gewöhnt hat. Und so fanden auch seine Uebersetzungen und jene antiken Romane, Dialoge und Briefe, die den Leser gar nicht nöthigten, in eine ferne, fremde Welt sich zu bemühen, sondern mit modernster Umgebung ihn anheimelten, so vielen Anklang — und dennoch keinen Nachahmer, weil diese Weise gerade nur Wieland's war und nur ihm gelingen mochte. —

Mitten in diesen Widerstreit von Uebertragungen, Umschreibungen und Nachbildungen war 1781 Voß' Uebersetzung der Odyssee getreten. Selbst von entschiedenem, sittlich freiem und großem Charakter, hatte er sich gemüthlich und leidenschaftlich vertieft in die freie und große Welt des Alterthums; mit genauester gelehrter Kenntniß fast aller philologischen Disciplinen verband er ein außerordentliches und jetzt, da wir uns schon so

lange eingewohnt haben in den ruhigen Besitz seiner Errungenschaft, von uns in seinem vollen Werthe kaum mehr zu fassendes formales Talent, durch das er unserer Sprache einen Reichthum, der strengsten Nachbildung antiker Maße einen Wohlklang, endlich den Uebersetzungen selbst eine Treue verlieh, von welchem Allen bis dahin kaum eine Ahnung und jedenfalls nur sehr zweideutige Spuren gewesen waren.

So war die Wirkung seiner Odyssee unermeßlich: durch sie zuerst wurde der bis dahin so mannigfach angefeindeten und von Vielen für unausführbar gehaltenen strengeren Uebersetzungsweise der Sieg gesichert. Gleichzeitig war unsre eigene Literatur durch Göthe und Schiller in diejenige Sphäre der Schönheit und Kunstvollendung emporgerissen worden, in welcher sie fortan zu immer edlern Zielen sich zu bewegen hat; selbst jetzt im Besitz der Schönheit, im Besitz einer wahrhaften und kunstgemäßen Literatur, konnten wir jetzt auch alle Schönheit der antiken Literatur fühlen, erkennen und wiedergeben.

Was nun Heyne und Winkelmann vorahnend eingeleitet und begonnen hatten, was sodann in Voß mehr der Trieb einer glücklichen Natur und die Wirkung seines starken, energischen Charakters gewesen war, brachte Fr. Aug. Wolf in der Alterthumswissenschaft als Prin-

cip zu Anerkennung und Bewußtsein. Die Beschäftigung mit dem Alterthum soll aufhören einer todten und zerfallenden Gelehrsamkeit zu dienen; auf das Ethische, auf den Menschen des Alterthums gerichtet, soll sie auch in uns den Menschen ergreifen, bilden und verklären; die Form, die nicht mehr bloß Außenseite, bloß Schale ist in unorganischer Abstraction, gewinnt Leben und Bedeutung als die eigenthümliche und nothwendige Offenbarung des innen schaffenden Geistes; auch das Kleinste, — aber es giebt jetzt kein Kleinstes mehr! und Form und Rhythmus und Darstellung, es ist Alles durchdrungen und belebt von dem allerfüllenden schöpferischen Geist, den wir in Allem ahnen, in Allem suchen, in Allem zum Verständniß und zur Darstellung zu bringen streben.

Es ist also nicht mehr um den Stoff allein, entkleidet und losgelöst von der Form, in welcher er lebendig und wirklich wurde, noch um diese Form allein zu thun, eine Schale ohne Kern: sondern um das aus beiden organisch und unlösbar in einander gewachsene antike Leben, insofern wir in ihm uns selbst und die lebendigste Anregung zu allem Guten und Besten vereinigt finden. Wenn wir Voß' zahlreiche Uebersetzungen im Einzelnen betrachtend, allerdings bei den meisten derselben und namentlich bei allen späteren durch eine oft unerträgliche Steifheit und Schwerfälligkeit, ein Untergehn

des antiken Geistes, ja unsers eigenen Sprachgenius in ungefügen, kolossen- und molossenhaften Wortbildungen beleidigt werden, und endlich sogar von seinem Aristophanes, noch mehr von seinem Shakspeare mit bedauerndem Widerwillen uns abwenden müssen: so mögen wir dies der unvollkommenen Natur des Menschen, der so gern in dem, was er errungen hat, sich einseitig fixirt, wohl verzeihen, ja sogar vergessen um des Bedeutenden und Außerordentlichen willen, das er immer noch für uns errungen hat.

Auch traten bald für ihn jüngere und gewandtere Kräfte ein, unter denen den Schlegel's der Ruhm bleiben muß, nicht minder durch Wort und Lehre für eine freiere und geistreiche Erkenntniß der Alten, als durch zahlreiche gelungenste Uebersetzungen und durch die glückliche Einführung neuer Formen und neuer Literaturen auch für unsern Sprachschatz von segensreichster Wirkung gewesen zu sein.

Einen Uebersetzer in diesem Sinne und dieser Richtung fand Sophokles in Solger; die Vorrede zu dieser Uebersetzung ist ein trefflicher und wohlbewußter Ausdruck der neuen, durch Wolf und sodann durch die Schlegel angeregten Kunstansichten. Wir begnügen uns daher, da der Solger'sche Sophokles selbst fast noch in Aller Händen ist, auf einige Stellen der genannten Vorrede hin-

zudeuten: „Uebersetzungen von Kunstwerken aus fremden Sprachen haben, außer dem zunächst auffallenden Zwecke, denen, welche nicht im Stande sind, diese Werke in ihren Grundsprachen zu lesen, einen neuen Weg zum Genuß und zur Bildung zu eröffnen, wohl noch einen andern, in gewisser Rücksicht höhern. — Der ächte Geist philosophisch = historischer Wissenschaft verlangt nämlich nicht bloß Nachrichten von dem Einzelnen, was in vorigen Zeitaltern gethan, gedacht, gebildet worden sei; er strebt vielmehr, als zu seinem letzten Ziele, dahin, das ganze Leben jener Zeitalter selbst zu seiner eigenen unmittelbaren Anschauung zu bringen. — Zu einem solchen Zwecke, der Darstellung eines vollständigen Lebens in seiner wirklichen Erscheinung, muß sich die unermüdlichste Durchforschung des Einzelnen mit dem belebenden Geiste des Allgemeinen auf das Innigste vereinigen. Diese Wiederbelebung muß auf alle mögliche Arten und unter allen möglichen Formen versucht werden, zuvörderst in historischen Entwicklungen, dann aber auch in sich annähernden Nachbildungen, wozu dann auch solche Copieen der Kunstwerke selbst gehören werden, in welchen Allgemeines und Einzelnes in der innigsten Einheit und so streng wie möglich wieder dargestellt werden. — — — Zu diesen Copieen gehören denn auch die Uebersetzungen, deren Zweck also sein muß, ein altes Kunstwerk, so wie

es im Alterthum selbst in allen seinen Beziehungen zu seiner Zeit da war, uns durch unser eigenthümliches Organ wieder zur lebendigen Anschauung bringen zu helfen.“

So sind wir also auf einem Standpunkte angelangt, wo mit der lebendigen Durchdringung des Alterthums auch die Form der alten Kunstwerke bis in ihre besondersten Einzelheiten hinein uns bedeutsam, nothwendig und unentbehrlich geworden ist, wo aber mit der Erkenntniß der fremden Schönheit zugleich unsre Sprache selbst die Fülle, Bildung und Schmiegsamkeit gewonnen hat, diese Schönheit wiederzugeben. Auf diesem Standpunkt kann die Frage, wie denn nun ferner zu übersetzen sei, ob in strengster Nachahmung der Antike, ob halb, ob ganz modernisirend, nicht wohl mehr aufgeworfen werden. Die Geschichte geht nie und nirgend rückwärts; rückwärts würde aber gehen, würde dem gesammten Entwicklungsgange unserer Literatur Hohn sprechen und so viel mühseligste Erfahrung muthwillig verleugnen, wer noch allen Ernstes der Meinung sein könnte, die Alten seien anders zu übersetzen als in ihrer alten Form.

Freilich entstehen hier sogleich Mißstände und Widersprüche, die bedeutend genug sind, daß wir sie noch einen Augenblick ins Auge fassen. — Wir sind nicht mehr die Menschen der alten Welt, wir haben weder ihre Spra-

che mehr, noch ihre Vorstellungen und Formen; die griechische Welt bleibt uns immer eine andere, eine fremde, deren innersten menschlichen Kern wir allerdings noch in unserm eigenen Busen wieder finden, die Formen aber und Zustände, in denen diese Welt sich bewegt, sind uns fremd, und nur auf dem historischen Wege der Forschung können wir sie verstehen und mit ihnen uns befreunden. Wo nun diese Formen in unserer Welt, in unserer Sprache zur Darstellung gelangen sollen, wird, da im Grunde kein Mensch und keine Sprache etwas Anderes sagen kann, als sich selbst, etwas Unpassendes, Unverständliches, Befremdliches entstehen, das nur der vermitteln und ausdeuten kann, der die historische Kenntniß jener Zustände besitzt.

Dies nun wird vor Allem auch in der sprachlichen Darstellung, in der Form der Uebersetzung sich fühlbar machen. So, um uns auf das griechische Drama zu beschränken, hat der jambische Trimeter für unser Ohr, das sich an den leichtern Fluß des englischen Verses gewöhnt hat, eine Feierlichkeit, Schwere, Steifheit sogar, die er im Griechischen durchaus nicht hat, und die bei uns um so fühlbarer wird, als wir der langen, vielsilbigen Wörter, der langgestreckten, rhythmischen Verbalformen, der immer ungezwungenen Zusammensetzungen der griechischen Sprache entbehren, und, den Vers zu füllen, oft zu

müßigen Flickwörtern oder ungeschickten, überprächtigen Zusammensetzungen unsre Zuflucht nehmen müssen. Noch schlimmer wird dieser Widerspruch bei den Chören, die, wo sie über die einfachsten und leicht üblichsten daktylischen oder anapästischen Systeme hinaus gehen, für ein gewöhnliches Ohr schon im Griechischen selbst, geschweige in der mühseligen deutschen Nachbildung alle Musik, alle Gesetzmäßigkeit und Ordnung verlieren. Einiges freilich läßt sich in diesen Stücken durch historische Einleitungen und Erläuterungen, welche den Leser mit der nöthigen Kenntniß auszurüsten suchen, nothdürftig vermitteln und erreichen; im Ganzen aber wird, meinen wir, die Sache so stehen, daß, wer nicht im Stande ist, das Original zu verstehen und, von allem Fremdartigen unverletzt, in historischem Sinne zu genießen, auch von keiner Uebersetzung, und sei sie die treuste, sei sie die wohllautendste, die richtige Frucht wird haben können. Jener „zunächst auffallende Zweck," wie ihn Solger nennt, durch Uebersetzungen denen beizuspringen, die den Grundtext nicht lesen können, wird also von allen Uebersetzern, die wirklich in der Kunst und in der Entwicklung der Literatur stehen wollen, als ein an sich unerreichbarer und nichtiger nicht länger anzustreben sein. Alle Arbeiten dieser Art können nur aus historischem Verständniß gewürdigt werden; wem die Fähigkeit zu diesem abgeht, der kann

von der antiken Literatur überhaupt kein Verständniß erlangen, da ja, wie jegliche menschliche und künstlerische Bestrebung, auch sie nicht bloß bewundert und angestaunt, nicht auf Treu und Glauben angenommen und verehrt, sondern erforscht, begriffen und verstanden werden soll. Man halte das nicht für eine Art gelehrten Hochmuths, der, auf sein Erlerntes stolz, in das Heiligthum, welches er sich vielleicht mühsam erschlossen hat, den Profanen keinen Eingang gestatten will: muß doch der Gelehrte selbst, will er nicht Götzendienst treiben in diesem Heiligthum, wieder hinaustreten unter die Profanen — in unser Volk, unsre Zeit, unser Bewußtsein: ja alle historische Kenntniß, alle Vertiefung ins Alterthum, was soll, was allein darf sie auch für den Gelehrtesten sein, als nur ein Durchgang, eine Bildung für das Leben der Gegenwart?! Ihre wahre Bethätigung daher erlangt all diese Kenntniß des Fremden erst in der Verschmelzung mit dem, was unser ist — und so wird für jene Profanen das Alterthum nicht in Uebersetzungen, nicht in Trimetern und Chorgesängen wach, sondern da erst, wo ein Dichter, ein Künstler die antike Welt zu freier Production nach unserm und für unser Bewußtsein mit selbständig schöpferischer Kraft verarbeitet: — die Iphigenie von Göthe.

So ist denn der große Kreislauf geschlossen und wieder, wie im Mittelalter, geht die Antike frei und

jugendlich in neuer Form zu neuem Leben in unsere Literatur über, nur daß jetzt aller Erwerb und Sieg so vieler Jahrhunderte ihr zu Gute kommt, Sinn und Form geläutert sind — und die Kunst die Göttin auch unsrer Literatur geworden ist.

Die niederländische Literatur in ihrem Verhältniß zur deutschen.

Es ist eine für den ersten Anblick befremdliche Erscheinung, daß gerade die Literaturen derjenigen Völker, welche durch Abstammung, Sprache und nachbarliche Entwickelung mit uns Deutschen in nächster Verwandtschaft stehen, also die niederländische und die skandinavischen Literaturen, unsrer Neigung wie Kenntniß gerade am Fernsten geblieben sind; ja dieselben Literaturen, welche in früherer Zeit einen zum Theil so bedeutenden Einfluß auf unsre eigene Bildung geäußert haben, sind jetzt bis auf wenig einzelne Namen, die eben die Woge der Zeit emporhebt und von den benachbarten Gestaden zu uns herüberträgt, unter uns beinah vergessen.

Minder befremdend ist dies Verhältniß in Betreff der schwedischen Literatur. Denn erstlich (was allerdings

ebenso von der dänischen Literatur gilt) sind die verwandtschaftlichen Bezüge dieser nordischen Sagenwelt zu der frühesten Entwicklung unsrer mittelalterlichen Poesie dem gegenwärtigen Bewußtsein zu fern getreten und erst durch die mühsamen Forschungen gelehrter Männer für uns wiederherzustellen. Sodann auch ist die nachbarliche Berührung zwischen Schweden und Deutschland minder unmittelbar, der tägliche Verkehr in Handel und Wandel geringer, auch die schwedische Sprache wenigstens um etwas selbständiger, darum fremdartiger und mithin schwieriger zu erlernen, als die dänische oder niederländische. Endlich aber hat die schwedische Literatur selbst sich erst zu jung entwickelt, vor zu Kurzem erst hat ihre Poesie sich losgerissen aus den Banden inhaltloser Nachahmung, um den allein fruchtbaren Boden der Nationalität für sich zu erobern: und ist der Umfang dieser Literatur daher zu gering, als daß nicht der leidliche Fleiß weniger Uebersetzer unserm Interesse an derselben bis jetzt genügen sollte.

Anders steht es mit der ungleich reicheren niederländischen und mit der dänischen Literatur, die beide in jüngeren Tagen, die erstere zu Opitz' Zeit, die andere um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Holberg, eines großen Ansehens und eifriger Bewunderer, auch Nachahmer bei uns genossen haben. Aber nur um so

auffallender ist jetzt unsere Theilnahmlosigkeit für beide, besonders wenn wir die außerordentliche formale Aehnlichkeit der beiden Sprachen mit dem platten Idiom des norddeutschen Küstenlandes in Erwägung ziehen. Auch hier, wie in andern Provinzen unsers Vaterlandes, ist Kenntniß und Uebung wenigstens Einer fremden Sprache, so selten diese Bemühungen auch über das Dilettantenhafte der Mode hinauskommen mögen, unter allen denen, die sich mit einigem Nachdruck zu den Gebildeten rechnen, eine Art Familiensitte und ein gewisses stereotypes Erforderniß unsrer encyclopädischen Erziehung. Allein wie dieser Dilettantismus in Süddeutschland zwischen dem Französischen und Italienischen, so schwankt er in Norddeutschland mehr zwischen dem Französischen und Englischen; des Niederländischen oder Dänischen dagegen, so leicht Beides sprachlich zu erwerben wäre, wird auch in dem Kanon norddeutscher Bildung keineswegs gedacht. Ja auch in Norddeutschland hat man jene provinzielle Poesie, wie sie seit Hebel's Vorgang besonders im Süden geübt worden ist, die Dichtungen, meinen wir, in schwäbischer, in österreichischer und andern oberdeutschen Mundarten, mit liebevoller Theilnahme, wenn schon nicht ohne Mühe, sich anzueignen gesucht — und doch waren diese Idiome dem Ohre des Norddeutschen ohne Zweifel fremder, ja unbequemer seiner Zunge, als die

beiden Nachbarsprachen, die sich ihm so unmittelbar in sein Leben selbst hineinranken, und durch deren Besitz er jedenfalls Herr würde, über ein viel größeres und ohne Widerspruch viel wichtigeres literarisches Gebiet, als jene provinziellen Idiome ihm jemals zu eröffnen im Stande sind.

Es dürfte nun wohl scheinen, als ob in dieser Sphäre der gesellschaftlichen oder gar individuellen Neigung die Vernachlässigung jener beiden Literaturen vielleicht nur ein Spiel des Zufalls, eine Willkür eben der Neigung, vielleicht auch eine Frucht jenes üblichen Vorurtheils wäre, welches das Benachbarte, Leichterworbene in Schatten zu stellen pflegt gegen das Ferne und Schwererrungene; keineswegs aber würde damit die gleiche Theilnahmlosigkeit erklärt sein oder gar gerechtfertigt, welche Dänen und Niederländer auch von Seiten unsrer Gelehrten in einem solchen Grade erfahren haben, daß wir, die wir Volkslieder sammeln der Eskimos und Pescherähs, an deren Universitäten Lehrstühle errichtet werden der tartarischen und mongolischen Sprachen, und deren Dichter nebenher Handbücher der Khawisprache schreiben, für die Geschichte der niederländischen und dänischen Literatur uns auf das dürre und noch dazu sehr gebrechliche Wachler'sche Mosaik von Namen und Jahreszahlen oder allenfalls auf das veraltete und unhaltbare Gerüst

des Eichhorn'schen Sammelwerkes verwiesen sehen, eines Buches aber, welches in einer dem heutigen Standpunkt unserer wissenschaftlichen Bildung irgend angemessenen Weise die Entwicklung, sowie die Bedeutung jener Literaturen uns darstellte, durchaus und sogar mit allen Vorarbeiten entbehren. Beinahe die ganze Thätigkeit daher, die unsrerseits jenen Literaturen zugewendet wird, beschränkt sich wieder nur auf wenige Uebersetzungen, durch welche jedoch weder unsere Kenntniß, noch unsere Anschauung derselben wahrhaft erweitert wird. Denn zumeist im Dienst unserer Leihbibliotheken unternommen, bemühen sie sich weniger sogar um einzelne Berühmtheiten des Tages, als um eine Romanliteratur, die in dem ererbten und allgemeinsamen Vorrath stereotyper Charaktere, Motive und Lösungen, gerade wie die sogenannte gute Gesellschaft, für welche sie geschrieben wird, überall dieselbe und allen nationalen Inhalts entledigt ist. —

Ja die Vernachlässigung dieser Idiome wird um so auffallender, wenn wir erwägen, daß in bedeutenden Strecken Norddeutschlands, in der Mitte ansehnlicher Städte, im Schooß der gebildetsten Familien das Plattdeutsche, dieser so nah verwandte Dialekt, bis zur Stunde lebendig geblieben ist und mit Vorliebe gesprochen wird. Sogar mit Eifersucht, mit einer Art provinziellen Stolzes hält man an dem Plattdeutschen fest, man empfindet

sehr übel jede Anmuthung, es mit dem Hochdeutschen zu vertauschen, man thut sich etwas darauf zu Gute, wie auf ein specielles theures Besitzthum, das man nöthigen Falles selbst durch künstliche Mittel aufrecht zu erhalten nicht verschmäht — und bei alledem, wie schon erwähnt, fällt es auch hier Niemand ein, den so natürlichen, so nahe liegenden Uebergang zum Niederländischen, Dänischen 2c. zu machen. Im Gegentheil: man versteht sich einander, denkt man, zur Noth ja auch ohnedies — wozu es noch erst ordentlich treiben? wozu ein Studium machen aus einer Fertigkeit, welche, wohl oder übel, einem Jeden schon angeboren ist?

Die Gründe also müssen tiefer liegen, diese Vernachlässigung muß mehr, als eine Caprice, eine zufällige Vergeßlichkeit — sie muß historisch nothwendig und berechtigt sein.

Denn daß wir uns doch überhaupt nicht muthwillig, mit überlieferten und doch eigentlich bedeutungslosen Redensarten täuschen! Was man gemeinhin das Publikum nennt, die unbefangene Menge also, die den treibenden Genius der Zeit, wenn auch nicht erkannt und selbstbewußt, doch als verschleierte, immerhin mächtige Gottheit in sich trägt, ist in ihren Neigungen und Abneigungen, ihrem Begehren und Verschmähen keineswegs so abgefallen von der Vernunft, wie man uns gemeiniglich ein-

bilden möchte. Vielmehr wohnt ihr ein unmittelbarer und scharfer geistiger Instinct bei, durch den sie alsbald belehrt wird, woher sie die Nahrung ihres Geistes zu holen hat, was ihr Lebendigkeit, Kraft und Heiterkeit gewähren wird, was dagegen sie liegen zu lassen und abzulehnen hat als todten Wust und Ballast. Der Geschmack des Publikums ist mithin ein Ding, welches, wenn es auch an sich kein wissenschaftliches Urtheil bestimmen darf, doch wohl selbst einer eingehenden Ergründung, eines wissenschaftlichen Begreifens würdig ist. Nur hüte man sich dabei, daß man nicht den wirklichen und wahrhaftigen Geschmack der Menge mit der exclusiven Feinschmeckerei gewisser einzelner Richtungen verwechsele, die meist mit großem Geschrei und vielem Eifer das absonderliche Gelüste ihres Gaumens als die Norm des Geschmacks überhaupt darzustellen und der Menge selbst, wenn auch vergeblich, aufzuschwatzen suchen. Besonders thätig hat diese Art von Romantik sich in Betreff verschollener und fremder Literaturen erwiesen — Literaturen, deren Kenntniß und Besitz von vornherein als etwas Bevorzugendes, etwas Nobles und Feinsinniges erschien, wie denn die Einführung des Mittelalters, des Dante, des Calderon in das Theegeschwätz unsrer Salons eine Frucht dieser Richtung ist und als solche behandelt werden muß, da doch ein Jeder irren würde, der bei der

wirklichen und ächten Gesammtheit des deutschen Volkes besondere Sympathien, z. B. für Dante's sehr erhabene, sehr tiefsinnige, aber unsrer Gegenwart doch völlig fernliegende Dichtweise voraussetzen wollte.

Es liegt in der Natur der erwähnten Literaturen, der niederländischen und der skandinavischen, daß die Romantik, die sonst allerdings sehr begierig ist nach jedem Fleckchen Land, wo sie ihr Kreuz aufrichten kann, gerade diese (mit Ausnahme natürlich derjenigen Richtungen, die in der nordischen Literatur mehr oder minder getreue Nachklänge der Romantik selber sind, Oehlenschläger's also und Tegner's) hat liegen lassen, so daß auch nicht einmal ein exclusives Interesse für dieselben hat erwachen können. Zwar scheint hiemit in Widerspruch zu stehen, daß eben von jener Seite her das Andenken Holberg's erneuert und die Komödie dieses wackern Dänen sogar zum Vorbild eigener Productionen genommen ward. Allein dabei, wie der Verf. dies bei einer andern Gelegenheit nachgewiesen zu haben hofft (Literarhist. Taschenbuch Jahrg. II. S. 243—383.), ist Holberg so losgelöst worden von seinen historischen und literarischen Zusammenhängen, man hat sich so durchaus nur auf den einzelnen Holberg und wieder in diesem gerade auf dasjenige beschränkt, was vielmehr romanisches, als dänisches oder deutsches Element ist, während seine eigentliche Stellung und Bedeu=

tung in der Entwicklung des poetischen Geistes gar nicht zur Sprache kam — mit einem Worte: die Kenntniß jener Verehrer Holberg's von der dänischen Literatur geht so entschieden nicht über — eine ältere oder neuere deutsche Uebertragung Holberg's hinaus, daß wohl gerade sie zu einer Einführung und Verbreitung der dänischen Literatur am Allerwenigsten befähigt sein dürften. Aber wie hätte auch überhaupt die Neigung der Romantiker von Literaturen gewonnen werden können, die so durchaus protestantisch, so gesund und puritanisch nüchtern sind, wie diese?!

Noch weniger aber hat der Geschmack des Publikums sich aus eignem Triebe auf eine dieser Literaturen wenden mögen, da ihm vermöge seines geistigen Instincts nicht verborgen bleiben konnte, daß dieselben keinen Inhalt haben, der für uns gegenwärtig anders als nur historisch bedeutend ist. Niederländer und Skandinavier sind wesentlich deutschen Stammes. Der deutsche Geist hat bei ihnen gewisse Phasen durchlaufen, gewisse Momente unserer Bildung sind bei ihnen errungen und vollendet worden: sie selbst aber sind nicht mit fortgegangen auf der weiteren Bahn, jene Momente sind bei ihnen unlebendig fixirt worden, das Blut, zum Herzen zurückkehrend, hat die äußersten Glieder erstarren lassen. Jene Literaturen sind zu sehr durchdrungen von deutschen Elementen

um eine eigene Entwicklung zu haben: und doch wieder nicht durchaus deutsch genug, um unsre gesammte Entwicklung in gleicher Lebendigkeit mitzumachen.

So mögen wir sie uns denken als die äußersten Vorposten des eigenthümlich deutschen Geistes. Als solche haben sie für uns gekämpft und für uns erobert; in ihrer Geschichte, in ihren Literaturen, wie auf den Außenwerken unserer Burg, sind Schlachten geschlagen worden und Siege gewonnen, deren Frucht uns zu Gute gekommen ist.

Aber hiemit haben diese Literaturen ihre historische Aufgabe auch vollendet und ihre unmittelbare Bedeutung für uns verloren. Pflanzäcker waren sie, wie jene, in denen der Gärtner die jungen Sprößlinge aufzuziehen pflegt, um dann die emporgeschossenen und veredelten in den Garten selbst zurückzuverpflanzen; Schulen gleichsam und Bildungsstufen, in denen gewisse Richtungen des deutschen Lebens erzogen, Waffenhäuser, in denen die Pfeile deutschen Geistes geschmiedet wurden, abgeworfene Hüllen, aus denen der Genius deutscher Poesie sich siegreich entpuppt hat — nichts mehr.

Mit Grund daher vermag der unbefangene Sinn der Menge, dem es nicht um die antiquarische Kenntniß, um historische Vermittlung, nur um naiven Genuß und Anregung zu thun ist, sich für sie nicht mehr zu betheiligen.

Der Baum des deutschen Geistes ist inzwischen selbst prächtig und weltbeschattend emporgeblüht, wir sind jenen Schulen entwachsen, wir haben sie überschritten, jene Stufen, ja wer jetzt mit einem nur auf künstlerischen Genuß gerichteten Gemüthe zu diesen Literaturen zurückkehren wollte, er würde dasselbe Mißbehagen, dieselbe unerfreuliche Täuschung empfinden, wie wenn ein erwachsener und gereifter Mensch sich wieder einzwängen in das Kinderröckchen seiner Jugend und noch einmal die Interessen seines Knabenalters theilen sollte. Hiemit, meinen wir, ist der Ehre jener Literaturen, dem nationalen Bewußtsein jener Völker kein Unrecht gethan: hat doch die Geschichte selbst dies Urtheil gesprochen und sie, die einst unsere Lehrer und Vorbilder waren, deren Sprachen wir erlernten, deren Dichter wir studirten, fühlen es jetzt selbst, — fühlen, hoffen wir, ohne Neid und bekennen es, daß das Verhältniß ein umgekehrtes geworden ist und daß sie mit allem Besten und Höchsten, was sie haben und vermögen, in dem gemeinsamen Boden deutscher Bildung und deutschen Geisteslebens wurzeln. Ohne Furcht vor Ungunst und feindseligem Mißverstand dürfen wir dies um so unbefangener aussprechen, je geneigter wir sind, die historische Bedeutsamkeit dieser Durchgangsstufen anzuerkennen und je bereiter wir damit jene Völker selbst der Gesammtheit deutschen Stammes

und deutscher Bildung vindiciren — einer Gesammtheit, der mit seinen innersten Kräften und Bestrebungen anzugehören wohl ein Jeder ungescheut als ein Glück und eine Ehre bekennen mag. —

Als solche Momente nun, die der deutsche Geist aus der niederländischen Literatur für sich gewonnen hat, die von ihm sodann in seiner eigensten Heimath fortgeführt und entwickelt worden, bei den Niederländern selbst aber unüberwunden, wie ausgebrannte Schlacken und Pflöcke im Wege der Bildung zurückgeblieben sind, müssen wir hauptsächlich das classische Alterthum und den Protestantismus, in seiner einseitigen Auffassung als kirchliches Dogma, bezeichnen.

Deutlicher fast und entschiedener, als irgend bei andern Völkern, ist bei den Niederländern das Erwachen einer eigenen und selbständigen Literatur an das Erwachen der classischen Studien geknüpft. Es ist bekannt, wie früh und mit welchem glücklichen Erfolg diese Studien in den Niederlanden Wurzel faßten. Schon 1370 war die Schule zu Deventer gestiftet worden; mit dem Reichthum und der Wohlthätigkeit des bürgerlichen Lebens stiegen Bildung und Gelehrsamkeit, die hier Mittel, Schutz und Anerkennung fanden; reiche Edelleute boten gelehrten Männern nicht allein eine ehrenwerthe Ermunterung, sondern mischten sich auch wohl selbst in deren

Reihen; die glänzende Hofhaltung zu Brüssel, sowie die nachbarlichen Berührungen mit Frankreich, das schon damals eben so sehr eine Schule feinerer Sitte und Bildung, als durch seine weltberühmte pariser Universität die nährende Sonne gelehrter Studien war, brachten eine Lust an Bildung und Gelehrsamkeit hervor, die auch in weiteren Kreisen nachwirken mußte.

So tragen wir denn kein Bedenken, schon die ersten und frühesten Regungen niederländischer Poesie, die man gewöhnlich als den Verfall — man weiß nicht, welcher vorgehenden Periode darzustellen sucht, in enger Verbindung und Abhängigkeit von dieser Bildung und den classischen Studien insbesondere zu denken. Denn da die beiden Reimchroniken, die uns aus frühester Zeit genannt werden, keineswegs als die Anfänge der Literatur gelten dürfen, vielmehr, wie dergleichen auch anderwärts, Mönchsarbeiten sind, die allenfalls ein sprachliches, durchaus aber kein literarisches Interesse haben, indem sie weder aus der Sphäre der Literatur hervorgegangen sind, noch in ihr stehen: so haben wir die erste Regung der niederländischen Poesie in den Rederykern (d. i. Rhetorikern) zu gewahren.

Die Rederyker bieten eine überraschende Analogie zu den deutschen Meistersängern, indem sie, wie diese, die Poesie gewerbmäßig in Zünften und geschlossenen Krei-

sen trieben, (hier Kammern genannt, wie bei uns Stuben), Gesetze und Vorschriften, Uebungen und Grade hatten, wie diese, und in ihrem poetischen Wirken selbst sich ziemlich in denselben Grenzen bewegten. Vergebens aber forschen wir in der niederländischen Literatur nach einer Minne- und Ritterpoesie, als deren Rücktritt in das Volk, in die Stuben und Kammern des Bürgerthums wir uns die Thätigkeit der Rederyker erklären möchten. Wie daher die deutschen Meistersänger gleichsam der Niederschlag der gelehrten Poesie sind, so die Rederyker der Niederschlag jener höfischen Bildung, jener classischen Studien, die sich in ihnen mit dem Volkswitz, wie er sich gern und überall in Reimen und Bildern ergeht, der jedoch an sich noch keine Literatur begründet, zu poetischer Darstellung vereinigten.

Die älteste bekannte Kammer ist die des Blümchen Jesse zu Middelburg vom Jahre 1430, also spät genug, um für sie bereits eine Wirkung der lange vorher begonnenen classischen Studien voraussetzen zu dürfen. Aber ein noch besseres Zeugniß geben die poetischen Leistungen der Kammern selbst: Spele van Sinnen, Sinnspiele, Allegorieen gaben sie, in welche die altherkömmlichen geistlichen Mysterien allmälig aufgingen, und die im weiteren Verlauf als Zotteklupten oder Faktien (Zoten, facetiae, Lustspiele) bei Volksfesten und glänzenden

Aufzügen die versammelte Menge ergötzten. In diesen Lustspielen, in denen die allegorische Person durchaus unerläßlich war, finden wir sogleich die beiden ersten Elemente niederländischer Dichtung: den Volkswitz im Stachel des Lustspiels und die Antike in der Allegorie, die hier, wie überall in den neueren Literaturen, eine Folge und Frucht gelehrter Beschäftigungen ist — ein Verhältniß, für welches uns Dante's Komödie, der Gipfel der Allegorie, als schlagendes Beispiel dienen kann.

So auch mag man sich die Zotteklucyten als eine Art gelehrter Fescennien vorstellen, wobei es sich ganz von selbst versteht, daß diese Gelehrsamkeit, dieser Nachhall classischer Studien in den Kammern der Rederyker ziemlich verdumpfte und verdarb, ähnlich wie die Elemente der Ritterpoesie unter den Händen unsrer Meistersänger aufgelöst und verdorben wurden; die Allegorie blieb endlich das einzige Erbtheil aus den Schätzen des Alterthums und der Pedantismus in äußerlichem und kleinlichem Formelwesen der einzige Ueberrest ihrer philologischen Herkunft.

Noch bestärkt wird diese unsere Ansicht über Ursprung und Bedeutung der Rederyker (um auf diesen ihren Namen selbst kein weiteres Gewicht zu legen) durch den Mangel einer irgendwie umfassenderen niederländischen

Volkspoesie. Denn weder sind die Rederyker Volksdichter zu nennen, insofern man mit diesem Namen den strengsten Gegensatz gegen alle Kunstdichtung bezeichnen will, noch existirte außer und neben ihnen irgend eine abgesonderte, volksmäßige Literatur. Selbst die früheste und ursprünglichste Gattung des Volksliedes, das epische Lied oder die Ballade und Romanze, ist bei den Niederländern erst in allerneuester Zeit versucht worden. Zwar finden wir schon im funfzehnten Jahrhundert den Namen der Ballade auch in den Niederlanden unter den Reimereien des Rhetorikers de Casteleyn; aber weder seine Ballade (d. i. Reimchronik) von Doornick, noch seine Ballade von Pyramus und Thisbe lassen uns an jene volksthümlichen Weisen denken; vielmehr tritt schon in dem Stoff des letzteren Gedichtes das gelehrte Element deutlich hervor. Ueberhaupt also hat es eine von diesem gänzlich unberührte niederländische Poesie, eine eigentliche Volkspoesie, so gut wie gar nicht und kaum in der frühesten Zeit gegeben.

Aber dieselben Rederyker nahmen auch gleichzeitig das religiöse Element des Protestantismus in sich auf. Diese Erscheinung hat durchaus nichts Ueberraschendes, im Gegentheil man darf behaupten, daß der Einfluß der Antike, welcher, wenn auch nur in schwachen Ausflüssen, in dem Auftreten der Rederyker sich offenbart,

das Interesse an der kirchlichen Reformation zur nothwendigen Folge haben mußte. War doch in der gesammten Entwicklung der Menschheit der geistigen Sonne des Protestantismus die goldne Morgenröthe des wieder erwachenden Alterthums voraufgegangen! Ja recht eigentlich wie der Morgen das Licht, so hatte das Studium der Antike jene Reformation selbst gebären helfen, und wenn von den Gründern dieses großen Werkes selbst in Luther mehr die kirchliche Seite sich darstellt, so sehen wir in dem gelehrten, schöngeistigen Melanchthon auch die geisterlösende Kraft des Alterthums gleichsam vertreten.

In den Niederlanden insbesondere war jene philologische Schule zu Deventer eine Pflanzstatt erleuchteter und gelehrter Geister geworden, die sich im Verlauf meist auf die Seite des Protestantismus stellten, so daß hier, wie nur irgendwo, der Boden für die neue köstliche Saat bereitet war. Auch die Rederyker ergriffen mit Begeisterung die Sache des Protestantismus; ähnlich, wie bei den deutschen Meistersängern, gehörte Behandlung religiöser, besonders biblischer Stoffe von Hause aus zu den Liebhabereien ihrer Thätigkeit und sogar zu den Vorschriften ihrer Innungen. Jetzt wandte der Witz ihrer Reimereien, der Pomp ihrer Darstellungen und bald auch die Kraft des politischen Gewichtes, welches einer solchen Verbrüderung wohlhabender, in Hof und Haus

ansässiger, in Handel und Gewerbe thätiger, in Familie und Gemeinde einflußreicher Bürger beiwohnen mußte, sich gegen die Pfaffen; in demselben Grade, wie vielleicht ihr künstlerischer Werth sank, stieg ihre politische Bedeutung, sie wurden ein Gegenstand der Sorge und Furcht für die Fürsten und Machthaber, ja als Alba die aufkeimende niederländische Freiheit noch mit Beil und Ketten meinte niederdrücken zu können, waren die Kammern der Rhetoriker in der ersten Reihe derer, welche sein Zorn zerschmetterte: die meisten Kammern wurden zersprengt und aufgelöst, die feierliche Pracht ihrer Zusammenkünfte fand in der bewegten kriegerischen Zeit weder Raum noch Mittel sich zu entfalten, und die ganze Einrichtung verfiel.

Dennoch dürfen wir nicht der rohen Gewalt Alba's und den Unruhen einer kriegsbewegten Zeit allein diesen Untergang der Rederyker zuschreiben: niemals, was von des Geistes Anhauch befruchtet und geweiht ist, unterliegt dem massenhaften Gewicht äußerer Macht, vielmehr immer, was untergeht, trägt, als ein Abgeblühtes und Vollendetes, in sich selbst die Nothwendigkeit seines Unterganges.

So war auch das Institut der Rederyker nicht mehr genügend gewesen für die inzwischen erweiterte und aus den Quellen der Antike selbst geläuterte Bildung der

Niederländer. Joseph Scaliger und Justus Lipsius hatten jenen glänzenden Reigen holländischer Philologen eröffnet, der Jahrhunderte lang in reichstem Zuge sich fortbewegen sollte; die lateinische Poesie ward mit einem Eifer und einem Erfolge geübt, der die ähnlichen Bemühungen in Deutschland wohl übertreffen möchte; Uebersetzungen des Homer, des Cicero, Seneca und Boethius hatten die niederländische Sprache selbst gebildet und veredelt, und auch in weiteren Kreisen den feineren Geschmack und das lebendige Gefühl für den Rhythmus der schönen Form geschärft; dem Muster der Alten hatte Julius Scaliger, der Vater, seine Poetik entnommen, jene erste Theorie der Dichtkunst, jenes Rüsthaus von Regeln, Vorschriften und Exempeln, das für die Praxis seiner dichtenden Zeitgenossen und noch später selbst bei uns Deutschen von geheiligtem Ansehn war.

Eine solche Bildung konnte poetisch nicht mehr durch Männer vertreten werden, die in der Befangenheit ihres täglichen Gewerbes den ursprünglichen Quellen dieser Bildung sehr fern standen und nicht mit reinstem Becher aus ihnen schöpfen konnten. Die Rederyker, als sie durch Alba zersprengt wurden, hatten bereits sich selbst überlebt: und die Poesie ging aus ihren Händen unmittelbar über in die Hände der Gelehrten.

Sogar aus der Mitte der Rederyker selbst sollte dieser Uebergang geschehen: Spiegel, Koornhert und Römer Visscher, als reiche Handelsherren ihre Muße einer edlen und liberalen Bildung zuwendend, zugleich als Mitglieder der amsterdamer Kammer Liefde bloeyende (in Liebe blühend) poetischen Bestrebungen zugewandt, statteten diese zuerst mit all der sprachlichen Bildung und Anmuth aus und erhoben sie in diejenige Sphäre des Geschmacks, welche ihnen als Kennern und Verehrern der antiken Muse wie ein wünschenswerthes Ziel vorschwebte. Gleichzeitig wirkte die Bekanntschaft mit der italienischen Literatur, die eben damals (um 1600) unter dem Einfluß Marini's auf dem Gipfel formaler Cultur, kunstfertiger Zierlichkeit, selbst blendenden Glanzes stand. Peter Hooft, als Rederyker nach Italien gereist, kehrte wieder als Stifter und Begründer einer neuen, kunstgemäßern niederländischen Poesie, gegen die nun die Reste der Rhetoriker in dieselbe untergeordnete und verächtliche Stellung traten, wie kurz darauf bei uns die Meistersänger und bürgerlichen Poeten gegen die gelehrten Dichter.

Auch bei den Niederländern blieben nach der flüchtigen und mehr individuellen Anregung durch das Italienische die Alten unmittelbar Muster und Gesetzgeber. Besonders im Drama, welches frühzeitig von Hooft und Anderen bald dem Euripides, bald dem Seneca nach-

geahmt wurde, wagte man es nicht, die Spuren dieser Muster zu verlassen; sogar auch die äußere Einrichtung ihrer Stücke, den Chor und die Einheiten, nahm man in das niederländische Drama herüber. Ein Jeder weiß, wie groß van Vondel's Ruhm als Dramatiker ist; dennoch, die patriotischen Beziehungen abgerechnet, die allerdings in jener Zeit ruhmvollster Freiheitskämpfe von entschiedener Wirksamkeit sein mußten, hat er mehr Regelmäßigkeit als Pathos, mehr Pomp der Rhetorik als Energie der Charakteristik, er folgt mehr mit ängstlichem Schritte den Alten, die er eifrig und noch in vorgerückten Jahren studirte, wie etwas, was ein Poet ja nicht versäumen dürfe, als daß er dem Geiste seiner Zeit auch seine Form und seine Offenbarung zu gewähren im Stande ist.

Allein dies eben war es, was sein Publikum begehrte; die Muster der Alten, diese Regelmäßigkeit der Form, diese besonnene Nüchternheit der Gesinnungen, in denen man die schöne Ruhe und Gediegenheit der antiken Welt zu erreichen glaubte, galten als die wahren und höchsten Eigenschaften des Poeten. Als daher Jan Vos, ein Talent von glücklichster Leichtigkeit und raschem Griff, das jedoch weder philologisch geschult war, noch jenes Rüstwerk der Bühne und die unweigerliche Autorität der Alten anerkennen wollte, im Gefühl sei-

nes dramatischen Pathos und vertrauend auf die erschütternde Gewalt lebendiger Situationen, den Wettkampf mit van Vondel einzugehen wagte, so wandte das Auge der Gebildeten sich unwillig von ihm ab, ja noch heute finden wir in den Büchern der niederländischen Literarhistoriker seinen Namen nicht ohne einige sittliche Verdächtigung, wie den Namen eines tollkühnen, aberwitzigen Genius, mißfällig angemerkt. —

Am Bezeichnendsten für dies ganze Verhältniß, wenn auch keineswegs am Höchsten stehend als Poet, ist Daniel Heinsius, derselbe, der als Gelehrter um Erweiterung unsers philologischen Materials sich so löbliche Verdienste erworben hat. In diesem Manne war, wie Jeder, der die gelehrten Leistungen desselben kennt, ohne Weiteres voraussetzen kann, die philologische Richtung der eigentliche Kern nnd Inhalt seines Wesens; auch seine Poesie daher war reichlich ausgestattet mit dieser Mitgift der Gelehrsamkeit. Und was er selbst als seiner eigenen Poesie heimathlichen Grund und Boden erkannt hatte, das philologische Element, die gelehrte Kenntniß, das verehrte Muster der Alten, das suchte er auch Andern als den ursprünglichen Boden aller Poesie überhaupt darzustellen und zahlreichen jüngeren Freunden, in deren Mitte er lehrend und dichtend thätig war, durch sein eignes Beispiel nachdrücklichst zu empfehlen.

Seine größte Bedeutung jedoch erlangt Heinsius dadurch, daß gerade er es war, der vermöge seiner literarischen Verbindungen ein Ziel- und Sammelpunkt der reisenden Deutschen, vermöge seines Ruhms und seiner Würde als Gelehrter ein Augenmerk und Muster ihrer nacheifernden Bestrebungen ward.

Die deutsche Literatur befand sich damals gerade in einer ähnlichen Krisis, wie sie die niederländische so eben überwunden hatte. Auch sie wollte den Uebergang aus den Händen der Zünftler in die der Gelehrten vollenden; auch sie strebte danach, die Form der Antike als deutsches Eigenthum sich zu erwerben und in diesem Durchgange durch die schöne classische Form zugleich den eignen Geist zu veredeln und abzuklären.

Hierin bot ihr nun die niederländische Literatur ein Beispiel glücklichsten Vorgangs dar. Auch die Niederländer hatten ihre Metrik dem Gesetz der Alten anzunähern versucht; auch ihnen war die Antike der unerschöpfliche Born alles Guten, Schönen, Mustergiltigen; auch ihre Poesie hatte die wesentlichste Anregung von den Gelehrten, den Philologen empfangen, in deren Leitung sie übergegangen war.

So ist die niederländische Poesie für die deutsche damals ziemlich dasselbe geworden, was durch Peter Hooft und dessen nächste Umgebung die italienische für

die niederländische gewesen war: eine Brücke und Uebergang ins Alterthum, dessen innerster und unverwüstlichster Kern der deutschen Literatur fortan gewonnen und mit dem volksthümlichen Elemente deutscher Bildung zu herrlichster Entfaltung unsrer Poesie verschmolzen werden sollte.

Wir haben es daher auch für mehr, als einen bloßen Zufall zu erkennen, daß Opitz, bekanntlich derjenige, der diese Reformation unsrer Literatur einleitete und begründete, eben mit Heinsius in nächste persönliche Berührung kam und in ihm in derselben Art für die gesammte deutsche Poesie jener Zeit einen Lehrer und ein Musterbild gewann, wie später für den einzelnen Zweig des Dramas Andreas Gryphius sein Muster in Vondel fand (vergl. Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung. III, 436, 438). Dieser Stammbaum der deutschen Poesie war den Genossen jener Zeit selber kein Geheimniß: „Opitz" — sagt Joh. Bödiker in einem Gedichte an Peucker (siehe bei Gervinus, III, 175, Note 114) —

„hat von Dir o Heinsius, empfangen
Des Tichtens Weg und Licht, und von dem Scaliger
Hat's Heinsius erlangt."

Aber nicht dieser Besitz der classischen Gelehrsamkeit und Bildung allein, ohne Zweifel auch das religiöse, das protestantische Element war es, was die deutschen

Poeten, wie überhaupt an die nüchterne, moralische, protestantische Literatur der Niederländer (Gerv. III, 174), so im Einzelnen an Heinsius sich anschließen ließ, den gefeierten Verfasser eines Lobgedichtes auf Christus, welches Opitz selbst sowohl übersetzte, als auch in einem eignen Hymnus auf die Geburt Christi nachzuahmen suchte. Mit diesem Heinsius'schen Lobgesang aber beginnt, wie Gervinus (III, 206) sehr richtig bemerkt hat, eine künstlerische heilige Poesie, in deren Verlauf bei den Engländern Milton (von dem man bereits früher die Benutzung niederländischer Vorbilder theils vermuthet, theils nachgewiesen hat), bei uns aber eine weitschichtige und beliebte Literatur geistlicher Hymnen (III, 247) sich entwickelt, welche, genährt von den anderweitigen unmittelbaren religiösen Anregungen und Bedürfnissen seiner Zeit, endlich in Klopstock zum Abschluß gekommen ist.

Dies nun, wie wir oben bemerkt, ist überhaupt der charakteristische und principielle Unterschied der niederländischen und der deutschen Literatur, daß nur die letztere die anregenden Momente der erstern ausgebildet und entwickelt, diese dagegen ebendieselben einseitig fixirt und dadurch sich selbst den weiteren Fortschritt zu einer Durchbildung verschlossen hat, die in ihrer höchsten Blüthe ebenso bestimmt-national, als allgemein-künstlerisch sein würde. Dies wird sogleich in der eben erwähnten

geistlichen Hymnenliteratur ersichtlich, als deren letzten Endpunkt wir Klopstock genannt haben. An sich, wie die Religion selbst in ihrer dogmatischen oder auch nur moralischen Richtung, nicht eine Sache der Poesie sein kann, so steht auch diese Literatur mindestens mit einem Fuße außerhalb der Kunst überhaupt und verfällt vielmehr dem zuweilen achtbaren, nie kunstschönen Gebiete literarischer Tendenzen. Denn noch gilt in ihr die wackre Gesinnung mehr als die ästhetische Vollendung, die religiöse Ueberzeugung mehr als die künstlerische Leistung, das Glaubensbekenntniß des Poeten mehr als sein Talent, — oder kurz zu sagen: die Kunst ist in dieser geistlichen Literatur nicht sich allein Gesetz und Maßstab. Erst mit Klopstock, der sie vermöge seines eigenthümlichen und großartigen Genies aus diesem Bereiche der Religiosität in das der Kunst erhob oder, es anders auszudrücken, nicht mehr die Kunst zur Sache der Religion, sondern die Religion zur Sache der Kunst machte, wurde, wie mit ihm äußerlich, in der Gesellschaft, der Poet selbständig und achtbar ward, auch die Poesie wiederum selbständig; sein Messias und jene seraphischen Oden, statt eine neue ähnliche Literaturrichtung einzuleiten, sind vielmehr der Abschluß einer Richtung, die in ihm ihren höchsten Gipfel, aber eben darum, weil hier die Religion in die Kunst erhoben ward, ihre

eigene Gegenwirkung fand. Die Niederländer dagegen haben nichts, was dieser Entwicklung auch nur von fern zur Seite gestellt werden könnte, vielmehr hat die Tendenz bei ihnen stets die Oberhand über die Kunst behalten, ja dieselbe ist aus dem Hymnenschwunge der Religiosität (wenn schon auch diese Schwingen Heinsius' keine Pindarischen waren!) immer mehr herabgeschritten in die bloße nüchterne Moral, in die wackre und tüchtige Gesinnung, den redlichen Willen: was Alles im Leben und Weben höchst schätzenswerthe und nöthige Dinge sind, was aber dennoch zum Inhalt und höchsten Ziel der Dichtung sich nimmer eignet. —

Ganz ähnliche Schicksale hat das Element der antiken Bildung bei den Niederländern gehabt. Des weiteren Beweises dafür mögen wir um so ehe überhoben sein, je bekannter der eigenthümliche Charakter der niederländischen Philologie ist und je weniger wohl irgend Jemand in Zweifel darüber sein wird, daß diese, entfernt und allmälig ausgeschlossen von der geistigen Bewegung und Vollendung unsrer Zeit, in einer einseitigen und endlich unfruchtbaren Richtung versteinert ist. Auch das erscheint dabei von Bedeutung, daß nirgend anders, als in den Niederlanden, bis auf den heutigen Tag die lateinische Poesie (oder Versmacherei?) nicht bloß neben, sondern sogar auf Unkosten der nationalen

Literatur geübt worden ist. Oder welch anderes Land könnte eine so stattliche Sammlung neuer lateinischer Poeten zu Stande bringen, als die vor einigen Jahren (1838) von Hofman Perlcamp herausgegebenen Carmina poetarum Nederlandorum latina? Die lateinische Versmacherei ist den Niederländern nicht ein bloßer formaler Durchgangspunkt gewesen, sondern hat sich, den Bewegungen des nationalen Lebens zum Trotz, selbständig erhalten; ja dieser rostige Pedantismus, den wir gottlob längst in diejenige bedeutungslose Sphäre verbannt haben, die ihm allein gebührt, verlangt und giebt bei ihnen noch heutigen Tags Anrecht auf Theilnahme, Billigung und selbst Bewunderung.

Aber dies Alles hat seinen alleinigen Grund in der Versteinerung, welche das Princip des Protestantismus und damit des freien Geistes selbst bei den Niederländern erfahren hat. Man erinnere sich nur des orthodoxen Eifers, mit welchem schon in den ersten Jahren der Republik das protestantische Bekenntniß zu einem ausgeprägten und unabänderlichen Dogma verknöcherte; man rufe sich jene kirchlichen Streitigkeiten ins Gedächtniß, jene Secten mit ihren Widersprüchen, ihren theologischen Spitzfindigkeiten und ihren Ketzerverfolgungen; man überzeuge sich endlich aus dem eigenen Geständniß der Nie-

derländer, daß dies Verhältniß bis auf die neueste und vielleicht die allerneueste Zeit dasselbe geblieben ist.

Also darin liegt es: man hat bei den Niederländern den Protestantismus in die Grenzen der Religion, des kirchlichen Dogmas allein beschränkt und, keine weitere Entwicklung gestattend, ihn hier in Lehrsätzen und Synodalbeschlüssen fixirt, während doch die kirchliche Reformation nur der Anfang sein soll einer Reihe von Reformationen, welche, durch alle Sphären menschlicher und geschichtlicher Entwicklung durchgeführt, überall gegen den fix gewordenen Buchstaben, die hohle Glaubensseligkeit, die Unvernunft protestiren und endlich auch nach Außen hin im Staate sich siegreich vollenden wird. Diese protestantische Reinigung des Geistes geht theoretisch in der Philosophie vor sich; dadurch also, daß die Niederländer sich selbst ausgeschlossen haben von der Philosophie, haben sie auch sich, ihre Geschichte und ihre Literatur ausgeschlossen von einer weiteren weltgeschichtlichen Bedeutung und einem absoluten Werthe, der ja nur dadurch erlangt wird, daß man selbst das Absolute aufnimmt in sich.

Bis auf die neueste Zeit nun haben die Niederländer sich beharrlich geweigert, von der Entwicklung der Philosophie einige Notiz zu nehmen. Zwar, wie in der Kunst, so praktisch auf dem Gebiete löblicher Billigkeit,

hier vielleicht auch politischer Schlauheit verharrend, haben sie sich niemals auf officiellem Wege feindlich und fanatisch gegen die Philosophie gestellt. Vielmehr konnte bei ihnen Descartes, konnte Spinoza ungehindert sein System entwickeln, ja sie boten den aus Frankreich flüchtig gewordenen Philosophen und Freidenkern eine neue Heimath; in den Niederlanden war es, wo Bayle die große Mine seines Wörterbuchs anlegte, wo überhaupt Alles, was von Druckschriften auswärts anrüchig und unbequem war, eine freie Presse und betriebsame Hände fand. Allein sie gingen, scheint es, mit diesen „Giften" so vertraulich um, nur weil sie ihre eigene Constitution zu gut kannten und daher wußten, wie wenig Gelüste sie selbst trugen zu dieser Geistesnahrung, dieser Aufklärung und Freiheit, die sie, gleich andern Handelsartikeln, nur in kaufmännischen Vertrieb genommen hatten. Man hat zwar in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts, nachdem nicht lange zuvor (seit 1780) auch in der Poesie, besonders durch Bellamy, eine Annäherung an die deutsche Literatur versucht war, auch von Kant und Fichte und den großartigen, welthistorischen Eroberungen der deutschen Philosophie einige Notiz zu nehmen angefangen: allein mit allergeringstem Erfolge und mit einer ebenso zahlreichen als eifrigen Opposition, an deren Spitze sich Wyttenbach selbst stellte, der Mann des Humanismus! —

Freilich ist die niederländische Literatur mit diesen beiden Elementen, die wir so eben charakterisirt, dem antiken und dem protestantischen, keineswegs schon erschöpft: es regt sich noch ein drittes und sehr mächtiges Element in ihr, das patriotische, das sich in der treuen Anhänglichkeit an das Vaterland und die vaterländische Geschichte, an ererbtes Gesetz und Recht, in Einfalt und Biederkeit der Sitten kund giebt.

Allein bei aller Achtung vor der Religion eines wahrhaften und thatkräftigen Patriotismus, müssen wir doch der Meinung sein, daß dieser an sich einem Volke noch kein Anrecht an welthistorische Bedeutung, noch einer Literatur ein allgemeines poetisches und künstlerisches Interesse verleihen kann, — so wenig wie ein treuer, sittlicher und biederer Mensch als solcher schon einen Platz in den Jahrbüchern der Historie einnehmen wird. Daß sie den Geist der Geschichte in sich aufnehmen, daß sie lebendige Werkzeuge und Mitarbeiter sind an der unsichtbaren Gemeinde, die die Weltgeschichte aufbaut als den Tempel und Leib des Herrn, — das ist die Aufgabe, die alleinzig welthistorische Ehre sowohl der Individuen als der Völker. Der niederländische Patriotismus aber, die besondere plastische Färbung abgerechnet, die er bislang in der Poesie durch die fortdauernde lebendige Beziehung auf die Welt des Meeres mit seinen stolzen Segeln, seinen

Gefahren, Schlachten und Siegen erhält, treibt sich ziemlich abstract und farblos in den hergebrachten Kategorieen der Tugend, der Freiheit, der Aufopferung umher, — prächtige Worte und unschätzbare Dinge, für die nur in dieser Abstraction sich Niemand, und am Wenigsten poetisch, interessiren kann, wie wir das ja auch in unsrer eigenen Literatur bereits zum Ueberdruß erfahren haben.

So ist die niederländische Literatur im Ganzen niemals über die Blüthe hinausgekommen, welche sie in ihren ersten Anfängen, zur Zeit Hooft's und van Vondel's, erreicht hatte. Diese Blüthe selbst aber hat sie erreicht, nur weil sie damals die Fermente der Gegenwart in sich aufnahm und von dem Lebenshauche jener Zeit sich selbst willig durchströmen ließ. Aber sie hat es verschmäht und dem ursprünglichen deutschen Genius überlassen, die Entwicklung des Geistes weiter zu führen, von der sie selbst fortan sich ausgeschlossen. Die weitere Geschichte der niederländischen Literatur daher, so stattliche Fachwerke die Literarhistoriker auch noch weiterhin mit Namen und Jahreszahlen und Büchertiteln auszufüllen pflegen, kann doch weder uns an diesem Orte, noch die Literaturgeschichte als eine Geschichte der Geistesentwicklung überhaupt interessiren. Denn was soll sie melden von dem, der an dieser Entwicklung selbst kei-

nen Theil mehr hat, als etwa die einfache Notiz dieser Thatsache?

Auch nur hindeuten wollen wir daher auf den beachtenswerthen Umstand, daß das Komische in der niederländischen Literatur fast zu gar keiner Gestaltung und Entwicklung gekommen ist. Dies ist wohl um so überraschender, eine je glücklichere Komik, ein je frischerer Humor sich mit sprüchwörtlich gewordener Meisterschaft gerade in der Malerei der Niederländer entfaltet hat. Aber die innere Entwicklung ihres Geistes ist eben nicht weit genug gediehen, jener innere Kampf machtvoll erschütternder Gegensätze ist in ihnen nicht lebendig genug durchgekämpft worden, als daß der Humor seine Siegesfahne auch auf dem geistigsten Gebiet, dem Gebiet der Poesie, hätte schwingen mögen. Ihre Komik ist daher in der sinnlicheren Welt der Malerei, bei der getreuen sinnlichen Abspiegelung dieser wohlgenährten Weiber, dieser edlen Stoffe, Rosse, Becher, dieser Festlichkeiten und Zechgelage stehen geblieben, in der Poesie selbst hat sie keinen Ausdruck gefunden.

Wie daher nach jenem raschen Abblühen der niederländischen Poesie und dem Rücktritt ihrer Lebenselemente in die deutsche Literatur um den starren Leichnam derselben bald der französische, bald in neuester Zeit englischer und deutscher Einfluß sich gestrit-

ten haben, wie aber noch immer der Salomo nicht erstanden ist, dessen Geisterring die Gestorbene lebendig mache, das im Einzelnen zu verfolgen kann billig den Nomenclatoren zu treuer Aufzeichnung überlassen bleiben, bis dereinst ein neuer Lebenshauch auch die niederländische Literatur durchrieseln und auch diese letzten Jahrhunderte derselben mit ihrem müßigen Hin- und Wiedertreiben, gleich den Träumen und Ahnungen eines langen Schlummers, bedeutsam machen wird. Daß inzwischen gegenwärtig eine Literatur, deren Blüthe eingestandener Weise seit zwei Jahrhunderten vorüber ist (ein Schicksal, das mit der niederländischen, um nur von dem Nächstgelegenen zu sprechen, die italienische und spanische theilen) und in der zu keiner Zeit irgend eine Phase der geistigen Entwicklung vollständig und erschöpfend, wie etwa in den alten Literaturen, sich ausgelebt hat, dem unbefangen poetischen Genusse unserer Gegenwart keine oder doch nur eine sehr geringe Nahrung darbieten kann, dies Alles, dünkt uns, liegt auf der Hand — und so soll man den Todten ihre Todten lassen.

Schon aber, aus derselben gemeinschaftlichen Wurzel, neben diesem hinwelkenden, absterbenden, erhebt sich in kräftigem Wachsthum ein neuer frischer Stamm. Die flämische Sprache, dieselbe ursprünglich mit der niederländischen, nur durch locale wie geschichtliche Verhält-

nisse leise nüancirt, nachdem sie Jahrhunderte hindurch unscheinbar, unfruchtbar, gleichsam nur noch im Verborgenen hinvegetirt, beginnt plötzlich in diesen unsern jüngsten Tagen, angeweht von jenem Hauch der Freiheit und der nationalen Selbständigkeit, welcher den jungen belgischen Staat erfüllt, erstarkend zugleich an dem Gegensatz und der Abwehr des französischen Wesens, — die flämische Sprache, sage ich, nach langer, öder Erschlaffung, beginnt plötzlich ein neues, kräftiges Leben zu entwickeln und den Anlauf zu nehmen zu einer eigenen, lebendigen Literatur. Hier finden wir Alles, was die Literatur, was die geistige Bildung, die politische Praxis der Niederländer uns vermissen läßt: geistige Regsamkeit und Frische, ein energisches, ausdauerndes Bestreben, die großen Fragen der Zeit, die Aufgaben der Philosophie, der Geschichte zu begreifen und sich an ihrer Lösung zu betheiligen, endlich und vor Allem, statt jenes zähen Egoismus, jener kleinlich krämerhaften Chikane, welche die Niederländer uns entgegensetzen, vielmehr ein freudiges Entgegenkommen, ein offnes, fröhliches Bekenntniß der gemeinsamen germanischen Abkunft, sowie ein liebevolles, ja zärtliches Aufsuchen alles desjenigen, woran die junge Verwandtschaft sich kräftigen, die neue Freundschaft erstarken möge. Hier Gemeinsamkeit der Interessen, der materiellen sowohl als der geistigen,

hier jener naive Reiz, jene anmuthige Frische, welche die Anfänge junger Literaturen zu umgeben pflegt; hier gleichfalls ein Idiom, das uns mit vaterländischem Laut anheimelt, und dabei unserm Ohr doch minder unangenehm, unserm Gefühl minder abschreckend, als der breitspurige, herbe Dialect der nördlichen Provinzen; hier, mit Einem Worte, Blut von unserm Blut, Geist von unserm Geist!

Es würde uns zu weit führen und ist nicht des Ortes hier, die Möglichkeiten auszumalen, welche dies Wiedererwachen der flämischen Sprache und Literatur auch für uns (und nicht bloß in sprachlicher, nicht bloß in literarischer Hinsicht) herbeiführen kann, noch die Folgen, welche aus einer aufrichtigen nnd innigen Verbrüderung Belgiens mit Deutschland, einer Verbrüderung, gegründet auf das Bewußtsein der gemeinschaftlichen germanischen Abstammung, aber ebenso auch auf die Gemeinschaftlichkeit der geistigen Bildung und Interessen, für beide Theile hervorgehn würden.

Nur erinnern wollen wir, daß es auch hier nicht genug ist, bei Musikfesten und feierlichen Zusammenkünften, unter Liedern und Gläserklirren, der dargereichten „Broederhand" die unsrige gleichfalls darzubieten: sondern vielmehr daß es auch hier die Freiheit ist, der allein es ansteht, ja die allein im Stande ist, das Bündniß zweier Völker einzusegnen. —

Ueber Reisen und Reiseliteratur der Deutschen.

Man hat es noch nicht für werth erachtet, unsere Reisebeschreibungen, soweit dieselben nicht in rein wissenschaftlicher oder doch gelehrter Rücksicht geschrieben wurden, sondern mehr oder weniger in das Gebiet derjenigen Literatur hinübergreifen, welche man die schöne zu nennen pflegt (und von diesen allein soll hier die Rede sein), einer übersichtlichen und zusammenhängenden Darstellung, Entwicklung und Beurtheilung zu unterwerfen. Und doch möchte auch an diesem abgesonderten, mehr blätter= als früchtereichen Zweige sich deutlicher, als man glaubt, das eigenthümliche Wachsthum und der gesammte Bildungsgang des großen Baumes unsrer Literatur, ja unsrer geistigen Entwicklung überhaupt nachweisen lassen.

Zwar allzuweit werden wir dabei nicht zurückgreifen dürfen. Gereist allerdings wurde auch in frühern Zeiten, nicht bloß in Geschäften, nicht bloß zu Handelszwecken, sondern allerdings auch, wie man es nur immer von einem Traveller oder gar einer „Reisendin" unsrer Tage verlangen mag, gereist um des Reisens willen.

Und dennoch war ein Unterschied, ein höchst beträchtlicher. Die Reisen des Mittelalters — oder richtiger gesagt, in der Uebergangsepoche vom Mittelalter zur modernen Zeit, im sechzehnten, siebzehnten Jahrhundert (denn in der That fangen sie erst hier an sich zu zeigen) waren nicht bloß, wie heutzutage, ein Schmuck, allenfalls eine Schule des Lebens, nein, sie waren unmittelbar ein Stück des Lebens selbst. Sie waren meistentheils mit Kriegsdiensten verbunden, welche man hier oder dort in der Fremde, in Flandern, in Italien rc. leistete; man reiste, indem man Soldat war, man wurde Soldat, um reisen zu können. Sogar gelehrte Männer, Männer, welche weit weniger durch hohlen Durst nach Abenteuern, als durch bestimmte wissenschaftliche Zwecke in die Fremde gezogen wurden, verschmähten es nicht, sich gelegentlich als Landsknecht oder dergleichen anwerben zu lassen, um etwa die Alpen zu überschreiten oder die Woge ferner Meere zu durchkreuzen; sie ergriffen (man erinnere sich, unter Vielen, an Ulrich von Hutten

und seine Römerfahrt) den strengen Dienst des Mars, um, unter seinem Schutz, nur desto eifriger den Musen dienen zu können.

Und was ferner ein wesentlicher Unterschied ist: nicht sowohl eine Auffrischung, eine bloße Bereicherung des Lebens war es, was man bei diesen Reisen beabsichtigte: vielmehr eine völlige Veränderung, eine gänzlich neue Begründung. Wenige, wenn das Glück ihnen irgend wohl wollte, der Fürst oder Heerführer, in dessen Dienst sie standen, sich günstig, das Land angenehm, die Frauen geneigt erwiesen, kurzum, wenn das Glück ihnen irgendwie die Hand bot zu dauernder Ansiedlung, so waren Wenige, welche diese Hand verschmäht hätten; es waren mehr Auswanderungen, als Wanderungen, mehr Ansiedlungen, als Reisen. Die Welt war auch damals in Bewegung, gewiß: aber die Elemente vertauschten sich nur, es war keine innerliche Erweiterung, nur eine äußerliche Veränderung, sie kehrten nicht, gesättigte Wogen, mit dem Inhalt der Fremde in die alte Heimath zurück, sie tauschten sich nur gegen einander aus; die Welt wurde breiter, nicht tiefer, das Leben größer, nicht reicher.

Zu schriftlichen Aufzeichnungen hatten diese Leute, Leute des Schwertes und der That, begreiflicher Weise keine Zeit; selbst die Gelehrten unter ihnen begnügten

sich, etwa einzelne besonders lebhafte Eindrücke, besonders interessante Abenteuer in lateinischen Versen, in zierlich gefeilten Distichen festzuhalten. Es gehörte schon ein Gelehrter von Haus, ein Philolog von Handwerk, ein Alterthumsforscher von Profession, wie Conrad Celtes, dazu, um derlei vereinzelte Momente in größere Massen zu verarbeiten und in einer Reihenfolge von Elegieen, beschreibenden Gedichten, Lobgedichten ꝛc. ein ziemlich vollständiges Bild seiner gesammten Reisen zu entwerfen. Dies, wie gesagt, war schon eine Ausnahme; die Mehrzahl reiste fürs Leben, nicht für die Literatur, die glorreiche Erfindung der Tagebücher war noch nicht gemacht, es gab noch keine Buchhändler, welche Vorschuß leisteten auf Reisebeschreibungen vor der Reise selbst, noch keine Autoren, welche reisten um zu schreiben, schrieben um zu reisen.

Eine andere Gestalt gewann dies, seitdem, im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts, der ursprünglich ritterliche, thatlustige Charakter der Nation, der namentlich auch in diesen Reisen und Heerzügen sich Luft zu machen gesucht, zurücktrat und endlich ganz verschwand gegen gelehrte Stubensitzerei, philologischen und theologischen Pedantismus, Philisterei und Bequemlichkeit. Die frühern Reisen waren eine Befriedigung der Thatlust, ein Stück Leben selbst, ein buntes, vielfarbiges, gewesen: jetzt, zu

der encyklopädischen Bildung der Zeit, die sich namentlich auch in der gleichzeitigen Entstehung des Journalismus, als der eigentlich encyklopädischen Literatur, kund gab, bildeten encyklopädische Reisen, Reisen voll gelehrten Interesses, voll Sammelfleiß und Curiositätenkrämerei, ein so nöthiges, wie glückliches Supplement; die Polyhistorie, welche in den Wissenschaften herrschte, wollte auch äußerlich ein ihr entsprechendes Terrain beherrschen. Wie früher Feldlager, Belagerungen, Kriegszüge, so jetzt wurden Museen, Bibliotheken, Sammlungen, so Höfe, berühmte Gelehrte, literarische Gesellschaften das Ziel der Reisen; es sind die Reisen der alten Magister, der Hofmeister, der Mentoren.

Beschrieben wurden diese Reisen allerdings: aber nicht anders, es sei denn in Folio, zum Mindesten in Quart, mit zahlreichen Kupferstichen, zuvörderst der WohlEhrbare, HochAnsehnliche selbst, mit Wolkenperücke und Amtstalar, wie er, der Heimgekehrte, der Weitgereiste, das Wunder seiner Vaterstadt, stattlich einherschritt unter seinen erstaunten Mitbürgern. Aber an der schönen Literatur hatten diese Beschreibungen doch keinen Theil, noch sie an ihnen: es waren trockne, gelehrte Compendien, Werke, mit Einem Wort, wie (um sogleich das bedeutendste dieser ganzen Richtung, ein in seiner Art noch heut nicht unverdienstliches Werk zu nennen)

„Joh. Georg Keyßlers, der Königlich Großbritannischen Societät der Wissenschaften Mitgliedes, Neueste Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen, worinnen der Zustand und das Merkwürdigste dieser Länder beschrieben und vermittelst der Natürlichen, Gelehrten und Politischen Geschichte, der Mechanik, Maler= Bau= und Bildhauerkunst, Münzen und Alterthümer, wie auch mit verschiedenen Kupfern erläutert wird. 1741, 2 Bde in Quart" — ein Werk, über das wir nichts Weiteres hinzuzusetzen brauchen, da schon dieser Titel es hinlänglich charakterisirt.

Und so ist denn, irren wir nicht, die erste Einführung der Reiseliteratur in die schöne Literatur überhaupt erst in der Blüthezeit der Sentimentalität und der gemüthlichen Ueberschwänglichkeit erfolgt. Es war gerade in dieser Zeit, als Yorick's Sentimental Yourney, schon 1768 übersetzt (von Bode: diese Uebersetzung erlebte bis in den Anfang des neuen Jahrhunderts fünf Auflagen), erschien, und konnte es nicht fehlen, daß, bei der damaligen Mustergiltigkeit der englischen Literatur im Allgemeinen, sodann bei der wunderbaren Energie, mit welcher gerade Sterne, in seinem bizarren Gemisch von Empfindsamkeit und Frivolität, von Enthusiasmus und Nüchternheit, das aussprach, was weit und breit, diesseit und jenseit des Meeres die Gemüther bewegte, die Nach=

ahmungen Yorick's und mit ihnen die sentimentalen Reisen sich ebenso häuften, wie wir nur irgend in unsern Tagen andere Könige andern Kärrnern zu thun geben sehen.

Es gesellte sich dazu, daß jener sentimentale Hang, wie er durch die Naturmalerei (in Brockes und mit entschiedenstem Erfolg in Kleist) war verbreitet worden, nun auch selbst wieder eine neue, bis dahin unerhörte Art des Naturgenusses, um nicht zu sagen der Naturschwelgerei, ein Jagen und Suchen nach Naturbeschauung, ein Erbauen und Begeistern an landschaftlichen Schönheiten hervorbrachte, welches gerade dieses Genre der Reiseliteratur ungemein befördern mußte.

Denn wie dazumal die Schwärmerei für Natur und Naturgenuß unsere Jünglinge (man erinnere sich der göttinger Verbündeten!) hinaustrieb ins Freie, in die süße Pracht der Blüthezeit, die stille Melancholie der Mondnacht, und wie unsere Poeten diese Eindrücke in Oden und Liedern wiedergaben: so trieb sie dieselben auch weiter ins Land hinaus, schwellte ihnen die Brust mit Wandersehnsucht, und ließ sie endlich ebenso das Gesehene und Erfahrene in Reisebeschreibungen niederlegen. Es war überdies die Zeit, wo, nach dem Göthe'schen Ausdruck, die Literatur sich näher rückte: literarische Freundschaften wurden gesucht und geschätzt und namentlich

auf Reisen und Besuchen mit raschem Enthusiasmus gegründet. Ja als nun bald darauf in diese wunderliche Masse durch Lavater's Physiognomik ein neues, mächtiges Ferment hineinkam, da gab es für die Reiselustigen einen solchen Ueberfluß von Motiven, Titeln und Berechtigungen, daß nicht allein der Parnaß in wandernder Bewegung erscheint, sondern auch die übrige Welt mehr und mehr in dies Treiben hineingezogen wird.

Eine besondere Geltung gewinnt von da an die Schweiz, theils als das Mekka der Naturreisenden, theils aber, was man ja nicht außer Acht lassen darf, der literarischen Bedeutung wegen, die sich damals an die Schweiz knüpfte und wie mit einem Heiligenschein jene Ufer und Inseln des zürcher Sees umgab, an denen einst Klopstock seine Fanny zu vergessen gesucht hatte, und die nun fortlebten in den geliebtesten seiner Oden: nicht zu erwähnen, daß nun auch Lavater, für Manche der Messias selbst, für Unzählige ein Prophet desselben, in der Schweiz seine heilige Stätte gegründet hatte. Diese Richtung der deutschen Sentimentalität hat sich außerordentlich lange behauptet; wir dürfen nur den Namen Matthisson nennen, um unsere Leser sogleich daran zu erinnern, wie viel von diesem sanften, süßen, enthusiastischen Ichor (denn gemeines Blut, wie andere Menschen es auch haben, wagen wir diesen Lebenssaft

der Sentimentalen nicht zu schelten!) noch in der gegenwärtigen Literatur und dem nie aussterbenden Trosse der Nachahmer sich regt.

Allein unsre Poesie selbst war nicht lange in der Sentimentalität, diesem bloßen selbstsüchtigen Selbstempfinden des bewegten Ich, stecken geblieben. Es war dies nur ein Kriegslärm gewesen, mit welchem sie überhaupt das Subject, das sie seit Jahrhunderten in Convenienz und Dogma verloren, als poetisches Eigenthum sich wiedererobert hatte. Nicht mehr abstract das Subject und sein maßloses Pathos allein (wie in den Stürmern und Drängern), sondern das schöne Subject ward Ziel und Aufgabe der Poesie; Winkelmann, Heyne und Homer löften Brockes, Kleist und Klopstock ab, die Kunst trat an die Stelle der Natur, und — Göthe reiste nach Italien.

Dieses Land von nun an ward, was bis dahin die Schweiz gewesen; die Gletscher und die Seen und der Rheinsturz mußten zurückweichen vor dem Apoll von Belvedere, der Sixtinischen Capelle und der Kuppel der Peterskirche. Mit einem Worte, die Bewunderung der Schweiz fing an die Stelle einzunehmen, in welcher der Italienfahrer auf seiner Reise selbst die Schweiz erblickte: sie lag an der Schwelle seines Allerheiligsten, er nahm sie mit, wie im Vorbeigehen, sie war ein Zweites und

Beiläufiges geworden, während von Rom Einer dem Andern zurief, daß es noch immer die Herrscherin der Welt, Italien noch immer der Garten der Erde sei.

Dieser Uebergang vom Naturenthusiasmus zur Kunstschwärmerei zeigt sich zum Theil noch in Heinse's Reisebriefen. Bald aber kam die Kunst und mit ihr Italien zur unbestrittenen Hegemonie, und es ist fast rührend anzusehen, wie von Weimar, als dem eigentlichen Mittelpunkt dieser Cultur, die in Göthe ihren hauptsächlichen und unvergleichlichen Repräsentanten hat, Einer den Andern nachzieht nach Italien, wie das bloße Wort Italien ein Funke wird, der Unruhe in die Glieder treibt und das Blut sieden macht, und wie dieser allgemeine außerordentliche Rausch bald selbst diejenigen erfaßte, die doch ihren Durst aus ganz andern Gefäßen zu stillen im Sinne hatten, als aus dem köstlichen antiken — und also heidnischen, also ungeweihten Becher Italiens.

Denn schon 1791 reisten die Stollberge, auch jenen Apoll von Belvedere und all jene Ueberreste heidnischer Kunst anzusehen, von denen sie nachher meinten, die alten Bilder, Götter wie Menschen, Männer wie Weiber, sähen doch alle nur aus wie melancholische, verdrießliche, zornige Heiden, und „selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend schwebe, wie eine

schwarze Wolke, der Gedanke des Todes" (Reise, II, 310; vergl. Bd. III, 75). Diese also, das sieht man, trieb Begeisterung und Liebe für die alte Kunst nicht nach Italien, und Göthe und Schiller schossen daher auch die Pfeile ihrer Xenien gegen diese Stollberg'sche Reise. Freilich, hätten sie damals schon geahnt, was bald darauf die Welt erfuhr, daß nämlich nicht die ewig sprudelnde Quelle der alten Kunst, sondern ein Tröpfchen Weihwasser aus dem Becken zu Rom es gewesen war, wonach die Stollberge dürsteten, und hätten sie damals schon gewußt, welche würdige Begleitung diese Reisenden an dem Herrn von Droste, dem nachherigen Erzbischof (denn es krümmt sich früh, was ein Haken werden will!), gehabt hatten, sie würden ihre Pfeile vermuthlich anders gerichtet oder voll stummen Grams im Köcher behalten haben.

So dürfen wir hier die Stollberg'sche Reise als den Uebergang zu einer neuen Phase betrachten, in welche mit ihr unsere Literatur überhaupt und somit auch die Literatur der Reisen getreten ist: jene Phase meinen wir, in welcher man die heitere Bläue des italischen Himmels mit der wüsten Dämmerung des Mittelalters vertauschte, wo an die Stelle der schlankfäuligen, luftigen Tempel des Alterthums die engen, schnörkelhaften Bogen gothischer Klosterkirchen traten, wo man den

Apoll für einen St. Sebastian, die lächelnde Mutter der Grazien für ein Muttergottesbild dahingab, kurzum: wo die Reaction der Romantik begann und Tieck — nicht der Verfasser der Novellen, sondern der Herausgeber von Sternbald's Wanderungen — auf den Stuhl des Meisters sollte erhöhet werden.

Italien freilich blieb bei diesem Wechsel noch immer unverändert das Ziel der Pilger. Steht doch in Rom nicht bloß der Faun, auch der Papst lebt in Rom, und nicht Rafael allein hat gemalt, sondern auch vor ihm haben Meister, welche zweifesohne frömmer, als geschickt, und bessere Christen, als Künstler waren, Heilande am Kreuz und betende Marien und Wunder und Mysterien gemalt. So bekam nun Italien zu dem Ruhm, die lieblichste Heidin zu sein, auch noch den der frömmsten Heiligen; zu dem Epheukranz ward die Dornenkrone, zu dem weltlichen das geistliche Diadem gesellt — ja sind wir recht berichtet, so haben auch die neuen Pilger in Person diese doppelte Natur Italiens, die übersinnliche und sinnliche, in der eigenen Praxis recht wohl zu vereinigen gewußt.

Im Ganzen freilich ist diese Richtung weniger in Reisebeschreibungen vertreten worden. Diese Gattung wäre dem transcendenten Enthusiasmus dieser Herren zu plan, zu trivial, zu prosaisch gewesen; auch hätte selbst

die dünnste Reisebeschreibung mehr Leib, mehr Plastik erfordert, als sie meist aufzuwenden im Stande waren. Sie verarbeiteten daher Italien mehr gelegentlich, mehr gesprächsweise; auch gehören zu ihnen jene Vielen, die nur den Pinsel zu führen wissen, jene Maler, die mit ihren Marieen und Engeln und Heiligen uns nur Langeweile oder im glücklichsten Falle Bedauern über das verirrte Talent erregen. —

Desto munterer dagegen gedieh und gedeiht noch heute jene ältere kunstkennerische Reisebeschreibung, wiewohl sie sich allmälig aus der Sphäre der schönen Literatur zurückgezogen und, die Kunst mit den Künsten, die Poesie mit der Industrie vertauschend, sich mit Vasengemälden und ein Bischen Mythologie und ein Bischen Archäologie in der Wissenschaft dilettirend niedergelassen hat.

Hier möchte wohl gleich der Ort sein, ein Vorurtheil oder Mißverständniß der jüngsten Zeit zu berichtigen: dieses nämlich, als ob die Stimmen, welche neuerlichst in Spott und Warnung gegen die einseitige Ueberschätzung Italiens und das wunderlich übertriebene Gewicht sich erhoben haben, welches die exclusiven romantischen Cirkel auf den Besuch dieses Landes legen, damit einen Bannspruch über Italien überhaupt hätten aussprechen und jenem komischen Wehe! Wehe! sich an-

schließen wollen, welches ein bekannter, nun wohl auch vergessener Reisender über Italien ausrief, weil er den Biß der italienischen Flöhe und anderes ähnliches Ungemach nicht hatte ertragen können. Selbst Wohlmeinende haben sich diesem seltsamen Mißverständniß mit einem Eifer und einer Gereiztheit hingegeben, die unbegreiflich scheint, dennoch aber, wenn wir nicht irren, sich sehr leicht erklären läßt.

Nämlich wir Deutsche sind gründlicher und inniger Natur; eine Reise nach Italien ist (oder war doch bis vor Kurzem) der Mehrzahl von uns nicht, wie etwa den professionirten travellers anderer Nationen, die ihre season in Rom oder Neapel machen, weil es eben zu Hause keine comfortablen Vergnügungen giebt, nur ein veränderter Aufenthalt, ein bloßer Zeitvertreib, eine Ergötzungsreise: sondern den Meisten ist oder war es eine Herzensangelegenheit, ein lange und sehnlich gehegter Wunsch, ein Traum der Kindheit, den sie endlich nach jahrelanger Ungeduld nur spät und mühsam auszuführen im Stande sind. Schon daß wir nicht so reich sind, wie unsere Nachbarn, daß die größere Mehrzahl, die vielen Gelehrten und Künstler, die es nach Italien treibt, diese Reise oft erst durch Opfer, durch Entbehrungen und Einschränkungen erkaufen müssen, erhöht ihnen den endlichen Werth derselben, bringt sie zu Italien immer ent-

schiedener in das Verhältniß des Liebenden zur Geliebten, macht sie aber auch eben deshalb um so gereizter und empfindlicher gegen jedes Wort, welches die unbedingte Schätzung, also Ueberschätzung Italiens in Zweifel zieht und auch hier auf das richtige Maß, die ernste Wahrheit dringt.

Und mehr, scheint es uns, haben jene Stimmen selbst niemals gewollt. Oder wer möchte in Wahrheit die hohe Bedeutung läugnen, welche Italien durch seine Natur, seine Kunst, nicht minder, wennschon auf eine weniger freundliche Art, durch seine Geschichte für einen Jeden hat, der es mit offenen Augen und geradem Sinne zu betrachten weiß? Gewiß, so lange auf unsern Fluren der nordische Nebel lastet, den der ewig blaue Himmel Italiens nicht kennt; so lange jene üppige Natur, jenes heitere Sinnenleben, das bei uns nicht zur Reife gedeihen kann, in Italien sich lieblich, in fröhlicher Fülle, entfaltet; so lange die Schönheit der Kunst, die Erinnerung alter Zeiten ein Herz bewegt; so lange endlich es auch von Nutzen für uns sein wird, zu sehen, was bei allen Geschenken der Natur', allen überschwänglichen Gaben des Himmels, aus einem Volke wird, wenn es verlernt hat, ein Volk zu sein, und wie wenig die ästhetische Befreiung allein genügt: — so lange wird Italien von unsern Dichtern, unsern Künstlern, unsern

Gelehrten besucht werden, so lange wird es die köstliche Bildungsschule bleiben für Jeden, der den Aufenthalt in diesem Lande wirklich zu würdigen versteht.

Aber da eben hängt es! Wie es im Alterthum nicht Jedem frei stand, Korinth zu besuchen, so und noch viel mehr ist es nicht Jedem vergönnt, Italien zu sehen, auch wenn er mitten auf dem spanischen Platze stände und alle Gassen von Neapel kennte, wie die Winkel seines Vaterhauses. Denn waren es nur gemünzte Talente, nur Frische und Jugendkraft des Körpers, was man nach Korinth mitbringen mußte, so bedarf es in Italien vielmehr geistiger Talente, es bedarf geistiger Jugend und frischer, ungeschwächter und unverblendeter Sinne, um nicht als ein Geck über die Alpen zurückzukommen, die man erst als ein Thor überstiegen hat. Nur gegen diesen Mißbrauch Italiens kann, unsers Bedünkens, jene Polemik gerichtet sein — gegen jene Schwätzer, die noch heut die gut neapolitanische Hyperbel: vedi Napoli e mori! in unserer deutschen Gegenwart wollen zur Wahrheit machen; gegen jene Gelehrten, die sich wie Mauerschnecken festsaugen an pompejanischem Trümmerwerk, oder wie Milben einnisten in alte Schriften, aber die Fühlhörner einziehen nnd erschrocken davonlaufen, wo ein frischer Hauch der Geschichte sie anweht; gegen jene Dichter, die ein weiches Herz haben für die Wollust italischer Nächte

und die schwarzen Augen der römischen Mädchen und sogar für die Ruinen ich weiß nicht welchen alten Tempels, — aber kein Herz haben für den schwülen Mittag unsrer Geschichte, für den weinenden Blick unsres Volkes, für die Ruinen unsrer Freiheit; gegen jene Maler, die uns mit ein paar Albaneserinnen und einigen Marieenköpfen und ein paar italienischen Landschaften abzuspeisen gedenken, wo wir Gemälde voll That und Handlung erwarten, die dem Inhalt unsrer Zeit entsprechen; gegen jene Aesthetiker endlich, die Wunderdinge geheimnissen von dem Kunstverständniß, das ihnen jenseits der Alpen aufgegangen, und die daher mit einem achselzuckenden: Er war nicht in Italien! jede andere Meinung, die an ihre ausschließlichen Kreise sich heranwagt, ablehnen zu dürfen meinen.

Diesen also, nicht dem schönen Italien selbst, nicht denen, die es verstehen und richtig würdigen, gilt der Krieg. Aber gegen diese ist es auch ein berechtigter, ein nothwendiger Krieg: ein Krieg, dessen Ausgang für die sittliche Erstarkung, die männliche Erhebung unsrer Literatur und somit also auch unsers Volkes wichtiger sein wird und einflußreicher, als man, bei der scheinbaren Geringfügkeit des Gegenstandes, etwa glauben möchte.

Auch hat Italien bereits in Wirklichkeit das Principat verloren, welches ihm bis dahin Reisende und

Reisebeschreiber eingeräumt hatten. Die Entwicklung der Poesie ist nicht bei Göthe, nicht bei dem schönen Subject stehen geblieben: eine Versöhnung und Durchdringung der Poesie und der Geschichte, der Kunst und der Wirklichkeit, der Literatur und des Lebens ist in Aussicht gestellt, und wird von den verschiedensten Seiten, zum Theil sehr bewußtlos, angestrebt.

Es gehört nicht hieher, zu entwickeln, welchen Theil an dieser Arbeit des modernen Geistes die bekannte jüngere Literatur, die Literatur der dreißiger Jahre, halb übernommen, halb überkommen hat. Jedenfalls gebührt ihr das Verdienst, diesen neuen Tendenzen in der Reiseliteratur zuerst zum Durchbruch verholfen zu haben, wie denn diese Literatur überhaupt recht eigentlich der Tummelplatz und gleichsam die Domäne dieser Autoren ist. Auch wie dies gekommen, mögen wir hier im Einzelnen nicht nachweisen; wir müßten von polititischen Denunciationen, von erzwungener Heimathlosigkeit, unfreiwilligen Reisen und anderem gewaltsamen Unrecht sprechen, einem Unrecht, an welchem bald nichts weiter merkwürdig sein wird, als daß es, durch tägliche, ja stündliche Uebung, so ganz aufhört, merkwürdig zu sein.

Auch ist dies nur die eine Seite; von der andern her war es, im Guten wie im Bösen, im Wahren wie im Falschen, freie Wahl dieser Autoren, daß sie sich

mit so besonderem Eifer auf Reisen begaben und mit so überströmendem Fleiß eine ganze dickleibige Literatur der Reisebriefe, Weltfahrten, Spaziergänge, Reisenovellen producirten. Gemeinsam ist ihnen Allen die Emancipation von Italien und der verjährten Ueberlieferung italischer Herrlichkeit. Nicht die Kunst, sondern die Politik, die Gesellschaft, das öffentliche Leben ist ihr Wahlspruch: Paris daher, der Heerd der Julirevolution, das Herz der neuen Geschichte, die Weltstadt, wo Heine und Börne und nach ihnen die Hunderte deutscher Flüchtlinge eine Stätte fanden, das Ziel ihrer Fahrt, — vorausgesetzt nämlich, daß sie überhaupt noch ein Ziel haben und nicht abstracter Weise bloß „Welt fahren". Und wer möchte läugnen, daß dieser politische, dieser sociale Gesichtspunkt bei Weitem der wichtigste ist, den ein Reisender haben kann? Hätten sie denselben also nur immer in Wahrheit festgehalten, hätten sie wirklich immer nur den Pulsschlag der Zeit behorcht und in wahrhafter lebendiger Schilderung uns ein Bild eigener wie fremder nationaler Zustände gegeben, so würde diese Reiseliteratur durchaus nur mit Dank aufzunehmen und als ein bedeutender Gewinn und Fortschritt unsrer Literatur überhaupt zu schätzen sein.

Aber dazu wäre Mancherlei nöthig gewesen, was gerade sie entweder nicht aufwenden wollten oder nicht

konnten: — zunächst also (da Niemand durch das Reisen wird, was er nicht zu Hause im innersten Kern schon gewesen ist) Kenntnisse und Studium, allerdings ein lästiges Gepäck, das sich minder leicht erwerben läßt, als eine Taschenpolyglotte und Reichard's Passagier auf Reisen. Es wäre dazu innerer Fond und eigne productive Kraft nöthig gewesen, statt daß nach dem eigenen Bekenntniß dieser modernen Weltfahrer ihre Reisen nur zur Anreizung und Belebung ihrer productiven Kraft, nur zur Ausfüllung des ungeheuren Vacuum dienen sollen, das sie selbst in sich verspüren, — fürwahr, ein großartiger Luxus! Ehedem freilich genügte unsern Poeten ein Blick aufwärts zu dem blauen Himmel, ein Athemzug erquickender Frühlingsluft, ein Gang durch den duftigen grünen Wald, um das Herz zu erfrischen, die Kraft zu beleben und die Saiten der Seele zu harmonischem Spiel zu stimmen. Gutmüthige Kinderzeit der Literatur, wo man sich Decennien lang, wie von etwas Großem, von Kleist's „Bilderjagden" erzählte, die er in den Straßen von Potsdam, auf der Wachtparade und in der nächsten, einförmigen Umgebung seines Ortes sollte angestellt haben! Jetzt bedarf es anderer Aphrodisiaca, um die Productionskraft unsrer jungen Literaten anzureizen! Jetzt müssen sie Paris gesehen haben und London, und müssen einen selbstmitgebrachten türkischen Shawl

um das blasse Haupt winden können, eh' ihnen ein Verschen, ein Novellchen, eine kleine niedliche Tendenzkomödie glücken will! Ach und dennoch, so viel Länder sie schon durchirrt, in so viele Meere (nämlich in den Seebädern) sie schon, wie ein bedrängter Arion, gesprungen sind: immer noch will der rechte Trieb und Aufwuchs nicht kommen, es läßt sich kein Ems entdecken für die unfruchtbare Poetenseele, und die „Delphine," welche geschwommen kamen, haben nur unaussprechlich thörichte Novellen, unsäglich vergessene Komödien gebracht — und überdies bekanntlich schon längst sich im Sande festgefahren.

Dies nämlich ist der Uebelstand, daß die Erde zwar groß ist, aber doch nicht unendlich, daß es der Länder und Städte zwar viele giebt, aber doch nicht unzählige, und daß den Weltfahrern die Welt ehe (wie das Sprichwort sagt) mit Bretern vernagelt ist, als sie des eigenen Vortheils wegen wünschen. Darum nun, und weil man doch interessant sein wollte, quand même, und weil selbst das strenge Feuer des Ungemachs jenen Individuen die Schlacken der Eitelkeit und des Egoismus nicht hat ausbrennen können, vielmehr sie nur noch fester mit ihnen verschmolzen hat (ein Urtheil, welches, so herb es ist, wir dennoch ohne Scheu aussprechen oder eigentlich nur wiederholen dürfen, da jene Individuen durch die Stellung, welche sie zur Literatur, zur Wissenschaft, zum

Leben einnehmen, es sich längst selbst gesprochen haben und durch ihre eigene Zerrüttung und Selbstverfolgung, ihre kleinlichen Fehden, ihre kindisch gehässigen Anfeindungen es täglich neu belegen!), — darum hat man die neueste Reiseliteratur in eine Klatschliteratur verwandelt, darum hat man, so schlecht der ehrlichen Bourgeoisie diese aristokratische Haltung auch lassen will, das famöse Beispiel jenes Verstorbenen so begierig nachgeahmt, der gar nicht nöthig hat, noch länger mit der Maske der Leiche zu coquettiren, da er wirklich nur eine geschminkte Leiche ist; darum (vielleicht noch aus andern Gründen) machte man Jagd auf Zötchen und Anekdötchen, vortraitirte Männer, bei denen man kaum im Vorzimmer seine Karte abgegeben, und brachte jenes System literarischer Spionerie auf, um dessen willen ehrliche Leute, die nicht in der nächsten Woche in irgend einem „Skizzenbuche" wollen abgemalt sein, reisenden Literaten keinen Zutritt mehr gestatten.

Zwar ist auch diese Klatsch-Reiseliteratur älter, als diese Reisenden selbst wissen — was allerdings nicht viel sagen will, wenngleich sie zum Theil Literaturgeschichte schreiben, aber wohlgemerkt! auch nur schreiben. Denn schon vor sechzig Jahren suchte man die halbwissenschaftlichen statistischen und geographischen Reisen durch diesen Zusatz der Klatscherei etwas schmackhafter

und gaumenkitzelnder zu machen: wofür statt aller andern nur Risbeck's zu ihrer Zeit begierig gelesenen „Briefe eines in Deutschland reisenden Franzosen" und viele Partieen der verrufenen Nicolai'schen Reise, besonders in den letzten Bänden, aus späterer Zeit zum großen Theil auch Weber's Reisen als Beispiel dienen mögen.

Zum System ist diese Klatschliteratur allerdings nur erst in neuester Zeit geworden, nachdem der Verstorbene, weil ja Todte sich nicht zu schämen brauchen, das Eis der keuschen Scham durchbrochen hat; erst in neuester Zeit ist das Reisen nnd Reisebeschreiben eine Profession, die reisenden Autoren selbst Handwerker geworden, nur mit dem Unterschiede, daß Handwerker sonst auf Reisen gehen, um etwas zu lernen, diese aber, weil sie nichts gelernt haben und auch nichts lernen wollen.

Denn daß ihnen das Reisen eine bloße Profession, ein bloßes Handwerk ist, bekennen sie ja selbst. Wir erinnern uns z. B. „Reisenovellen" gelesen zu haben, wo der Verfasser sich selbst einführt, zusammensitzend im Postwagen mit eiuigen Handlungsreisenden; auf ihre Frage nach seinem Principal antwortet er ganz humoristisch: „Ich reise für das Haus . . .," nämlich die Firma des verlegenden Buchhändlers, mit einigen andern unsaubern Witzen, die wir hier nicht wiederholen mögen. Wahrlich, ein würdiger Anfang, ein edles Selbstgefühl,

diese Zusammenstellung von Meßreiter, Weltfahrer und — Literaten!

Diesem Bewußtsein dieser Reisenden entspricht denn auch die Ausführung der Reisebeschreibungen, welche, unbekümmert, quid pulcrum, quid honestum, nur das Piquante, das Moderne, das Unerhörte zur Absicht haben. So entsinnen wir uns ferner, in einem Journale vor etlichen Jahren einen Bericht aus Algier, dem Indien derer, die keine reisenden Fürsten sind, gelesen zu haben, in welchem eben derselbe Reisenovellist erzählt, wie am Abend oder doch bald nach seiner Ankunft in Algier er selbst sich in ein maurisches Freudenhaus führen läßt, während seine Gemahlin der Beschneidung eines arabischen Knaben beiwohnt; nachher kommen Beide zusammen und theilen sich ihre Erfahrungen mit — und zu guter Letzt wird die ganze interessante Historie, die allerdings mit einem Male den uralten Schleier von Afrika aufhebt, in einer Zeitschrift abgedruckt!! Fürwahr, man könnte dies naiv nennen, wenn es nicht frech wäre. Aber doch, was geschieht nicht, um interessant, um modern, um emancipirt zu sein? —

So nun ist es gekommen, daß die Reiseliteratur in der That der Auskehricht der gesammten Literatur geworden, und es wäre wahrlich mehr als traurig, nämlich lächerlich zugleich, wenn die neue Aera, welche man uns pro=

phezeihte und welche man selbst herbeizuführen sich vermaß, in diesem Sumpf zu Ende gehen sollte. —

Allein sie wird es nicht! Auch die Reiseliteratur selbst wird sich aus dem Pfuhl der Persönlichkeiten und Klatschgeschichten, in dem sie in diesen letzten Jahren sich so behaglich eingewohnt hat, mit neuer Kraft, zu erneutem, ehrenvollerem Dasein erheben. Ja gerade, was beim ersten Anblick das Uebel nur noch zu vermehren droht, wird es vielmehr vermindern: diese weltumschließenden Eisenbahnen, diese Dampfwagen, Dampfschiffe, diese unermeßliche, täglich wachsende Erleichterung des Verkehrs, indem sie die Zahl der Reisenden ins Unendliche steigert, wird sie zugleich eben dadurch die Zahl unsrer Reisebeschreiber auf ein entsprechendes Maß zurückführen und in Folge dessen auch diese Literatur selbst von jener Verschleuderung, jener Unredlichkeit und Liederlichkeit befreien, welche, hier wie überall, die Folge einer zu weit getriebenen Concurrenz zu sein pflegt. Vor Allem diese Klatschhistörchen, diese Anekdoten und Persönlichkeiten, welchen Werth werden sie noch behalten, welchen Gaumen werden sie noch kitzeln, seitdem ein Jeder im Stande sein wird, dergleichen, sobald es ihm beliebt, in eigener Person sogar zu beleben? Wer wird sich von der Lais mögen erzählen lassen, sobald ihre Thür ihm selbst geöffnet ist?!

So wird die Entwicklung der Geschichte auch hier wieder jenem Speer des Achilles gleichen, welcher die Wunden heilte, die er schlug; die Kunst, die Bildung, die sittliche Energie eines starken, männlichen Charakters wird sich wiederum eines Gebietes bemächtigen, auf dem, einige so ehrenwerthe wie anerkannte Ausnahmen der jüngsten Zeit abgerechnet, seither nur die Industrie, die Roheit, die Charakterlosigkeit ihr gewissenloses Spiel getrieben — und auch die Reiseliteratur wiederum wird sich dem erneuten Organismus unsrer Literatur als gesundes Glied dienstbar einreihen.

Ueber die Armuth der komischen Literatur, besonders der Deutschen.

Es ist eine oftmals anerkannte und oft beklagte Thatsache, — beklagt vornämlich von denen, die von der Unbehaglichkeit des eigenen bedrängten und getrübten Daseins in der ewig heiteren, ewig freien Region des komischen Kunstwerks genesen wollten, — daß die Literatur des Komischen so eng und unvollständig ist. Der Schriften zwar, die sich selbst als komische ankündigen, in der That aber nur für uns komisch werden durch das vergebliche und unzulängliche Bemühen, mit welchem sie, aufgewachsen zumeist als redliche Nutzpflanzen auf dem breiten Acker der Prosa, jene reinste, höchste Blüthe der Kunst für sich in Anspruch nehmen, ist eine vielleicht unübersehbare Menge, und schon in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts konnte Flögel

(Geschichte der komischen Literatur, 1784) eine Reihe von Bänden anfüllen mit den Titeln solcher Werke.

Desto kleiner dagegen ist die Zahl derjenigen, die das Komische nicht bloß als Schild an der Stirne tragen, sondern denen es aus dem Auge blitzt als die wahrhaftige und innerste Erfüllung ihres Daseins. Sogar diese Zahl wird, man möchte sagen, von Jahr zu Jahr kleiner; von Jahr zu Jahr scheint die Stimmung der Welt nicht bloß ernster, nein, auch trübseliger, die Literatur nicht bloß eintöniger, nein, auch mißfarbiger zu werden; die Ader des Humors droht auszutrocknen, nicht bloß hier oder da, unter diesem oder jenem Volke, nein, in der Welt überhaupt, in der Literatur als Gesammtheit. Ja während die Wasser der Sentimentalität, des Weltschmerzes, der poetischen Verstimmtheit, sündfluthartig, von allen Seiten zusammenlaufen, daß wir uns kaum vor ihnen zu retten wissen, ist die Komik völlig im Trocknen; es droht ihr zu gehen, wie jenen Riesenthieren der Vorzeit, von denen wir auch nur noch einzelne ungewisse Trümmer, einzelne Abdrücke und Spuren finden, sie selbst aber sind verschollen und verloren.

Das gemeine Bewußtsein der Lesewelt nun, die eine Ahnung davon hat, daß eben im Komischen die höchste Befriedigung des Geistes vor sich geht, ist mit dieser

Unfruchtbarkeit der komischen Literatur äußerst unzufrieden. Ja es fehlt nicht viel, so hält sie diese Dürre der komischen Literatur, diesen Mangel an komischen Kunstwerken weit weniger (und dies freilich wäre das Aeußerste, wozu jenes Bewußtsein sich erheben könnte) für eine Zufälligkeit, eine Laune des Schicksals, als geradezu für eine Verkehrtheit, eine Böswilligkeit der Dichter selbst. Tagtäglich, räsonniren sie, wohin man blickt, an jeder Straßenecke, in jedem Bierhaus, jeder Postkutsche, wo immer es sei, geht des Komischen unermeßlich Vieles vor; es erfordert keine großen Veranstaltungen, keine gelehrten Zurüstungen und Vorkenntnisse: es ist eben da, urplötzlich, von selber, und wird alsogleich von einem Jeden verstanden und erkannt; es bedarf keiner künstlichen Deutung und Empfehlung: Jedem ist es ein lieber, vielwillkommener Bekannter, überall, wo es auftritt, wird es mit freundlichem Gelächter begrüßt. Aber wozu sind denn, folgert man weiter, die Dichter vorhanden, was nützen uns solche Schriftsteller, die nicht einmal verstehen, mit dreister Hand in diesen immer bereiten, allgegenwärtigen Stoff hineinzugreifen und, was das Leben so reichlich bietet, überzutragen in das Gebiet der Kunst? Man brauchte ja nur das Leben selbst, wie es ist, unmittelbar abzuschreiben, brauchte nur gleichsam zu registriren und aufzuzeichnen, was sich über-

all, vor unsern Augen, täglich begiebt — und eine reiche komische Literatur, reich genug wenigstens, um das unmittelbarste Bedürfniß der Lesewelt zu befriedigen und unsre Langeweile anmuthig hinwegzutäuschen, wäre fertig — fertig sogar ohne Arbeit, ohne Anstrengung, selbst ohne besonderes poetisches Talent.

Am Häufigsten werden derlei Klagen unter uns Deutschen laut, die wir denn auch allerdings die ärmsten sind in Betreff der komischen Literatur von allen Völkern: nicht darum allein, weil wir die wenigsten Bücher darin aufzuweisen haben, sondern mehr noch deshalb, weil diese wenigen so wenig gelungen sind, ja weil die komische Literatur, die eine Ringstatt des Genius, eine Fechtschule verwegenster Laune sein sollte, bei uns vielmehr, der Mehrzahl nach, zu einem Tummelplatz der Talentlosigkeit, der Trivialität und geistigen Ohnmacht geworden ist. Auf diese Weise hat es geschehen können, daß gegen die Beiden, die wir Alle als die siegreichen Heroen unserer Literatur verehren, sogar allen Ernstes der Vorwurf verlautbart worden, daß sie es verschmäht hätten (so sagt man), dem tragischen Lorbeer auch den Preis im Komischen beizufügen — als ob je ein Künstler etwas Anderes hätte werden können, als er geworden ist! als ob es auch dem reichsten, dem umfassendsten Genius verstattet wäre, durch eigenen Entschluß die

Bahn zu bestimmen, in welcher er sich auszeichnen will! als ob nicht auch das fruchtbarste, das glücklichste Talent, der gewandteste, vielseitigste Dichter seinen Inhalt — und damit also auch seine Schranke — von der Zeit empfinge und dem Volk und den Verhältnissen, in denen er lebt! — Andere wieder, die in Schiller und Göthe gar den absoluten Abschluß unserer Literatur zu erkennen meinen, haben daraus, daß diese größten Dichter des Komischen nicht Herr geworden, sogar es kaum angestrebt haben, gefolgert, entweder daß das Komische wohl überhaupt nur eine niedere Sphäre, die mit der Erhabenheit des Kothurns sich nicht vergleichen dürfe, oder daß wenigstens wir Deutschen zum Komischen kein Geschick haben: — wobei man viel von dem Ernsten und Sinnigen unsers Wesens geredet, auch wohl gar mit Pharisäermiene sich vor die Brust geschlagen und mit einem dankbar stolzen: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin gleich diesen! die vortreffliche keusche, tiefe Natur unsers Volkes, des „christlich germanischen," über alle andere Völker erhoben hat.

Sehen wir denn, so vielen sich kreuzenden Meinungen gegenüber, dem Begriff des Komischen selbst etwas näher ins Auge — nicht zwar um ihn völlig zu erschöpfen und nach allen Seiten hin zu ergründen: dies würde gar nicht möglich sein ohne eine Masse vorgän-

giger philosophischer Bestimmungen und Auseinandersetzungen: aber doch nah genug, um uns über sein Wesen im Allgemeinen aufzuklären und jene vielbeklagte Armuth der komischen Literatur, zumal unsrer deutschen, nicht allein erklärlich, vielleicht sogar natürlich und nothwendig zu finden.

Verklärung und Versöhnung der Welt, wie sie ist, ist überall die allgemeine Aufgabe, die göttliche Vollmacht aller Kunst; an ihr, als dem Grundprincip, aus dem Alles sich herleitet, zu dem Alles hinstrebt, haben wir auch hier festzuhalten.

Die Tragödie nun verklärt die Welt, indem sie dieselbe vernichtet; sie löst die Widersprüche auf, indem sie sie aneinander zerschmettert, und aus diesem Chaos des Untergangs, jenseit der Brücke des Todes, hinüberdeutet auf die ewige Morgenröthe des Geistes und der Freiheit.

Die Komik dagegen, in heiterer Duldsamkeit, gesteht auch den Widersprüchen und Unvollkommenheiten des Lebens ihre Geltung zu. Denn so gewiß, so unerschütterlich felsenfest ist sie durchdrungen von der Wahrheit des Geistes und seiner unveräußerlichen Sieghaftigkeit, daß selbst die Irrthümer und Verkehrtheiten, die Mängel und Schwächen sie weder in Besorgniß noch Unwillen versetzen können. Im Gegentheil, sie erkennt durch

sie hindurch das Ewige und Unvergängliche und gesteht daher den Endlichkeiten des Daseins gern ihr neckisches Treiben zu, indem sie selbst es zum schönen, kunstgerechten Spiel verklärt. Wenn daher die Tragödie die Gegensätze zum gewaltsamen Conflicte bringt, so löst hingegen die Komik sie friedlich an sich selber auf; unbeirrt und unbeängstigt durch die Erscheinung des Unvernünftigen, Vergänglichen, Endlichen, führt sie dasselbe, wo immer es auftritt, sofort mit Liebe zurück in das Vernünftige und Absolute.

Dieser Triumph der Rückkehr des abgefallenen, endlichen Geistes in seine Unendlichkeit, diese Freude des Vaters, der den verlornen Sohn zurückführt in sein Haus, ist die Freude, das Erquickliche und Göttliche des Komischen: und so mögen wir das Gelächter, das behaglich erschütternde, wohl einer Festmusik vergleichen, mit welcher der Heimgekehrte empfangen wird. Freilich ist das Ewige allezeit bei uns: denn wir sind ja Geist vom Geiste: und darum, weil Niemand von ihm ausgeschlossen, ist auch kein Mensch ausgeschlossen von dem Genuß des Komischen; vielmehr — denn so nah, so gegenwärtig, so leicht geweckt bleibt uns das Ewige — wird es oft auch vom gewöhnlichsten Bewußtsein, selbst von Kindern erkannt, und es giebt des Gelächters viel auf Erden. Aber wir sind auch Fleisch vom Fleische,

und das Ewige ist in uns getrübt. Von dieser Trübung uns dauernd zu befreien und die vollkommenste Versöhnung mit uns und der Welt zu erlangen in der idealen Heiterkeit des Geistes, ist die schwere, aber auch die würdigste Aufgabe unsrer Bildung, als deren höchste und wahrhaftigste Stufe nun die Heiterkeit, als deren vollster Genuß das Komische erscheint. Ja wir dürfen in diesem Sinne das Komische wohl auch die höchste Bethätigung der Liebe nennen, indem wir uns von der Erscheinung des Endlichen nicht mehr zu Zorn und Haß erregen lassen, sondern in ihm selbst das Unendliche fröhlich erkennen, es zurückführen in die Wahrheit und — mit Einem Worte — das Unvernünftige vernünftig machen. Wo daher diese Liebe in der Heiterkeit, wo der Humor im Geiste einheimisch und die ganze Weltanschauung eine humoristische geworden ist, da wird aller Widerspruch und alles Unvollkommene des Endlichen dem Beschauer zu anmuthigster Ergötzung sich in die harmonische Vollkommenheit des Ewigen verklären, die Welt mit ihren Mängeln wird nur noch ein heiteres Spiel sein, das jeden Augenblick hinüberdeutet und sich auflöst ins Ewige und das wir lieben, eben als die Hülle des Ewigen: — ein Bewußtsein, für dessen innerste Seligkeit wir die goldenen Wohnungen der Götter nicht eintauschen mögen. — So, wenn es erlaubt wäre, von

diesen Dingen in Gleichnissen weiter zu reden, möchten wir das Verhältniß der Komik zum Absoluten mit dem vielverbrauchten Bild der Sonne vergleichen, vor welche sich Nebelschichten gelagert haben: aber sie vermögen die göttliche Gewalt des Lichtes nicht zu hemmen, vielmehr müssen sie ihm selber als eine Widerlage, ein Spiegel dienen, auf den die Sonne, in gaukelndem Reflex, die zierlichen Wunder der Fata Morgana hinzaubert. In genauerem Ausdruck daher bezeichnen wir die Komik als die vollendete Selbstgewißheit des Geistes, der sich zur absoluten Heiterkeit abgeklärt und gesammelt hat.

Aber wenn wir schon den Einzelnen hochbeseligt preisen, der sein Leben und seine Geschicke mit diesem nie schwindenden Sonnenglanz des Humors zu verschönen weiß, so ist es noch viel schwerer und bedarf noch viel geneigterer Sterne, wenn das Bewußtsein und die Stimmung ganzer Zeiten und Völker sich zum Humoristischen verklären soll.

Und doch wird dies geschehen müssen, soll anders wiederum im Einzelnen diejenige Energie des Humors gedeihen, welche nöthig ist, damit derselbe, in ursprünglichster Lebenskräftigkeit, sich selbst außer sich setzt als Kunstwerk. Darum, wie der Dionysosdienst der späteste war von den Gottesdiensten, die vom Aufgange her,

selbst Boten des Aufgangs, die Gemüther zum Dienst des Göttlichen verbanden: so ist auch in der Kunst und Literatur der Völker das komische Ferment, die alles durchdringende und idealisirende Heiterkeit, die letzte und reifste Blüthe. So ist Aristophanes der letzte im Reigen griechischer Dichter; so hat bei den Italienern die Poesie es nicht weiter zu bringen vermocht, als bis zu der bunten, lustigen, übermüthigen Comedia dell' arte, in der das glückliche Behagen eines raschen, sinnlichen, von der Natur so reich begünstigten, von der Antike so früh genährten Volkes sich so liebenswürdig und so deutlich wiederspiegelt, daß mitten in der nüchternsten Prosa des vorigen Jahrhunderts Gozzi, indem er diese Volkskomödie wieder zu beleben suchte, den prosaischen Tendenzen des Goldoni gegenüber der Poesie eine neue, wenn auch flüchtige Anerkennung zu verschaffen vermochte; so steht der Don Quixote des Cervantes an der Neige der ritterlichen Zeiten überhaupt; so steht Shakspeare auf der Grenze vom Romantischen zum Modernen; so endlich haben nach ihm Fielding und seine Nachahmer die ganze liberale und humane Bildung ihrer englischen Welt und Zeit in ihren Romanen wie zum Abschlusse concentrirt.

Aber nirgend fast (denn dies liegt in der irdischen Natur der Dinge) sind Zeiten und Völker vom

Humor so durchaus durchdrungen worden, daß nicht die Kunstwerke, denen sie das Dasein gegeben, durch die Unvollkommenheit, in der in ihnen das Komische zur Erscheinung gelangt ist, das Zeitliche und Irdische ihrer Abstammung verriethen.

Besonders nach zwei Seiten hin ist gefehlt worden, nach beiden bei keiner andern Nation häufiger, als bei uns Deutschen, deren komische Kunstwerke deshalb auch die unreifsten sind und als solche den Leser am Wenigsten zu befriedigen vermögen.

Wir haben so eben gesagt, daß die komische Weltanschauung, vermöge ihrer vollen, sichern Sättigung und Erfüllung mit dem Ewigen, die schlechte Wirklichkeit, das Unwahre und Endliche, sich an sich selbst in ein heiteres Spiel auflösen läßt. Den Einen nun schien diese Auflösung der Welt zu weit zu gehen; den Andern schien eben dieselbe nicht weit genug gehen zu können.

Und wiederum bei den Ersteren lassen sich zwei Richtungen unterscheiden. Den Einen, den dogmatischen Poeten, mochte bei dem eignen Spiel ihrer poetischen Laune unheimlich zu Muthe werden; es beschlich sie, scheint es, die Sorge, ob nicht die Wirklichkeit, welche aufzulösen und zu verklären eben sie selber im Begriffe waren, vielleicht auch ihre Rechte haben dürfte. Diese vermeintlichen Rechte glaubten sie zu bewahren und an-

zuerkennen, indem sie, lehrend und züchtigend, die Poesie des Komischen für die Prosa der Endlichkeit benutzten. Das gab denn jene Satiriker, die ihre Zeitgenossen mit directer Lehre unterrichten, bestrafen, verwarnen wollen und die viel mehr Prediger sind, als Dichter; es gab jene Komödienschreiber, deren ganze Stücke gleichsam nur dramatisirte Chrien sind zur Erläuterung, ich weiß nicht welcher erbaulich moralischen Wahrheit; es gab überhaupt jenes ganze Geschlecht von Poetastern, die den Feenwagen des Humors zugleich als Packetpost für Moral und gute Sitte benutzen und den Gott des Lachens und der Lust zur Schulmeisterei anhalten wollen.

Nicht zwar, wie diese, im Philisterhaften und Unwahren befangen, aber ebenso wenig von der rechten, siegsgewissen Freudigkeit des Humors vollständig erfüllt, stellen sich die Andern dar, welche nicht zwar die Wirklichkeit fürchten, sondern (so scheint es) für die Wahrheit aller höheren und göttlichen Empfindungen selbst. Das sind die Leute, von denen die Ansicht herstammt, als sei die Komik doch nur eine niedrigere Potenz, als das Tragische, und das Weinen bei Weitem anständiger, vornehmer und poetischer, als das Lachen. Diese daher suchen dem Komischen durch einen tüchtigen Zusatz von Sentimentalität die nöthige Verfeinerung zu geben. Es sind das die Stammväter jener larmoyanten Komödien,

jener sentimentalen komischen Romane, bei denen man vor Lachen nicht zum Weinen und vor Weinen nicht zum Lachen kommt: so daß der Effect des Ganzen nur ein unbehagliches Gähnen wird. Ja so paradox dies auch erscheinen mag und so sehr wir dabei auf den erzürnten Widerspruch unsrer meisten Leser gefaßt sein müssen, so glauben wir doch, daß von diesem oder einem ähnlichen, von hier aus zu erklärenden Irrthum selbst Jean Paul nicht völlig frei gewesen ist, so wenig er auch übrigens unter die so eben charakterisirten Leute gehört, und so sehr wir überhaupt in ihm den größten komischen Genius unserer Nation (wenn auch nur in fragmentarischen Offenbarungen) zu verehren haben. Wenigstens wissen wir uns die, Frauen zwar und alten Jungfrauen sehr wohlgefällige, nichts desto weniger geschmacklose und falsche Sentimentalität, welche Jean Paul seiner komischen Muse aufgeladen hat, kaum anders zu erklären. —

Diesen Beiden gegenüber steht nun diejenige Richtung, welche man gegenwärtig, nach dem Vorgange Hegels (in der Einleitung zur Aesthetik), als die falsche Ironie zu bezeichnen pflegt. Diese, indem sie innerlich nichts, als das eigene, empirische Ich anerkennt und lediglich dessen Befriedigung im Auge hat, vergreift, in dem übermüthigen Drange, mit welchem sie die ganze Welt in einen Taumel der Auflösung und Verflüchtigung

hineinzutreiben sucht, sich auch an dem wirklich Werth- und Inhaltvollen, an der eigenen Schöpfung der Kunst. Von hier datirt jene vielgerühmte, hochgefeierte Selbstironisirung der Romantiker, die aber nicht einmal ihre eigene Erfindung ist. Das Manoeuvre namentlich, mitten im Kunstwerk das Kunstwerk selbst aufzuheben, entweder dadurch, daß man uns mit Schadenfreude ausdrücklich daran erinnert, dies sei ja Alles nur Illusion und zwei Schritte hinter dem entzückten Zuschauer treibe eine ganz andere Welt ihr Spiel — oder dadurch gar, daß man diese andere empirische Welt, in ihrer ganzen brutalen Nacktheit, geflissentlich in das heitere Spiel der Dichtung hinübergelangen läßt: nicht anders, als wenn der Schauspieler, der eben unsere Herzen fortreißt zu erhabenem Entsetzen als Lear oder Macbeth oder Richard, die Schminke ein wenig herunterwischen und verschnaufend sagen wollte: „Um Vergebung, ihr Herren, wozu der Lärm und die Thränen? Ich bin ja der Eßlair oder Seydelmann oder Devrient und es wird Niemand todtgestochen in unserem Spiel —" dergleichen Manoeuvre, sagen wir, ist so alt, wie die Komik überhaupt. Schon bei Aristophanes finden wir die Spuren dieser geflissentlichen Verletzung der Poesie; ja im weiteren Sinne möchte die ganze Parabase, als das ausdrückliche Aufheben der poetischen Illusion, als ein solcher kranker Flecken oder

richtiger, eine nicht zur Reife gediehene und daher verkrüppelte Entwicklung im Organismus der antiken Komödie zu betrachten sein, der jedoch eben hier, in dem gesammten Zustande der alten Welt, einer gewissen Nothwendigkeit und historischen Berechtigung nicht entbehrt. Wir finden dasselbe ferner bei Plautus und weiterhin in der ganzen italienischen Volkskomödie; sogar Shakespeare hat es nicht verschmäht, auch wohl einmal durch dieses Mittel zu wirken. Und der Wirkung freilich, wenn es auf diese allein ankäme, sind Mittel dieser Art bei der Mehrzahl des Publikums gewiß: ebenso gewiß, als wie Kinder und ungebildete Leute lachen, wenn z. B. der Schauspieler im Pathos seiner Rolle oder der Geistliche auf der Kanzel plötzlich, in der ergreifendsten Stelle, niesen oder husten oder irgend sonst durch eine unfreiwillige Demonstration der gemeineren Natur uns in die crasse Wirklichkeit der Dinge zurückversetzen muß.

Aus Allem bisher Gesagten nun ergiebt sich bereits von selbst, daß die Komik keineswegs, wie man zu sagen pflegt und wie namentlich diejenigen glauben, die sich über die Armuth der komischen Literatur beklagen, nur so am Wege liegt: vielmehr, wie gesagt, haben wir jene göttliche Heiterkeit, deren Tochter sie ist, als die letzte, reifste Frucht der ganzen Bildung, die äußerste und höchste Entwicklung des menschlichen Geistes zu erkennen. Mithin

werden wir auch aufhören, diese Armuth selbst zu beklagen und uns zu verwundern, daß die komische Dichtung überall, und nun gar bei uns, so selten zu einer völligen Kunstreife, einem wahren geistigen Abschluß gelangt.

Wir haben oben die vorzüglichsten Knotenpunkte in der Entwicklung des Komischen bezeichnet. Und doch, streng genommen, von all diesen Dichtern, so vorzüglich sie sind, hat doch den Preis des Komischen nur ein Einziger errungen, nur Einmal in der ganzen bisherigen Entwicklung der Welt, nur in dem Lande, wo der Tempel des Dionysos aufgerichtet stand, nur in Griechenland, und auch hier nur in der attischen alten Komödie, ist der volle Begriff des Komischen wahrhaft erreicht und verwirklicht worden. Selbst Cervantes, Shakespeare und Rabelais können, schon als vereinzelte Erscheinungen, den Vergleich mit jener Zeit nicht aushalten, da die alte Komödie, Trotz aller ihrer Unbändigkeit, in Athen doch legitim war, da der Chor der Ritter, der Wespen die Bühne beschritt und die entzückten Richter dem Verfasser der Frösche den Olivenzweig darboten. Dies war die Komödie im höchsten, einzig wahren Sinne. Nichts da von häuslicher Misere, von unglücklichen Liebespaaren, geprellten Oheimen, unverhofften Erbschaften! Ein Spiegelbild war es des groß-

artigsten, öffentlichen Staatslebens, eine poetische Kritik des gesammten attischen Daseins in Politik, Religion, Literatur, immer frisch, immer witzig, immer erfindungsreich, stets ohne Schonung und doch niemals ohne Poesie.

Aber selbst in Athen, selbst unter griechischem Himmel konnte diese köstliche Blüthe sich nicht lange frisch erhalten. Gleich als hätte sie in ihrem ersten Auftreten die ganze Fülle ihrer Anmuth und Majestät verschwendet, so zog, nach einer kurzen, glänzenden Epoche, die Komödie sich aus jener großartigen, öffentlichen Sphäre in die niedern Kreise des Privatlebens, die dürftigen Intriguen der Familienwelt zurück: und dieselben Bretter, auf denen vor Kurzem noch, zu unaussprechlichem Ergötzen des gesammten attischen Volkes, der Wursthändler Kleon agirt hatte, mußten bald darauf die verschmitzten Sclaven, die gefoppten Alten, die gewinnsüchtigen Hetären der mittleren und neuen Komödie tragen.

Woher dies geschehen? Woher dieser so rasche, so unaufhaltsame Untergang einer so reichen, so köstlichen Literatur? Warum zwei Menschenalter, ja höchstens zwei, hinreichten, die Blüthe der Komik, selbst bei einem so köstlich organisirten, so jugendfrischen, so durchaus künstlerischen Volke, wie die Griechen es waren, zum Abwelken zu bringen?

Weil gerade in dieser Zeit die griechische **Freiheit** verloren ging! weil dasselbe Athen, das noch vor Kurzem von Obrigkeitswegen den Chor ausgerüstet und bezahlt hatte, der, in seiner allgemeinen Verspottung der Welt, am Wenigsten diese Obrigkeit selbst verschonte — weil, sage ich, eben dieses Athen bald darauf in die Hände einer oligarchischen, ängstlich besorgten Gewaltherrschaft gerieth, um wenige Jahre später den Kranz der Ehre und des Ruhmes, den es so lange glorreich getragen, auf immer abzuliefern an seine macedonischen Eroberer!

Dies also die Lösung des Räthsels, das Stichwort gleichsam, das entscheidende, dieser ganzen Bewegung — und als solches auch das Ziel unsrer Betrachtung: wie es in dem einzelnen Subject der idealen Heiterkeit, das heißt eines unstörbar aufgeklärten, unverwüstbar freien, in sich gesicherten Bewußtseins bedarf, um das Komische hervorzubringen: so auch ganze Nationen, um wahrhaft eine komische Literatur zu haben, bedürfen sie eines freien Staatslebens. Nur auf dem weiten, freien Grunde eines aufgeklärten, mit sich selbst einigen, in sich selbst befriedigten Bewußtseins vermag die Komik ihre Wunder zu entfalten; nur auf dem weiten, freien Grunde eines durch sich selbst bestimmten, sich selbst genügenden, freien Volkslebens vermag eine komische Literatur, eine komi-

sche Kunst sich zu bilden. Halte man uns nicht die Erfahrung entgegen, daß eben unter geknechteten Völkerschaften am Meisten Empfänglichkeit für das Komische, daß unfreie Städte, wie Berlin und Wien, am Berühmtesten unter uns sind durch ihre Witze und „gespaßigen" Einfälle! Entstehen und zuerst gleichsam erwachen wird das Gefühl für das Komische, in seiner rohesten, anfänglichsten Gestalt, das heißt ein Gefühl für die Verkehrtheiten der Welt und die Fähigkeit, sich an denselben durch einen Witz zu rächen, allerdings dort, wo diese Verkehrtheiten selbst am Größten, ihr Druck am Empfindlichsten. Aber immerhin, meinen wir, ist es ein großer Unterschied zwischen einem vereinzelten Witzwort, einer instinctmäßigen Fertigkeit, die lächerlichen Seiten eines Gegenstandes herauszukehren — und einem wahrhaften komischen Kunstwerk; es ist ein weiter Weg, meinen wir, von dem brutalen Witz eines Berliner Eckenstehers, den schlauen Späßchen eines Wiener Wurstessers bis — wir wollen nicht sagen, zu den grandiosen Schöpfungen, der vollendeten komischen Grazie eines Aristophanes: schon bloß diese Zusammenstellung wäre ein Frevel! nein, nur der gemüthlichen Heiterkeit, dem behaglichen Lächeln eines Boz, der, was auch die strengere Kritik mit Grund an ihm aussetzen möge, doch immer den Vortheil hat, einem Volke anzugehören und durch

alle seine Dichtungen die Basis eines Volkslebens hindurchscheinen zu lassen, welches, wie es sei, immerhin noch das freieste ist, das die gegenwärtige, geknechtete Erde trägt.

Und so wären wir also auch hier wieder zu jenem großen Mittelpunkt aller Geschichte und ihrer Bestrebungen, zu jener allgemeinen Antwort aller Fragen gelangt: Freiheit, das A und O aller Dinge, hat auch hier allein den Schlüssel in Händen, der den Zugang zum Reich des Witzes und der Komik öffnet; selbst ein (sollte man meinen) so beiläufiges, so untergeordnetes Ding, wie ein komischer Roman, ein komisches Gedicht, es kann nicht wahrhaft reifen, es sei denn allein an der Sonne der Freiheit.

Aber auch wie es kommt, daß gerade wir Deutschen die Aermsten sind an komischen Kunstwerken, ist nun, dünkt uns, kein Geheimniß länger: die Heloten unter den Völkern, die Proletarier der Geschichte, wie könnten wir es weiter bringen, als höchstens zum „Nante" und etwa, wo es hoch kommt, zu Herrn Hieronymus Jobsen?!

Also, Ihr wackern gelangweilten Seelen, die Ihr solch brennendes Gelüste tragt, Euch in den reinen, balsamisch stärkenden Fluthen der Komik selbst rein und stark zu baden —: es hilft nichts, entschließt Euch, rüttelt Euch

auf aus Eurer Michelei: Ihr müßt, wenn Ihr einmal was Rechtes lachen wollt, vorher auch den Muth haben, erst einmal was Rechtes zu weinen — oder auch weinen zu machen! Ihr müßt, wenn Ihr so lüstern seid nach komischen Büchern, auch verwegen genug sein, die Vorstudien dazu zu machen durch sehr ernsthafte Thaten!

Aber die Geschichte ist nicht in die Hand der Philister gegeben, sondern umgekehrt die Philister in die Hand der Geschichte, das tröstet uns — über die Zukunft unsrer Komik sowohl, wie über viele andere gute Dinge außerdem.

Stellung und Zukunft des historischen Romans.

Kaum eine andere Literaturgattung hat bis auf diese Stunde so abweichende, so widersprechende Beurtheilungen erfahren, als der historische Roman, diese jüngste, recht eigentlich moderne Frucht der literarischen Entwicklung überhaupt. Von der Lesewelt gierig verschlungen, zum Liebling des Publikums erklärt, hat die Kritik ihm nur halbe, mißgünstige Blicke zugeworfen. Die Mehrzahl unsrer Aesthetiker hat keinen Anstand genommen, den historischen Roman geradewegs für eine Verirrung, eine Schöpfung weit mehr der Industrie, als der Kunst, ein bloßes Product der unmäßig gesteigerten Schreib- und Leselust unsers papiernen Jahrhunderts zu erklären. Ja wer es recht gut mit ihm meinte, der bezeichnete ihn wohl als eine Zwittergattung, einen Bastard von Poesie

und Prosa, ein Surrogat gleichsam der Kunst, wie es sich ziemt für unsre prosaische, halbe, kunstarme Zeit.

Allein auch diese Ansicht, so probabel sie aussieht und von so viel Gründen der Wahrscheinlichkeit und der täglichen Erfahrung sie auch unterstützt wird, so erscheint sie uns nichts desto weniger bedenklich, insofern wenigstens, als von der Gattung selbst und ihrem Begriff, nicht von einzelnen bestimmten Erscheinungen, von augenblicklichen Entwicklungsstufen die Rede ist.

Der historische Roman soll ein Krüppel, eine Zwitterschöpfung sein — ganz wohl! Allein so wenig sich läugnen läßt, daß allerdings die Natur Gattungen und Formen hervorbringt, die ewig zu einer gewissen Zwitterhaftigkeit, einer verkrüppelten Halbheit gleichsam verurtheilt sind, so ist doch der menschliche Geist, eben weil er Geist ist und nicht Natur, mächtiger und freier in seinen Schöpfungen als diese. Daher auch in der Poesie nicht kann er (kann nicht: weil er damit seinem eigenen Wesen, seiner eigenen Freiheit widersprechen würde) Formen hervorbringen, die wir schlechthin verwerfen und verdammen dürfen. Vielmehr auch sie, wie Alles, was Frucht des Geistes ist, werden nothwendig einen Keim zukünftiger glücklicher Entwicklung, als eine Mitgift ihres Schöpfers, in sich tragen, auch von ihnen immer wird es einen Weg geben müssen vom Unvollkommenen

zum Vollkommneren, auch für sie muß es ein fröhliches, glorreiches Ostern, einen vollen, warmen Sommer der Kunst geben, der alle Knospen zur Blüthe, alle Früchte zur Reife, alle Anfänge zur Vollendung, alles Halbe zum Ganzen bringt.

So auch der historische Roman. Auch in Betreff seiner ist der Vorwurf des Zwitterhaften, Verkrüppelten, den man ihm macht, daß er nicht Fisch noch Fleisch, nicht Geschichte noch Dichtung sei, bei Lichte besehen und wenn wir, wie gesagt, die Idee des historischen Romans, nicht bloß seine zeitweilige Erscheinung ins Auge fassen, mehr blendend als wahr, mehr scheinbar als begründet. Derselbe zielt darauf hin, daß hier eine (wie man es nennt) Vermischung zweier Gebiete, eine unstatthafte Vermengung von Poesie und Historie vor sich gehe. Aber diese Anklage, warum hat man sie nicht auch gegen das historische Drama erhoben, bei dem sie doch, wenn überhaupt, nothwendig eben so gegründet sein müßte, als bei der Gattung des historischen Romans? Und warum steht umgekehrt das Drama mit frei erfundnem Stoff ziemlich in demselben Mißcredit und erregt dieselben Bedenklichkeiten, wie der Roman mit gegebenem, mit historischem Stoff?

Die Beantwortung dieser Frage liegt auf der Hand. Was in dem historischen Roman sowohl, als im histo-

rischen Drama vorgeht oder nach dem Begriffe beider in ihnen doch vorgehen soll, ist keineswegs eine bloße mechanische Vermengung von Dichtung und Geschichte, keine getheilte Maske, die auf der einen Seite historisch ernst sieht und auf der andern poetisch lächelt: sondern wo dies der Fall ist, da ist es eben Ungeschick und Fehlgriff des Poeten — oder auch, damit wir billiger urtheilen, und wie es namentlich im historischen Roman zur Zeit noch stattfindet: die Schuld liegt an der niedrigen Stufe, auf der sich die ganze Gattung in ihrer historischen Entwicklung dermalen noch befindet.

Die Zwitterhaftigkeit des historischen Romans ist also allerdings ein Factum, eine Thatsache, aber darum doch noch keine Wahrheit. Daß nun aber, wo diese Unvollkommenheit sich findet, sie im Roman augenscheinlicher und auffälliger ist, als im Drama, davon liegt der Grund in der Form und äußern Erscheinung des Drama, die scheinbar poetischer ist, als die des Romans. Dieses Persönlichwerden der historischen Figuren, diese Lebendigkeit der unmittelbaren Rede, dieser Wechsel des Dialogs, diese Illusion der Bühne, dieses ganze Wesen des Drama, berechnet mehr für das Auge des Zuschauers als des Lesers — dies Alles entfernt vom Drama die Aehnlichkeit der Historie, es läßt schon durch seine Erscheinung auf den Brettern eine andere, neue Welt aufge-

hen, die dem gemeinen Sinne schon an und für sich, schon durch ihre Lampen und Lumpen etwas Poetisches hat und schon dadurch den Gedanken an die Wirklichkeit und also auch das Mißbehagen nicht aufkommen läßt, welches die Vermengung von Poesie und Prosa, dies unerquickliche Schweben zwischen Erd' und Himmel, an sich hat, und das bei dem historischen Roman, der all' jener Vortheile entbehrt und in seiner äußern Form sich sogar an die Geschichte völlig anzuschließen scheint, im Gegentheil sehr nahe liegt. Darum also wird jenes Ungeschick uns bei dem schlechten historischen Roman fühlbarer werden, als bei dem schlechten historischen Drama; vorkommen aber thut es bei beiden, sowohl im Roman als auch im Drama, und bietet sich für dies Letzetre, um nur nach dem Nächsten und Bekanntesten zu greifen, aus ältrer Zeit in den Kotzebueschen (Bayard, Octavia ꝛc.), aus neuerer in den Raupachschen sogenannte historischen Tragödien eine reiche Auswahl von Belegen und Beispielen dar. — Das wahre Verhältniß aber, die eigentliche Aufgabe und Idee des historischen Romans ist keine andere, als die der Poesie selbst, in der ihm daher allerdings eine Stelle zukommt, nämlich diese.

Wie die Poesie (oder die Kunst schlechthin) einerseits das Organ ist, durch welches das Innre des Poeten, die Welt der gemüthlichen Zustände, die Besonder=

heit individueller Leiden und Freuden in der Allgemeingiltigkeit der Schönheit sich als ein Aeußres und Allgemeines offenbart, so ist es andrerseits gleichfalls die Aufgabe der Poesie, die Zustände und Begebenheiten der äußern Welt, die Welt der Erscheinungen, vor Allem die Thatsachen der Geschichte von dieser ihrer starren Aeußerlichkeit zu erlösen, gleichsam ihren lebendigen Herzschlag aufzuspüren, ihren leisen Anfängen in den Herzen der Menschen nachzugehen, das Allgemeine als ein Besondres, das Aeußerliche als ein Innerliches darzustellen.

Die Kunst ist also eine Vermittlerin zweier Welten; ebenso wie die Religion dies in der Unmittelbarkeit des Glaubens, die Philosophie in der Nothwendigkeit des Wissens ausübt, so die Kunst in der Erscheinung des sinnlich Schönen. — Wenn wir nicht irren, so war es Jean Paul, der mit Rücksicht auf dies Verhalten der Kunst die Poesie mit dem Regenbogen verglichen hat, der eine Brücke wölbt zwischen Erd' und Himmel — ein Bild, dem wir, so anmuthig es auch übrigens sein mag, dennoch darum unsre völlige Beistimmung versagen müssen, weil die Illusion des Regenbogens eben nur eine Illusion ist, die keine Existenz an sich, kein faßbares, unabhängiges und dauerndes Dasein hat. Dies aber ist gerade das Wesentliche der Poesie, daß, mag

sie nun das Innre nach außen, das Aeußre nach innen kehren, mag sie den Himmel in die Erde, die Erde in den Himmel, das Herz in die Geschichte, die Geschichte in das Herz tragen, immer aus diesem Proceß ein Drittes entsteht, welches gleichzeitig sowohl das Eine als das Andre, als auch weder das Eine noch das Andre, sondern in ureigner Kraft, in eignem lebendigen Dasein, ein drittes Neues ist, in welchem jene beiden als Momente verschmolzen und versöhnt sind. Wir wissen daher für die Poesie kein beßres Bild, als den Heiland der christlichen Mythologie selbst: zugleich Gott und Mensch und doch weder Gott noch Mensch, sondern beides, Gottmensch. So auch die Kunst. Die Dialektik, die sich hieraus ergiebt, nämlich die Poesie einerseits als Lyrik, andrerseits als Epik, und im organischen Zusammenwachsen beider als Drama, ist bekannt genug und brauchen wir uns hiebei nicht aufzuhalten. —

Die Anwendung auf den historischen Roman ist leicht gemacht. Auch hier handelt es sich nicht um eine bloße Vermengung von Geschichte und Poesie, nicht bloß um einen blendenden Regenbogen, den der Poet von der dürren Erde der Geschichte als eine Brücke hinüberschlägt in den blauen Aether der Dichtung und den er mit den buntschillernden Farben seiner Phantasie bekleidet: sondern auch hier soll eine Welt in der andern aufgehen,

die Geschichte soll verinnerlicht werden, die Poesie, dies Feuer, das die widerstrebenden Erze unlösbar zusammenschmilzt, diese dynamische Wirkung des Genies, soll den tiefsten Kern der Geschichte auffinden, erfassen, verschlingen, wiederschaffen, gestalten, und so das epische Gedicht gebären, dem unsre Literatur, als ihrem Heiland, entgegenschmachtet.

Denn allerdings ist das wahr, daß nun zwischen dem epischen Gedicht und dem sogenannten historischen Roman eigentlich kein Unterschied mehr bleibt, als der Unterschied der Form, insofern für das Epos die gebundene Rede, Vers und Reim, für den historischen Roman die ungebundene, die Prosa, in Anwendung gebracht zu werden pflegt.

Aber wie alle formalen Unterschiede, so ist auch dieser Unterschied ein durchaus flüssiger und unbestimmter, den auch, in zahlreichen Beispielen, die Geschichte factisch bereits widerlegt und aufgehoben hat. Denn wie der Literarhistoriker auf der einen Seite epische Gedichte in ungebundner Rede kennt (Thümmel's Wilhelmine, der Tod Abel's von Geßner ꝛc.), so giebt es auf der andern Seite auch historische Romane (z. B. die angeblichen Heldengedichte von Friedr. Aug. Müller: Richard Löwenherz, Alfonso ꝛc., die in den neunziger Jahren erschienen), ja sogar moderne, wie Byron's Don Juan, Pusch-

kin's Eugen Onägin und Andres der Art, die eine streng poetische Form in Anspruch nehmen.

Nun wird es aber wohl außer Zweifel sein, daß die Poesie, wenn schon sie, als ein Geistiges, nicht an den Buchstaben des Metrums gebunden ist, und wenn freilich der schlechte Poet prosaisch bleibt, er mag nun Versfüße zählen oder Perioden abhaspeln, dennoch zu ihren höchsten und vollendetsten Effecten sich auch stets einer Sprache bedienen wird, welche, wie ja die Wiedergeburt im Schönen überall Aufgabe der Poesie ist, so gleichfalls poetisch wiedergeboren und durch Rhythmus, Vers und Reim über das Gemeine erhoben, von der Kunst selbst zu ihrem eigensten Werkzeug gebildet und geweiht ist. Wir müssen zwar gerade heut zu Tage noch ein breites Gerede darüber hören, ob dies auch wirklich der Fall, ob Vers und Reim nicht bloß ein Ueberfluß des Luxus, sogar ein Hinderniß des Effectes und der Wahrheit, und ob namentlich nicht das Drama in Prosa dem Drama in Versen bei Weitem vorzuziehen sei. Allein dieser Streit ist müßig; unsre größten Dichter haben ihn durch die That geschlichtet, Göthe und Schiller an der Spitze, die nicht, wie unsre heutigen Poeten, den dramatischen Vers fertig und mundgerecht vorfanden, sondern die den Uebergang von der prosaischen zur poetischen Sprache selbst mühsam machen und

mit eigner Anstrengung uns einen Boden erobern mußten, den wieder zu verlassen man uns heute überreden will.

Aber wie gesagt, dieser ganze Streit ist heut zu Tage überflüssig und wurzelt, wie so Vieles, dem man den Anstrich historischer Krisen zu geben sich bemüht, in der That nur in der Persönlichkeit der Streitenden selbst. Oder diese Herren, die jetzt so laut für die Prosa als die wahre Kunst=, die wahre Bühnensprache eifern und mit ihren prosaischen Dialogen die alte Faulheit unsrer Schauspieler, die Schiller mühselig überwunden, wieder wach schmeicheln — was wetten wir, sie schrieben ungemein gern in Versen, wenn sie — es nur könnten? Allein wie die Natur sie überhaupt zu allem Andern ehe bestimmt hat, als zu Dichtern, so hat sie ihnen auch das Talent der poetischen Sprache vorenthalten: es ist nicht Wahl, nicht Reflexion, nicht tiefsinnige historische Erkenntniß, daß sie ihre Bühnenstücke in Prosa schreiben und die derartigen Stücke ihrer Freunde vertheidigen, sondern die leidige Noth ist es, weil sie keinen Vers zu machen im Stande sind. Exempla sunt odiosa.

Doch kehren wir von dieser Abschweifung zurück. Dies wollten wir sagen, daß der historische Roman in seiner weitern Entwicklung zum epischen Gedicht sich auch

den äußern naturgemäßen Bedingungen desselben, der gebundnen Rede, fügen und demgemäß, mit der wachsenden Reife der Nation und ihrer thatsächlichen epischen Kraft, auch äußerlich und vollständig zum wirklichen Epos reifen wird.

Denn mag allerdings bei den einzelnen Individuen das Talent als eine zufällige Gunst des Himmels, unabhängig von Geburt und Verhältnissen, eine schöne Willkür der Himmlischen, erscheinen, so ist dies doch anders mit den Talenten, den Dichtern, den poetischen Productionen, die eine Nation als ein Ganzes erzeugt. Hier hört die Willkür auf, wir sind im Stande, die nothwendigen Zusammenhänge zwischen dem gesammten Leben der Nation und ihrer Leistung in Wissenschaft und Kunst zu erkennen, ja wir sehen ein, daß auch die großen Dichter einer Zeit und eines Volkes nur gleichsam die Blüthen sind, in denen das allgemeine Leben dieser Zeit und dieses Volkes sich aufschließt, und daß mithin nichts blühen kann, wozu dieser mütterliche Boden nicht fruchtbar und fähig ist.

Das Epos ist nun eine solche Blume, zu welcher unser modernes deutsches Dasein noch nicht reif ist. Ein Volk, so lange ausgeschlossen von der unmittelbaren und selbstbewußten, selbstbestimmten Theilnahme an der Ge-

schichte, so mit geschloßnen Augen nur in die Durchgrüblung seiner selbst, in die Lyrik des eignen Gemüthes vertieft, kann keine epische Literatur, kann zum Höchsten, wie allmälig in unsern Tagen das historische Gefühl, die politische Mündigkeit der deutschen Nation sich zu regen anfängt, Anfänge und Einleitungen zu einem künftigen Epos haben. Und diese sehen wir denn nun eben im historischen Roman. Also nicht ersetzen, wie man uns jetzt von den verschiedensten Seiten her einreden will, soll der Roman uns das Epos; auch nicht, wie andre, zum Theil sehr achtungswerthe Forscher thun, sind wir Willens, in ihm nur die zerbröckelnden Trümmer, den prosaischen Ausgang und Endpunkt einer frühern epischen Literatur zu erblicken: es kommt ja ohnedies bei jedem Punkt nur auf die Stellung an, ob wir ihn als einen Anfang oder ein Ende betrachten wollen und sind wir unsers Theils, weil die Geschichte kein absolutes Ende kennt, immer viel mehr zu Ersterem geneigt. Demnach also auch in dem Roman, namentlich dem historischen, wollen wir vielmehr den Anfang und das allmälige Werden unsers künftigen Epos erkennen, nicht zweifelnd, daß, wie unser historisches Dasein sich zu voller harmonischer Gestaltung verklären wird, so auch die Form des historischen Romans sich immer harmonischer entwickeln, immer mehr sich mit den Elementen

der Kunst erfüllen und sättigen, nach immer vollständigerem künstlerischen Ausdruck ringen wird: bis es endlich wieder dasteht, in vollendeter Schönheit, in einer neuen Zeit, einem neuen Staate, unter einem erneuten, freien Volke: das neue epische Gedicht.

Nicolaus Lenau.

Eine Charakteristik.

Das Jahr achtzehnhundert und dreißig, epochemachend für die gesammte moderne Geschichte, wie es ist, hat auch auf die deutsche Literatur einen sehr merklichen, sehr tiefgreifenden Einfluß geübt. Selbst, von der man es am Wenigsten hätte erwarten sollen, die deutsche Lyrik, hat von hier eine so umfangreiche wie nachhaltige Einwirkung, ja wir dürfen sagen: eine völlige Umwälzung und Umgestaltung erfahren. Schon das äußerliche Verhalten des Publikums zur Lyrik wurde urplötzlich ein anderes. Während wir, in der Geschichte der zwanziger Jahre, mehr als einmal zu der Bemerkung genöthigt werden, daß, wenn das Publikum über seine Dichter klagt, als über Leute, die es nicht zu packen und zu ergreifen wissen, auch wohl die Dichter einigen Grund

haben, sich über das Publikum zu beklagen, das sich nicht will ergreifen lassen, selbst nicht von einen so außerordentlichem Talent, wie (um nur Einen anzuführen) Platen es unläugbar war: so dagegen, seit dem Beginn der dreißiger Jahre, sehen wir das Publikum den lyrischen Dichtern sich ordentlich entgegendrängen. Statt, wie sonst, die dargestreckte Hand kalt und gleichgiltig zurückzuweisen, stürzt es sich seinen Dichtern jetzt freiwillig in die Arme; statt der früheren Lauheit jetzt enthusiastische Bewunderung; statt der Krittelei und Ungenügsamkeit jetzt sogar eine nicht ungefährliche Nachsicht und Verwöhnung. Selbst ältere Dichter, denen es bis dahin nur in geringem Grade gelungen, in die Nation einzudringen, sehen wir jetzt — und nicht etwa in Folge neuer, zeitgemäßer Productionen, nein: ohne ihr Zuthun und mit denselben früheren Gedichten, die bis dahin nur ein halbes Ohr gefunden, sehen wir sie jetzt auf einmal einen allgemeinen Siegeszug halten durch alle Gauen des Vaterlandes, alle Herzen des Volkes. So namentlich Uhland, dessen Thätigkeit allerdings weit vor die dreißiger Jahre fällt, der aber seine hauptsächlichste Wirksamkeit und seine allgemeine, für einen Dichter unsrer Tage geradehin einzige Verbreitung erst in diesen letzten Decennien, seit dem Jahre dreißig, gefunden hat.

Aber noch mehr freilich traf dieser Sonnenblick der Volksgunst diejenigen Dichter, die unmittelbar unter seinem Strahle emporwuchsen — und wiederum keinen von ihnen mehr, keiner ward freudiger begrüßt, keiner liebevoller aufgenommen, als Nicolaus Lenau. Beweis dafür jene zahlreichen, rasch aufeinander folgenden Auflagen seiner Gedichte; Beweis jene lebhafte Erwartung, jene freudige Spannung, welche jedem seiner neuen Werke, sobald davon im Publikum verlautete, vorherging; Beweis endlich diese tiefe Trauer, diese allgemeine Wehklage, welche in diesem Augenblick, während der Krankheit des verehrten Dichters, das deutsche Vaterland erfüllt.

Zwar, was beweist dies Alles? werden uns Einige einwenden. Schon schlechtere Leute, als Lenau sein mag, wurden von dem leichtbewegten, wankelmüthigen Publikum sogar mit noch größeren Zeichen der Theilnahme und der Verehrung überhäuft; noch viel geringere, ja geradehin die geringsten, die zweideutigsten Talente sind einige Zeit lang von der Lesewelt, wie man so sagt, verschlungen worden — was Alles entscheidet das für ihren wahren, ihren künstlerischen Werth? Was kümmert die Kritik überhaupt, die unparteiische, gerechte, die principielle Kritik — was kümmert sie sich um die Meinung, welche das Publikum, das leidenschaftliche,

bewußtlose, von einem Schriftsteller hegt? Sogar steht die Sache nicht bereits so, daß, was dem Publikum gefällt, von der Kritik verworfen wird — und umgekehrt?

Schlimm genug, wenn es so stände! Es würde das den Beweis liefern von einer Zerrissenheit des öffentlichen Bewußtseins, einer Verschiedenheit der Bildung, sogar der Empfindungen, welche für das gesammte Schicksal unsrer Nation, ihre literarische wie politische Zukunft, nur wenig Gutes in Aussicht stellte.

Allein dies beiseit, so ist doch diese Gunst, welche Lenau zu Theil geworden, diese Liebe, die man ihm widmet, diese Verehrung, die man ihm zollt, immerhin eine Thatsache, welche, wie alle übrigen Thatsachen, der Kritik verstattet sein muß, zu Anknüpfung und Begründung ihres Urtheils zu benutzen.

Ja um bei dieser Gelegenheit einige Augenblicke dabei zu verweilen: was ist es denn überhaupt mit dieser aristokratischen Verachtung der Menge, dieser großsinnigen Geringschätzung der öffentlichen Stimmung, welche, namentlich in jüngster Zeit, von einigen Seiten her so geflissentlich an den Tag gelegt wird? — Nichts Gutes, dünkt uns, so wenig in literarischen, wie in allen übrigen Dingen. Das Urtheil, welches ein Schriftsteller in der öffentlichen Meinung, die Aufnahme, die ein Dichter beim Publikum findet, wie viel Unlau-

teres und Unfreies zu Zeiten darin mit unterlaufen möge, ist doch auf die Dauer weder etwas Zufälliges noch Willkürliches. Vielmehr, wie der Schatten, den ich werfe, wie wesenlos er an sich sei, doch nothwendig, untrennbar zu meinem Körper gehört, ein Bild, ein Abriß meiner selbst: so auch die Aufnahme, welche einem Dichter vom Publikum zu Theil wird, ergänzt gleichsam und vervollständigt erst seine eigene Erscheinung, sie ist die andere Seite gleichsam seines Wesens, das sich erst in Beidem, in Talent und Wirkung, That und Folge, vollständig entwickelt.

Allerdings ist andrerseits auch dies zuzugeben, daß der Standpunkt des Publikums, als ein naiver, nicht der unbedingt wahre, das Organ, mit welchem es auffaßt, nicht der denkende Geist, nur das bewegte Gemüth, sein Zweck und Ziel nicht der Begriff ist, sondern das Behagen, und daß mithin der Kritiker, der es unternimmt, dem Publikum seine Lieblinge begreiflich zu machen, ihm gegenüber allerdings eine schwierige Stellung haben wird, wiefern nämlich das Begreifen weder mit Lob noch mit Tadel, mit Gunst oder Ungunst zu thun hat. Dies aber in der That sind die beliebten Kategorieen, die gemeinhin als die einzig anwendbaren gelten, und an die unsre Recensiranstalten das Publikum gewöhnt haben: lobt er ihn oder tadelt er ihn? macht

er ihn schlecht oder streicht er ihn heraus? Siehe da die Axe, an der in den meisten Fällen das Interesse, welches das Publikum an der Kritik nimmt, sich dreht! die Pole, zwischen denen die Erwartung des Publikums schwankt, wo von Beurtheilung seiner Dichter, seiner Lieblinge die Rede ist!

Und wär' es immer nur die Erwartung des Publikums! Aber der Mehrzahl nach die Dichter selbst befinden sich auf demselben Standpunkt; auch ihnen ist die Kritik zumeist eine blinde Göttin — blind daher, weil sie Tod und Leben, Gutes und Böses austheilt ohne doch zu sehen, an wen und wohin; auch sie halten den Kritiker für den geborenen Erbfeind, den natürlichen Verfolger der Poesie oder — wie sie sich mit Wohlgefallen auszudrücken pflegen — der „Production,“ der die schönen, verheißungsreichen Eier austrinkt, wie der Ichneumon, sagt man, dem Krokodil. Die Einen daher, auf die Unmittelbarkeit ihrer Begeisterungen pochend, halten jedes Gedicht überhaupt für etwas Unbegreifliches, das, wie in der Ekstase geschaffen, so, ein wundersames Mysterium, nur in der Ekstase kann aufgenommen werden. Diese verachten die Kritik als etwas Prosaisches, das ganz außer Stande, den Dichter zu begreifen; diese sind es, von denen jene anmuthigen Stereotypwitze auf die Recensenten stammen, die ihnen al-

zumal wie brummende, summende Käfer im Rosenbusch vorkommen. Andere, im löblichen Bewußtsein ihrer eigenen poetischen Unbefangenheit, dehnen den Anspruch der Unbefangenheit, welchen sie an den Kritiker machen, dahin aus, daß er — wie sie es nennen — tendenzfrei, ohne Farbe, ohne Richtung, mit andern Worten ohne System und ohne Philosophie sei: womit denn statt einer wahren und selbstbewußten Kritik vielmehr jedem persönlichen Belieben, jeder Willkür der Neigung und des Zufalls das Wort geredet wäre.

Inzwischen wo, wie hier, Charybdis und Scylla so dicht an einander grenzen und wo es unmöglich ist, dem Einen genug zu thun, ohne den Andern zu kränken — was mehr? so suchen wir gerade hindurch zu segeln, vertrauend darauf, daß eine jede positive, geschichtliche Entwicklung nicht nur etwas Zwingendes, nein, auch etwas Versöhnendes, Besänftigendes hat und daß endlich Niemand eigensinnig genug sein wird, dem Kritiker als Bosheit in die Schuhe zu schieben, was sich, ohne sein Zuthun, vielmehr als Resultat einer geschichtlichen Entwicklung, eine Thatsache aus Thatsachen, ergiebt.

Sei uns dieser Weg, der sicherste ohne Zweifel, ja der einzige, welchen die Kritik ehrlicher Weise zu wandeln hat, auch in Beurtheilung eines so beliebten, so hochverehrten — und eben darum so schwer zu beurtheilen-

den Dichters erlaubt, wie Lenau. Jedes Dinges Begriff ist seine Geschichte: und so, indem wir eine geschichtliche Entwicklung und Begründung der Lenau'schen Dichtweise versuchen, sei es uns zunächst vergönnt, mit wenigen Worten an den Charakter der Zeit zu erinnern, in welcher Nicolaus Lenau zuerst als Dichter auftrat. —

Es war dies aber, um es mit Einem Worte auszusprechen, die Zeit des erwachenden politischen Bewußtseins. Die Julisrevolution, — ein Ereigniß, so schien es, von einer so seltenen historischen Größe, ein (wir wiederholen: so schien es) so glänzender Sieg der Freiheit, nicht Ordnung und Gesetz auflösend, von keinen Greueln befleckt, keiner Guillotine gefolgt, sondern eben das Gesetz auf den Thron der Willkür setzend, in schöner Mäßigung nur sich selbst erfüllend, ein Sieg der Humanität, — die Julirevolution, sage ich, unter diesen Umständen, hatte sich sogar von den Bekennern der sogenannten Legitimität wenn nicht Zustimmung, doch Anerkennung erzwungen. Die Freiheit war, so zu sagen, so manierlich, so zierlich zur Welt gekommen, ja selbst die blaue Blouse des Arbeiters, an und für sich allerdings eine bedenkliche, eine unangenehme Erscheinung, war so rasch wieder in den Hintergrund getreten gegen den schwarzen Frack des Bürgerkönigs und die gestickten Uniformen seiner Adjutanten, daß es in der That

das Rathsamste schien, das fait accompli anzuerkennen, und gelten zu lassen, was zu bestreiten gefährlich, vielleicht sogar verderblich gewesen wäre. Der Eine Louis Philippe, der da in Paris auf den Thron gestiegen war, den Regenschirm unterm Arm und — ich weiß nicht was unterm Herzen, brachte unter Machthabern und Regierenden mit einem Mal lauter kleine Louis Philippe's hervor: man fand sich, mein' ich, mit der Freiheit ab, indem man ihr Raum zu geben schien, man ließ den Löwen Volk ein wenig brüllen — qu'ils chantent, tant qu'ils paient! „Brülle er! wenn er nur fest sitzt!" —

Den Völkern dagegen (denn eine Täuschung ist der andern werth) war die Julirevolution gleichsam ein Unterpfand, ein Symbol dessen geworden, was ein Volk vermag, das seiner selbst bewußt wird und aus diesem Bewußtsein die stolze, ruhige Kraft zum Handeln nimmt. Nicht für sich allein, so hoffte man, hatten die Männer des Stadthauses gestritten, nicht die französische Nation allein war es, „deren Charte fortan eine Wahrheit sein sollte" —: vielmehr ein allgemeines Ostern der Freiheit schienen diese drei Julitage werden, der Genius, der sich damals in die kampferfüllten Gassen von Paris niedergelassen — mit sieghaftem Flug fortan schien er die ganze Welt durchrauschen zu wollen!

Daher die allgemeine und plötzliche Veränderung des Standpunktes, den die Politik bisher im Leben der Völker, besonders in unserm deutschen Leben eingenommen. Nicht mehr, wie seit den Befreiungskriegen, ist es die unklare Sphäre des Gemüths, in der eine romantische Politik mit mittelalterlichen Nachklängen ihre hohlen Blasen treibt; es ist nicht die träumerische Jugend mehr, die an Staat und Staatseinrichtungen ein unverstandenes Interesse nimmt: die politische Theilnahme ist mannbar geworden; Männer, Bürger, Gemeinden sehen wir zusammentreten zu gemeinsamer politischer Berathung; Volksvertretung, bisher nur lau geschätzt, ja von dem Volke selbst wenig gepflegt, gewinnt sich mit einem Male volle Anerkenntniß und kräftige Unterstützung; die Gesellschaft sogar in der alltäglichen Unterhaltung fühlt die Kraft, aus ihrer breiten, nichtsnutzigen Zerflossenheit in Zötchen und Anekdötchen sich zur Theilnahme an der Politik zusammenzuraffen.

Man hat wohl versucht, diese allgemeinere Theilnahme an politischen Fragen, die wir als die nächste Folge jener Julistage erkennen müssen, als etwas Unwichtiges oder gar Läppisches zu verdächtigen: es sei doch eben nur politisches Geschwätz, mit welchem Nichts gefördert werde; die vielgerühmte Freiheit sei den plaudernden Stutzern nur eben wie jedes andere Dämchen, welchem

sie den Hof machen, ohne Herzensrührung, nur um die Zeit zu tödten.

Allerdings mögen wir dies nicht bestreiten: was man Gesellschaft heißt, hat immer nur geschwatzt und will nur schwatzen. Aber immerhin ist es, meinen wir, ein Unterschied, ob sie den höchsten Interessen der Zeit so viel Neigung abgewinnen kann, daß diese der Gegenstand ihres Geschwätzes werden, oder ob sie immer und ewig sich nur an Hof- und Stadthistörchen ergötzen will. — Noch Andere haben jene allgemeine Theilnahme nicht auf die Juliusrevolution als solche, als politisches Begebniß bezogen, sondern insofern dieselbe überhaupt ein Ereigniß, ja seit den letzten funfzehn Jahren das einzige Ereigniß gewesen, welches, die Langeweile der Thatenlosigkeit unterbrechend, die müßige Menge zu Verwunderung und Neugier angeregt habe. Diese jedoch, indem sie die Julirevolution herabsetzen wollen, sprechen ihr selbst die höchste Bedeutung zu, die ihr beigelegt werden kann: denn also nur was in das politische Leben, in das Volksbewußtsein machtvoll eingreift, ist überhaupt ein Ereigniß, und jenen Stimmen, die noch kurz zuvor die Kehle einer Sängerin oder die Wade einer Tänzerin als Ereigniß proclamirten, ist damit ihr Urtheil gesprochen. —

Während so von Westen her das Erwachen des politischen Bewußtseins wie ein leis erwachender Frühlingshauch in die Herzen einzog, sollte im Osten (gleich als wollte die Vorsehung uns zu Ermuthigung und Warnung eine vollständige Lehre geben) fast zu derselben Zeit die Tragödie Polens sich vollenden. Glaubten wir drüben in Frankreich den heitern Beginn eines neuen, durch seine eigne Kraft siegreichen Volksthums zu erkennen, so sahen wir hier den unrettbaren Untergang eines edlen ritterlichen Stammes, der, weil er die sittliche Kraft verloren, zu seinem eigenen Bewußtsein und damit zu seiner Freiheit zu gelangen, von dem Uebergewicht fremder Gewalt zerbrochen ward. Und wie Mitleiden stets eindringlicher ist und stärker, als Mitfreude, so war es besonders das Schicksal Polens, welches die politische Theilnahme in immer weitern Kreisen entzündete, die schlummernde erweckte, die schwankende und zaghafte zu fröhlichem Bekenntniß ermuthigte.

Als sodann nach dem Falle Warschaus die flüchtigen Polen durch unsere Länder zogen, wie allgemein, die fernsten Herzen wie nah verknüpfend war da das fromme Mitleid, das die Unglückseligen empfing! Wie viel wahrer, wie viel herzlicher und energischer, als einige Jahre zuvor, da es die Sache der Griechen galt, war jetzt die Begeisterung, mit welcher Männer, Frauen,

Kinder in Unterstützung und Pflege der Bedürftigen wetteiferten! Jeder einzelne Flüchtling, in der stolzen, ritterlichen Anmuth der polnischen Nationalität, erschien so edel, so liebenswerth, daß in den warmen Herzen der Menge keine Erinnerung an die Schuld der Gesammtheit aufkam, welcher sie als Opfer gefallen waren, und die schwanken, fast entwöhnten Ideen von Vaterland und Freiheit und Aufopferung, in diese edle Schmerzensgestalt der flüchtigen Polen verkörpert, eine neue und urkräftige Lebendigkeit gewannen.

Mit diesem würdigen Gehalt aber, der durch das erwachende politische Bewußtsein in die Seelen unsrer Gebildeten gekommen war (denn der Natur unserer Zustände gemäß blieb die große Masse des Volks, auf welche nur das Unmittelbare wirkt, unberührt von diesen Reflexionen, diesen Ahnungen und Vergleichen, zu denen die Gebildeteren sich genöthigt fühlten), mußte auch die Poesie eine andere werden. Die unbefangene Innigkeit der Uhland'schen Muse mit ihrer Nachahmung verklungener Volksthümlichkeit, ihrem engen „würtemberger Recht" konnte der weithingreifenden Sehnsucht nicht genügen; Rückert hatte den machtvollen Klang seiner geharnischten Sonnette gegen den morgenländischen Wust der Makhamen vertauscht; Heine aber und der ganzen Genossenschaft der jungen Romantiker, als den

letzten Sprößlingen jener Poesie der Willkür, des Romanticismus überhaupt, macht es das Negative ihres Princips, des Witzes in abstracto, unmöglich, noch da eine wahrhafte Geltung zu behaupten, wo mit den positiven Begriffen der Freiheit und der staatlichen Sittlichkeit eine Erfüllung ins Leben gekommen ist.

Nur im Vorbeigehn sei hier angedeutet, wie vor sechzig Jahren ähnliche Ereignisse, als welche jetzt im Gefolge der Julisrevolution das politische Bewußtsein unsers Volks emancipirten, der Beginn nämlich der französischen Revolution und die Revolution des Geistes durch Kant, uns die großartige, dem damaligen deutschen Wesen durchaus angemessene, die höchsten Interessen jener Zeit mit leidenschaftlicher Liebe erfassende Dichtweise Schiller's hervorgebracht; wie dann die Romantiker es waren, welche Schiller seinen Lorbeer zu entreißen trachteten, und wie jetzt, durch keine der glänzenden Pointen befriedigt, in denen der Romanticismus in seiner raschen und überraschenden Entwicklung sich abgemüht, unser Volk, seiner sittlichen Tiefe gemäß, aufs Neue nach Dichtern begehrte, die, wie Schiller seine Zeit, so jetzt den geistigen Gehalt der Gegenwart poetisch verklären möchten. Ein solcher Dichter nun schien uns in Nicolaus Lenau zu werden.

Zwei Umstände waren es zunächst, welche, wiewohl sie äußerlicher und fast zufälliger Natur schienen, dennoch im Publikum sogleich ein günstiges Vorurtheil für ihn erweckten. Zuerst, daß diese Gedichte aus österreichischem Lande kamen. Hatte man sich doch gewöhnt, Oesterreich ausgeschlossen zu denken von der geistigen Fortbewegung unsrer Zeit: und freilich, was bis dahin zumeist von Erzeugnissen österreichischer Poesie zu uns gedrungen war, jene fettwangigen Späße eines Castelli und Anderer, ließ wohl viel leibliches Wohlbehagen, allein wenig geistige Cultur vermuthen. Solcherlei argwöhnische und abgeneigte Gedanken waren besonders in der jüngsten Zeit, da in Folge der politischen Anregung Werth, Aufgabe und Bedeutung der einzelnen deutschen Staaten und vornämlich der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen mannigfach erwogen ward, gegen Oesterreich laut geworden. Und gerade aus diesem Utopien nun des Stillstands und der Geistesmüdigkeit waren uns die muthigen Klänge der Grün'schen Muse herübergekommen! von hier kam nun auch Lenau, der, wie Grün, die Freiheit offen im Banner trug! Ein freudiges Behagen, eine muthige Hoffnung ward dadurch in den Gemüthern wach: die geistige Bewegung hatte sich nicht Stillstand gebieten lassen von der schwarzgelben Mauthlinie; auch drüben hatte sie ihre Sprecher gefunden, die

voll und frei, sogar nicht ohne alle Gefahr persönlicher Widerwärtigkeiten, die neue Bildung bekannten: und so wurden diese frischen Lieder wie ein munterer Lerchengesang begrüßt, der den siegreichen Feind des alten trüben Winters, den jungen Frühling, verkündet. —

Sodann verlautete schon damals in ungewissem, gern vernommenem Gerüchte, daß hinter dem bescheidenen Namen Nicolaus Lenau's ein Glied der österreichischen Aristokratie, ein Edelmann (Niembsch von Strehlenau) sich verberge. Auch dies, daß eben die Hochgestellten der österreichischen Gesellschaft die Organe der fortschreitenden Bewegung wurden (denn auch Auersperg's Autorschaft war nicht lange ein Geheimniß geblieben), dünkte ein neuer Triumph, eine neue frohe Bürgschaft für die allmächtige Gewalt jenes gemeinsamen Bewußtseins, das mit immer kräftigeren Pulsschlägen die Herzen aller Guten und Besten zu erweitern und zu erwärmen schien.

Ungleich wichtiger jedoch, als diese beiden Rücksichten auf Lenau's bürgerliche und gesellschaftliche Stellung, däucht uns ein Drittes, welches nur denen, die im Aeußerlichen eben nur das Aeußerliche zu erkennen vermögen, unwichtig erscheinen kann: das magyarische Element, welchem, wie alle ungarischen Edelleute, sei es durch Abstammung, sei es durch Angewöhnung, Nicolaus Lenau angehört. Sogar in diesem Magyarischen seiner Natur

glauben wir den Schlüssel seines Verständnisses überhaupt zu finden: weshalb es uns gestattet sei, einige Augenblicke bei diesem Punkte zu verweilen.

Auf der Grenzmark des Morgen- und Abendlandes gelegen, bildet Ungarn gleichsam das Außenwerk, auf welchem die Kämpfe zwischen Cultur und Barbarei in blutigen Scharmützeln ausgefochten wurden. Hier sind Hunnen, Avaren, Mongolen, Türken in oft wiederholten Ueberschwemmungen eingedrungen; aber ihre Fluthen verliefen sich, wenn auch nicht ohne dem Boden, auf welchem ihre wilde Strömung sich getummelt, manche unverwischbare Spuren einzuprägen. Der Magyare allein hat sich als Herr behauptet: morgenländischen Stammes, doch vom wohlwollenden Schicksal früh aufgenommen in die Gemeinschaft christlichen Staatenlebens, hat er in jahrhundertlangem Kampfe diesen Boden, den er inne hat, mit seinen weiten grünen Ebenen, den umbuschten Rebenhügeln, den goldhaltigen Gründen gegen die ruhelosen Angriffe der Türken vertheidigt.

Die gewaltsame Anstrengung dieser Kämpfe nun, aus denen sie endlich, wenn auch nur durch den Beitritt deutscher Kraft, siegreich hervorgegangen sind, hat bei den Magyaren ein Bewußtsein polischer Geltung, einen Freiheitstolz möchten wir sagen, hinterlassen, der auch, nachdem Ungarn in den Verband der österreichischen Staa-

ten aufgenommen worden, ihnen eine freie Selbstständigkeit erhalten hat. So, von Haus aus ein Volk der Rosse, stolz, lebhaft, ritterlich, fühlt der Magyare mit keckem Bewußtsein sich zugleich als Eroberer, dann als sieghafter Vertheidiger des eroberten Landes, dessen er noch heut in dem stolzen Gefühl stets erneuerter Errungenschaft mit einer Art bräutlichen Ungestüms genießt.

Denn nur gering ist die Zahl geschlossener Dörfer und Städte, der wir in den magyarischen Strichen Ungarns begegnen: der größte Theil der korn- und weidereichen Ebenen liegt offen wie ein weiter Tummelplatz für den nomadischen Uebermuth ihrer Bewohner; Scheuern, Speicher und Ställe verschmähend, vertrauen sie der eigenen Obhut der Natur, dem freien Himmel ihre Ernten, ihre Vorräthe und den Reichthum ihrer Heerden an. Und wie der Magyare in dieser unverkümmerten Freiheit seines Landes genießt, so hat er sich auch in seinem lockern bürgerlichen Verband eine Freiheit bewahrt, die fast an den gesetzlosen Zustand der Willkür grenzt. Keine jener polizeilichen Einrichtungen, die uns nothwendig verbunden dünken mit der Sicherheit des Lebens, läßt der Magyare sich beschränken: selbst die Poesie des Räuberlebens hat bei ihm noch nicht nöthig gehabt, sich in die vergriffenen Bände der Leihbibliotheken zu flüchten, sie waltet frei im Lande, und erfüllt die finstern Schluch-

ten des Bakonywaldes und die sagenreichen Ufer des Balaton mit immer neuen Abenteuern. Dem Räuber nachziehend, begegnet uns auf seiner ewigen Flucht der wandernde Zigeuner, mit dem morgenländischen Schnitt des Gesichtes, den brennenden Augen, den geheimnißvollen Tänzen den Magyaren an die gemeinsame Wiege im Orient erinnernd. In weiteren Kreisen sodann, das Centralgebiet der magyarischen Sitze umgebend, wohnen Slawen, Slowaken, Wallachen und Serbier und die in täglichen Kämpfen auf Krieg und Sieg angewiesenen Bewohner der Militärgrenze. Alle diese, in buntem Völkergemisch, geben dem gesammten ungarischen Leben eine Farbe der Ursprünglichkeit, wie sie in diesem Maße außer Ungarn kein anderes Grenzland sehen läßt. Unter ihnen Allen aber waltet der Magyare allein mit angeborenem stolzen Selbstgefühl: denn er allein fühlt sich als Eroberer, Vertheidiger, Gebieter. —

Aber mitten in dieses magyarische Leben hinein streckt nun das germanische Princip seine weltumschlingenden Arme. Nicht nur, daß schon seit Jahrhunderten deutsche Ansiedler sich in Ungarn niedergelassen, und mit der dem deutschen Wesen eigenthümlichen siegsgewissen Ausdauer festen Fuß gefaßt haben in dem wilden Völkerstrudel, so daß der Magyare schon seit Langem genöthigt war, in Allem, was Ackerbau und Landescultur überhaupt angeht, die

Sache, oft sogar mit dem Namen, von dem fleißigen und erfindsamen Deutschen zu entlehnen; nicht nur, daß durch Deutsche die Grundlage der neuen Zeit, der Protestantismus, in Ungarn wenn nicht die Herrschaft, doch Anerkennung und gesetzmäßiges Walten erlangt hat; daß endlich selbst in der magyarischen Hauptstadt Ungarns, unter den Edlen und Großen des Landes, deutsche Sprache und deutsche Literatur einheimisch geworden sind: auch der Staat, welcher Ungarn vor der Uebermacht der andrängenden Türken gerettet und es jetzt in seinen weiten Verband aufgenommen hat, ist ein deutscher. Und wenn der Magyare in Ungarn selbst nur die großartigen und wohlthätigen Einflüsse des deutschen Princips (und auch diese, seiner Natur gemäß, nicht ohne Widerstreben) auf sich wirken läßt, so wird ihm drüben in Wien, wohin der reiche Glanz des kaiserlichen Hofes den auf Kleiderpracht und buntes Geschmeide stolzen Magyaren ruft, in den Kanzleien der Hofburg, in der Spießbürgerlichkeit der wiener Gesellschaft auch das Befremdige und Beengende des deutschen Wesens nicht entgehen. So, daheim wie draußen, fühlt er sich innerlich beunruhigt und beängstigt durch das deutsche Wesen, das ihm die farbenreiche Ursprünglichkeit seiner Zustände zu trüben scheint; er fühlt, daß er sich ihm nicht entziehen kann und daß auch an ihm das wahrhaft Welterobernde des germani-

schen Geistes sich bewähren wird: aber nur ungern und nur mit Widerstreben wird er sich von ihm bewältigen lassen.

Alle diese Elemente nun, welche wir hier mit flüchtiger Hand zu umzeichnen versucht haben, finden wir in Nicolaus Lenau wieder: und ist es anziehend zu sehen, wie mit ihnen die Ansprüche und Bedürfnisse unserer Zeit bis auf einen gewissen Punkt hin sich glücklich begegnen, wie aber im weiteren Verlauf es eben Lenau's magyarische Natur ist, welche ihn in der vollkommenen Durchbildung zum Dichter seiner Zeit mannigfach aufzählt und behindert.

Wir haben oben die Zeit, in welche Lenau's erstes Auftreten fällt, durch das Erwachen des politischen Bewußtseins charakterisirt. Diesem gemäß ist es die politische oder liberale Richtung seiner Muse, die ihm zuerst die Herzen des Publikums gewann. Dieses Politische, diese Freiheitsfreude (wie wir es nennen dürfen) tritt bei ihm um so liebenswürdiger auf, als sie ein seiner Natur Angeborenes, Selbsteigenes ist, in nichts verkümmert durch die künstliche und absichtvolle Verstimmung der sogenannten jungen Schule. In seinen Anfängen freilich fehlt dem poetischen Ausdruck dieser Begeisterung auch nicht jenes hohle renommistische Wesen, das nun einmal das Erbtheil aller Jugend, also auch der jugend-

lichen Freiheit zu sein scheint. Unter diese frühesten Jugendgedichte werden wir z. B. jene „Ode an einen Tyrannen" rechnen müssen, die wir in der ersten Ausgabe der Gedichte finden (S. 214), und die durch die hohle Aeußerlichkeit ihrer gespreizten Redensarten uns sehr lebhaft an Schubart's Rodomontaden erinnert:

Tyrann! Des Blutes, welches in Schlachten Du
Vergossen kalt, das rauchte vom Henkerbeil,
Das, Deinen Qualen zu entrinnen,
Strömte Dein Sklave mit eigener Hand hin:

Des Blutes soll ein jeglicher Tropfen einst
Vor Deinem Aug' in strafender Ewigkeit
Aufschäumen, schwellen zum Vulkane,
Der von den Seligen streng Dich scheidet!

Aber die angeborene Gesundheit unsers Dichters ließ ihn nicht lange in dieser nebelhaften Sphäre verweilen, und es ist bedeutsam für die Entwicklung Lenau's, daß eben diese Ode aus den späteren Ausgaben der Gedichte ausgemerzt ward: wiewohl auch hier noch Gedichte von ähnlicher Wesenlosigkeit begegnen (vgl. S. 222, 224).

Wir haben dem Dichter Glück zu wünschen, daß gerade in seine Entwicklung jene polnische Katastrophe fiel, die — den Untergang eines benachbarten, durch mannigfache Bezüge nahstehenden Volkes herbeiführend — wie ein plötzlicher Sonnenstrahl Lenau's poetische Reife gezeitigt hat. Hier fand die junge Begeisterung Stoff

und Raum, sich plastisch zu gestalten: wobei die nachbarliche Kenntniß der polnischen Zustände, ihres Bodens und ihrer besondern Färbung den Dichter kräftig unterstützte, indem an der Wahrhaftigkeit dieses Erlebten die ungewisse Stimmung der früheren Gedichte wie ein leichter Nebelhauch zerrann. Wie sehr diese Polenlieder der erregten Stimmung der Zeit entgegenkamen, brauchen wir nicht mehr zu erwähnen; durch sie besonders wurde die Neigung des Publikums erworben und begründet. Ja wir möchten den Klang dieser Lieder einem Zauberglöckchen vergleichen, das, wo es tönt, alle Herzen zu warmem Mitgefühl erweckt. Daß aber der Dichter 'auch später weder Kraft noch Lust verlor, diesen Ton anzuschlagen, beweist uns jene „Nächtliche Fahrt," die wir noch in den neuesten Gedichten lesen: ein Schlitten, in wilder Hast die beschneiten Wälder Polens durchstürmend, Rosse und Führer von hungrigen Wölfen bedroht, angegriffen, fast ihnen erliegend: nur der innen sitzt, der Woyewode, bleibt regungslos in der drängenden Todesnoth: denn er ist schon todt! eine Leiche, erschossen im Duell von seinem Todfeind, dem Russen! Und so geht die Fahrt stürmisch weiter:

Der Wind erwacht und rasselt an der Föhre,
Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond verdrossen
Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre. —

Das mahnt uns an die Träume eines Czaren,
Der gerne möcht' in winternächtgen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an sein Roß gebunden,
Das todte Polen durch die Haide fahren.

(S. 84.)

Diese meisterhafte Wendung des Schlusses, das Ereigniß des Gedichts aus dem Zufälligen und Anekdotenhaften erhebend, ist von außerordentlicher Wirkung und höchst charakteristisch für Lenau's Talent und Auffassung im Allgemeinen.

Auch in diesen Polenliedern ist es interessant zu sehen, wie die reifere Bildung des Dichters ihn in sich immer klarer und fröhlicher macht und dem wahrhaft Poetischen immer näher befreundet. Jenes lebensvolle, in frischestem Takt sich frei bewegende „Lied in der Schenke" schloß in seiner ursprünglichen Gestalt mit dem herben Mißton eines wilden und bittern Fluches:

Aber kommt die Rache nicht,
Mag der Vogel mit dem Halme,
Was da lebt im weiten Licht,
Sterben in des Fluches Qualme,
Und die Sonn' ersticke drin,
Daß die Erde scheide hin!

(Ged. S. 18.)

Diese Strophe fehlt in den neuesten Ausgaben, so daß jetzt nichts mehr die muthige, hoffnungsvolle Begeisterung dieses Liedes stört:

Rasch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen,
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem schwarzen Hauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach!

(S. 144.)

Nicht so glücklich im Schluß und auch in seiner ganzen Form minder zusammengehalten und wohlgestaltet sind die „Zwei Polen" der späteren Sammlung (S. 51); immer indeß werden wir Lenau's Polenlieder zu dem Bedeutendsten und Besten zählen dürfen, was von poetischen Erzeugnissen jene Zeit hervorgebracht hat.

Gewannen nun diese Polenlieder unserm Dichter rasch und entschieden die Liebe zahlreicher Gleichgesinnten, und war auch die reflectirende, sinnige Weise, in welcher durch andere Gedichte der Hauch der Freiheit weht, wiewohl weniger poetisch, so doch der deutschen Weise nicht unangemessen: so half, in weiteren Kreisen ihm Gunst und Theilnahme zu erwecken, dem Dichter nicht wenig das Neue und Fremdartige in dem Landschaftlichen und Localen seiner Gedichte. Jene weiten ungarischen Steppen, die flüchtigen Rosse mit ihren schmucken, stolzen Reitern, der geheimnißvolle Zigeuner, der frohe, freie Räuber in seiner einsamen Waldesnacht — das Alles erregt uns ohne Weiteres einen ahnungsvollen, süßbehaglichen Schauer.

Indem daher Lenau, dem dies ein Selbstgeschautes, Selbsterlebtes ist, diese reiche Scene als sein Eigenthum, als einen Schatz gleichsam betrachten darf, dessen poetischer Verweser er ist, so wird er schon durch das Pikante, das die Neugier stachelt, auf manche Leser eingewirkt haben. Das Aeußerliche der Scene allein macht es freilich nicht, und wem die Natur das innere poetische Auge nicht erschlossen, den wird es so wenig fördern, in Ungarn oder Griechenland oder auf welchem poetischen Theater sonst geboren zu sein, als es unsern Wüstensängern helfen kann, wenn sie „gelehnt an eines Hengstes Bug" oder gar auf schlankem Kameelhals sich wiegend, ihre Luftreise nach beiden Indien unternehmen. — Auch hier hat Lenau, begünstigt durch seine magyarische Natur, sich bald den leeren Anfängen des Aeußerlichen, wie wir sie etwa in „Abendheimkehr" (1. Aufl. S. 19) finden, entziehen mögen. Wir haben oben angedeutet, mit welcher bräutlichen Liebeslust der Magyare seines Landes genießt. Von diesem innigen Zusammenleben mit der Natur sehen wir in Lenau die gereifte Frucht, insofern es ihm auf eine neue und durchaus glückliche Weise gelungen ist, sich in die Natur hineinzuleben und die Innerlichkeit seines Gemüths so mit dem Aeußerlichen der Natur zu verweben und zu verwachsen, daß Beides nun ein gemeinsames Neues wird. Auf diese seine Weise dürfen wir eines sei-

ner Gedichte anwenden, in welchem er das Unwesen unsrer jungen Bilderdiener verspottet hat:

Was Ihr Bild nennt unverständig,
Ist nur Gleichniß kalt und hohl,
Wo der Geist nicht ein Symbol
Mit der Sprache zeugt lebendig u. s. w.
(Neuere Ged. S. 329.)

Durch dieses Ineinanderbilden des Innerlichen und Aeußerlichen erhalten Lenau's landschaftliche Schilderungen ihre Würde und ihre Bedeutung: durch das Gemüth, mit dem er das Starre und Zufällige der Natur zu schmelzen und zu veredeln weiß, erfreuen uns seine Heidebilder, erfreuen uns Gedichte, die, wie die „Werbung" (1. Aufl. S. 22), vor Allem die prächtige „Heideschenke" (S. 199), oder unter den neueren Gedichten der „Steyrer Tanz" (S. 66) und „die drei Zigeuner" (S. 67) uns ebenso anmuthige, wie lebendige Bilder einer reichen, fremden Volksthümlichkeit geben.

Erwägen wir nun, daß das Publikum schon von den Romantikern her an Waldnacht, Blätterrauschen, Jäger- und Zigeunerleben gewöhnt war, daß es aber an dieser Absichtlichkeit des romantischen Dämmerwesens kein gesundes Behagen hatte fassen können, und daß es daher mit voller Freude Lenau's Waldeinsamkeiten begrüßte, in denen nicht spukhafte Einsiedler, heilige Bonifaze, sieche Mägdlein sich umtrieben, sondern rasche, lebens-

kräftige Gestalten, deren Wahrheit man fröhlich fühlte: — so sehen wir auch hier wieder, wie Lenau's Mitgift magyarischer Abstammung den Bedürfnissen und Wünschen der Zeit entgegenkam.

Ueberhaupt wäre es interessant, zu untersuchen, welche Rolle das Landschaftliche oder vielmehr das Hineinlegen des Gemüths in die Natur als ein Symbol unsrer inneren Zustände in der Entwicklung der Poesie spielt. Wie wenig dieser Sinn bei den Alten erschlossen war, ist mehrfach erwähnt worden; es genüge hier, damit wir aus der jüngsten Entwicklung der deutschen Dichtung nur Eines hervorheben, an Schiller zu erinnern, der mit derselben Energie, mit welcher unsere heutigen Dichter die Natur durchdringen, die Geschichte durchdrang und aus der Geschichte menschlicher Zustände den Bilderschmuck und die compactere Fülle nahm, deren seine reflectirende Lyrik bedurfte, — und wie, während die breiten Lehrgedichte geschwätziger Naturbeschreiber, denen die Natur eben nur ein Aeußerliches blieb, allgemach verklangen, schon damals Göthe sein unvergleichliches Mondlied dichtete: „Füllest wieder Berg und Thal still mit Nebelglanz!" Erst unserer neuesten Zeit war es aufbehalten, die Natur vollständig durchdringend, sie selbst in den Geist aufzunehmen und solchergestalt in die Poesie einzuführen. Von diesem Gesichtspunkt aus darf man Lenau's Vertiefung

in die umgebende Natur eine hohe und in gewissem Sinne universale Bedeutung nicht versagen. —

Wenn es nun hienach gelungen ist, zwei vorzügliche Richtungen der Lenau'schen Poesie, die politische nämlich oder liberale und jene andere, die wir mit kurzem, wenn auch falschem Namen als die landschaftliche bezeichnen wollen, aus der Anlage seiner magyarischen Natur abzuleiten: so scheint es schwierig, eben daher ein drittes Element zu erklären, das mit merklichem Uebergewicht in Lenau hervortritt und das überhaupt in Frage zu ziehen nach den Aeußerungen unsers Dichters etwas Mißliches hat und fast Gehässiges. Wir meinen jene Melancholie, jenes Versunkensein in Schmerz und Trauer, jene Klage, die sich oftmals zu lautem Jammer steigert und die schon oberflächliche Beurtheiler als etwas Wesentliches der Lenau'schen Poesie erkannt, durch das er allerdings bei einer gewissen Stimmung oder Verstimmung unsrer Zeit mag Anklang gefunden haben.

Denn in die thränenreiche Willkür des Gefühls hatten ja die Romantiker sich gerettet, und Heine, welcher nöthig war, um die Richtigkeit dieses Princips an sich selbst darzuthun, hatte in nothwendiger Consequenz den Schmerz zum Witz gemacht. Das Publikum war daher bereits gewöhnt an diese jammervollen Verstimmungen; ja hatten selbst ältere Männer (wir denken dabei an den wei-

chen, weibischen Gentz, den Zögling des Romanticismus) sich durch die freche Energie der Heine'schen Art betäuben lassen, so war sie auf's Höchste willkommen der schwankenden Unklarheit der heranwachsenden Jugend, wie es denn auf lange hinaus das Loos unsrer jungen Leute sein wird, eine Zeit lang Heinisch zu denken und zu fühlen. — In Lenau sind es allerdings keine Wiederklänge Heine'scher Frivolität, die uns verletzen, und wir sind durchaus geneigt, ihm zuzugestehen, was er in schönen und würdigen Worten von dem Kritiker fordert:

Wenn gegen falschen Schmerz Du Dich ereiferst
Und Thränenkünstelei, so hast Du Recht.
Doch hast Du was von einem Henkersknecht,
Wenn Du mit Spott den wahren Schmerz begeiferst.

Verfolge rüstig, wo Du kannst, die Lügen,
Die Wahrheit ehre; ist Dir wohl zu Muth,
So sollst Du zügeln Dein vergnügtes Blut,
Und zur Gesundheit nicht die Roheit fügen.

Auch Freuden giebt es, die nur Freuden scheinen,
Und mehr vielleicht, als Schmerzen, die nicht wahr;
Wem Lust blüht, lache; traure, wem sie bar,
Und ist's ein Dichter, mag sein Lied auch weinen.

(Neuere Ged. S. 310.)

An die Wirklichkeit seiner schmerzlichen und trüben Stimmungen also glauben wir; woran wir aber nicht glauben, das ist, daß die Poesie wie eines jener Klageweiber sei, die mit zerrauftem Haar, die Brüste schlagend, ihr lautes Wehgeschrei als einen Schmuck feier-

licher Bestattungen darbringen. Aller Schmerz, meinen wir, ist nur ein Vereinzeltes, Vergängliches; die Macht der Poesie aber ist es, daß sie durch dies Vergängliche der Trauer das heitre und ewig wandellose Licht des Allgemeinen, das ist Gottes, hindurchscheinen läßt. Nur dieser verklärte, dieser schöne Schmerz, welcher durch Thränen lächelt, hat poetische Geltung. Wie möchten wir uns anders auch geneigt fühlen, die Thränen des Dichters mitzuweinen und unser Selbst zu schmerzlicher Erschütterung ihm hinzugeben, wenn es bei diesen Thränen, diesem Schmerz, dieser vergänglichen Trübung sein Bewenden haben sollte!

Lenau hat lange zu kämpfen gehabt, ehe er über diese abstracte Vergänglichkeit hinausgekommen:

Horch' ich hinab in meines Busens Tiefen,
„Vergänglichkeit!" klagt's hier auch meinem Ohr,
Wo längst der Kindheit Freudenkläng' entschliefen,
Der Liebe Zauberlied sich still verlor;
Wo bald in jenen Seufzer bang
Hinstirbt der letzte frohe Klang.

(Ged. 2. Aufl. S. 217.)

Vergänglichkeit! wie rauschen deine Wellen
Durch's weite Labyrinth des Lebens fort!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
Dir baut kein Damm entgegen sich, kein Hort!
— — — — — — —
Es braus't in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!

(Ged. 1. Aufl. S. 169.)

Darum erscheint ihm das Leben auch als ein Eitles und Nichtiges, welches von sich zu werfen wohl ein wünschenswerthes Loos:

Eitles Trachten, eitles Ringen
Frißt dein Bischen Leben auf,
Bis die Abendglocken klingen,
Still dann steht der tolle Lauf.
(Ged. S. 20.)

Ist's nicht eitel und vergebens,
Lieben Freunde, saget an!
Durch den Wüstensand des Lebens
Sich zu wühlen eine Bahn?

Streut auch unser Fuß im Staube
Spuren aus von seinem Lauf,
Gleich, wie Geier nach dem Raube,
Kommt ein Sturm und frißt sie auf. (S. 47.)

In dieser Mißstimmung, doppelt gefährlich, weil sie sich nirgend bis zur Energie eines Widerstandes, und wär' es der eitle Widerstand der Verzweiflung, ermuthigt, verschmäht er denn auch die Hoffnung, die den bedrängten Dichter aus dem Trüben und Mißlichen des Augenblicks in eine hellere Zukunft verweisen will:

Hoffnung! laß allein mich wallen,
Gaukle nicht um meine Bahn!
Deine Sterne sind gefallen,
Und mich täuscht kein holder Wahn! — —

All' dein Wort ist Windesfächeln;
Hoffnung! dann nur trau' ich dir,
Weisest du mit Trosteslächeln
Mir des Todes Nachtrevier! (S. 125. 127.)

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
Verbuhlte mir den Augenblick,
Bestahl mit frecher Lügenstirne
Mein junges Leben um sein Glück.

Nun ist's vorüber; in den Tagen,
Als ihr Betrug in's Herz mir schnitt,
Hab' ich das süße Kind erschlagen,
Und mit dem Leben bin ich quitt.

(S. 80.)

Selbst die allgemeinste Hoffnung auf ein gerechtes und versöhnendes Jenseit, in dessen sehnsüchtige Erwartung der „Todesmüde" (S. 157.), meinten wir, sich um so williger retten wird, je weniger er hier bereits die endliche Versöhnung allen Zwiespaltes finden konnte, bietet ihm keinen Boden, in welchem er mit fröhlichem Muthe wurzeln mag:

Mir gilt es gleich,
Ob Leben — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenseits auch ein mildes Licht,
So fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt,
Mit seinem Zorne niederschlägt. — —
So lang dies Herz auf Erden schlug,
Hab' ich erlebt genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verschwinden,
Ein Loos der Sehnsucht werth zu finden. — —
Doch ist es anders mir beschlossen,
Wird drüben neu mein Leben sprossen:
Werd' ich gelassen, ohne Zagen
Auch meine Ewigkeit ertragen.

(S. 170. 171.)

So kann es denn auch nicht fehlen, daß unser Dichter endlich in jenen melancholischen Eigensinn, jene fatalistische Caprice unsrer Weltschmerzdichter hineingeräth, welche von vorn herein Schmerz und Qual als ein ihnen zustehendes Recht und Eigenthum mit eitler Absichtlichkeit für sich in Anspruch nehmen:

Du geleitest mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie! (S. 106.)

Herein, herein, du finsterer Geselle!
Du bist in meiner Brust kein neuer Gast,
Ich öffne dir die trümmervolle Zelle,
In welcher dein Geschlecht schon oft gerast.
(S. 84; vergl. 172.)

Deine Braut heißt Qual — den Segen
Spricht das Unglück über Euch! (S. 50.)

Aber wie hier der Dichter sein Element, das Schöne, verlassen hat, so verläßt, in gerechter Vergeltung, auch ihn sogleich jenes instinctartige Gefühl des Schönen, das dem Dichter eigen ist, und selbst sein Ausdruck, sonst edel und rein, sinkt hier bald in leere Phrasen,

(Am Strand des Lebens irr' ich, starre düster
In's Todesmeer, umhüllt von Nebelflor,
Und immer wird der Strand des Lebens wüster,
Und höher schlägt die Fluth an ihm empor.
u. s. w. S. 78.)

bald zu widerwärtigen Bildern herab. (S. 92. 102. 110 112. 134.)

Auch dem unbefangensten Leser muß hier die Frage aufstoßen, was den Dichter zu diesen endlosen Klagen berechtigt und was Ungeheures Welt und Leben gegen ihn verbrochen. Sogar diesem wird es auffällig sein, daß aus den Lenau'schen Liedern selbst sich nichts nachweisen läßt, was man wie eine Berechtigung dieser trübsten Lebensansicht deuten dürfte. Der Tod eines Freundes, die Untreue einer Geliebten, Dinge überdies, an die sämmtliche Lyriker, von Urzeiten her, uns gewöhnt haben, werden wohl erwähnt; doch nicht einmal der Dichter selbst stellt sie als die Quelle dar, welcher seine Thränen entfließen.

Vielmehr ,es ist eine allgemeine abstracte Verstimmung, ein Schmerz, der keinen anderen Grund, keine andere Quelle zu haben scheint, als sich selbst; es ist ein tiefes, unheilbares Gefühl von der allgemeinen Vergänglichkeit aller Dinge, eine (möchten wir sagen) angeborene, prädestinirte Scharfsichtigkeit für die unvermeidlichen und allgemeinen Unvollkommenheiten der Erde, ein ewiges Bewußtsein des nahen, des unentrinnbaren Todes, der, während das Roß mit gierigem Maule noch die letzten Halme aufrafft, schon, ein unerbittlicher Reiter, dem Widerstrebenden die Sporen in die Flanke drückt! (S. 111.)

Aber zugegeben, daß es einen Standpunkt giebt, von dem aus die Erde sich in der That nur wie ein

Jammerthal ansieht, daß Stimmungen vorkommen, in denen uns aus allen Blumen, allen Blüthen nur schlecht verhüllte Gräber entgegenlauschen, ja wo der Himmel selbst, der lächelnde, blaue, uns nur ein allgemeines, weites Grabtuch dünkt: ist dieser Standpunkt deshalb auch künstlerisch berechtigt? sind diese Stimmungen wahrhaft poetisch? Ist es überhaupt die Aufgabe der Poesie, das ewig klagende, das Leichenhuhn der Welt zu machen? Und welchen Antheil wird ein Dichter verdienen, der, statt die Welt mit der Gewißheit des Göttlichen siegreich zu verklären, vielmehr, so weit sein Blick reicht, überall nur die finstern Schatten einer in sich trost- und haltungslosen Weltanschauung, recht eigentlich die Schatten des Todes, um sich verbreitet?!

Und zumal in diesen unsern Zeiten, wo die Poesie der jungen Dichter, wie die Sangfähigkeit gewisser Vögel, sich regelmäßig mit einer Art von Krankheit, gewissermaßen einem geistigen Pips entwickelt, in diesen Zeiten der Zerrissenheit, des Weltschmerzes, der allgemeinen Verstimmung: wird selbst die künstlerische Schönheit, die Harmonie der Form, welche Lenau diesen seinen Klagen mitunter zu geben weiß, uns versöhnen dürfen mit ihrem düstern, in sich unharmonischen Inhalt? Ja werden wir nicht umgekehrt vielmehr mit dem Dichter zu rechten haben, der solch glückliches Talent, solch reiches

natürliches Vermögen an so unglücklich unfruchtbare Stoffe verschwendet?

Aber doch vielleicht giebt es eine Erklärung, welche dies an sich so unerfreuliche Phänomen nicht zwar entschuldigt: auf Entschuldigungen, gütliche Auslegungen, Bemäntelungen hat die Kritik sich nirgend einzulassen, eine Sache, die nur durch diese Mittel zu retten stände, wäre verloren durch sich selbst: nein, eine Erklärung meinen wir, welche diese Erscheinung sogar rechtfertigt, indem sie dieselbe als ein nothwendiges Product gewisser geschichtlicher Factoren, ein unvermeidliches, natürliches Ergebniß bestimmter thatsächlicher Ereignisse nachweist — eine Erklärung, mit Einem Worte, die wir dem Dichter nicht nach Belieben zugestehen oder verweigern dürfen, nein: die er, als sein Recht, sogar verlangen darf.

Erinnern wir uns zu diesem Ende an dasjenige, was im Eingang dieses Aufsatzes über die geheime Bedrängniß, das Mißbehagen, die Verstimmung gesagt wurde, in welche der Magyare im Allgemeinen dem deutschen Elemente gegenüber geräth: eine Verstimmung, die sich aus den Verhältnissen eines ursprünglichen, eines Naturvolkes, im Gegensatz zu den complicirten Zuständen reich entwickelter Culturvölker, sehr leicht begreifen läßt.

Was nun dort im Großen einer ganzen Nation, das ist hier dem Einzelnen widerfahren: Lenau, mit der

Ursprünglichkeit, der Wahrheit und Tiefe seiner Empfindungen, mit seinem angeborenen Freiheitsinn, mit dieser ganzen stolzen Ritterlichkeit des Charakters — wie wäre es ihm möglich, ja wie wäre es ihm nur erlaubt — erlaubt vor ihm selbst! sich glücklich, wohl, friedfertig zu fühlen in unsrer cultivirten Welt, der Welt des Scheines, der Lüge, der Verstellung! Diese Bilder seiner Heimath, die seine Brust durchziehen, dies Rauschen der Wälder' dieser Duft der Steppen, diese wildklagenden Lieder der Zigeuner — wie könnten sie sich ohne Kampf, in Frieden zugesellen diesen so ganz andern, so ganz fremdartigen, vielfarbigen, blendenden Eindrücken des modernen Lebens!

Und doch weiß der Dichter selbst, daß es im Grunde doch dieses Leben ist, welches Recht behält! Doch fühlt er selbst, daß die großen Fragen, deren Lösung seine Seele ungeduldig entgegenlechzt, die Fragen der Freiheit, der Bildung, der Menschenwohlfahrt, niemals gelöst — ja nicht einmal aufgeworfen, nicht einmal gedacht können sie werden auf seinem heimathlichen Boden! Doch fühlt er selbst, daß die Romantik des Naturlebens, wie süß, wie bezaubernd sie auch sei, dennoch die Grenze der Menschheit nicht ist, nicht sein darf! Doch ahnt er, in schmerzlich bewegtem, qualzerissenem Herzen selbst, daß nur aus dem Strudel dieser widerspruchsvollen, zerrisse-

nen, gährenden modernen Welt, nur aus diesen Kämpfen, Widersprüchen, Räthseln des modernen Bewußtseins die wahre Perle der Bildung, der wahre Preis des Lebens errungen werden kann!

Dies, wenn wir nicht irren, die Quelle jener allgemeinen, anscheinend so grundlosen Verstimmung, dies der Einschlag, der geschichtliche, thatsächliche, zu jenem finstern, mißfarbigen Schleier, der das Auge der Lenau'schen Muse umflort: die Sehnsucht nach einer Ursprünglichkeit, die er doch selbst nicht mehr als berechtigt anerkennen kann, die Scheu vor einer Bildung, der er doch zugestehen muß, der wahre Herr der Welt zu sein.

Wohlan denn: so gilt es die Wahl! es gilt den Kampf! es gilt die tapfre, männliche Entscheidung!

Aber ehe er noch diesen Kampf eingeht, macht der Dichter noch einen letzten Versuch, den beiden Parteien, die sich um ihn streiten, die gleichsam ringen um seine Seele, sich überhaupt zu entziehen und für neue, naive Bestrebungen einen neuen, naiven Boden zu gewinnen: er kehrt der alten Welt und ihren Kämpfen den Rücken, er wandert aus nach Amerika — nicht dem Amerika der Riesenstädte, der Eisenbahnen, Dampfschiffe, Banken, Bankerotte: nein! in das rohe, uncultivirte, in die Einsamkeit des Urwalds flüchtet, an diesen offnen, nackten Busen der Natur wirft er sich, er will nicht mehr ge-

nießen, nicht mehr kämpfen — bloß noch ruhen, bloß noch vergessen!

Vergebliches Bemühen! — Wer einmal von dem Apfel der Erkenntniß gekostet, der muß ihn, wie sauer er ihm schmecke, verzehren und verdauen — oder daran sterben; wer der Helena unsrer Tage, der Bildung, der Erkenntniß, einmal ins Auge gesehen, der muß sie erringen oder das Leben lassen für sie: fliehen kann er nicht mehr! — Kaum daß der Kiel, von Europa gewandt, die ersten Wogen durchfurcht, da schon fühlt das Herz des Dichters sich von Sehnsucht bewältigt: klagende Lieder fliegen rückwärts an den kaum verlassenen Strand, ja die Rückkehr ist beschlossen, ehe noch die Hinfahrt vollendet ist.

Er kehrt zurück: mit geringer Ausbeute an poetischen Erzeugnissen, geringer sogar, als man sie von einem solchen Dichter unter solchen Umgebungen, in solchen Lagen erwarten möchte; die wenigen Schilderungen amerikanischer Waldeinsamkeit, welche die Neuen Gedichte enthalten, wie reflectirt, wie blaß, wie kränklich sind sie gegen jene anmuthvolle Wahrheit der Schilderung, jene Frische der Farben, jene Fülle des Lebens, welche uns an den „Haidebildern" entzückte!

Aber dennoch ist die Ausbeute eine glückliche, der Gewinn ein großer: bringt er nicht Lieder und Gesänge, poetische Skizzen und Entwürfe mit, so doch die Ueber=

zeugung, daß der Friede, den er sucht, in keinem Amerika, keinem Urwald, keiner einsamen Blockhütte zu finden — ja daß er überhaupt nicht anders zu finden, als allein im Kampf und daß jene Insel der Seligen, nach der er trachtet, jene göttlich ruhige Atlantis der Dichtung und der Kunst von Niemand betreten wird, es sei denn allein von dem, — der sie erobert!

Die Kämpfe des Soldaten sind gewonnene und verlorene Schlachten, eroberte Städte, verheerte Länder; die Kämpfe des Denkers umgestürzte Systeme, zersprengte Kategorieen, umgewälzte Begriffe: der Künstler allein, indem er kämpft, schafft er zugleich; Dichtungen, Kunstwerke bezeichnen das Schlachtfeld seiner Gedanken, die Wahlstatt seiner Empfindungen.

So auch Lenau, diese ächteste Dichternatur, hat den schweren Kampf seines Innern, das qualvolle Ringen seines Geistes durch drei große Dichtungen bezeichnet: Dichtungen, welche, was immer im Einzelnen an ihnen auszusetzen sei, doch schon darum der aufmerksamsten Betrachtung würdig sind, weil sie mit außerordentlicher Klarheit die Stufen bezeichnen, welche seine Entwicklung allmälig eingenommen. Wie ein siegreicher Feldherr auf jedes eroberte Schloß, jede bezwungene Stadt seine Fahne pflanzt, so jedes eroberte geistige Terrain hat Lenau mit dem Ban-

ner seiner Dichtungen bezeichnet: Faust, Savonarola, die Albingenser.

Betrachten wir zuerst den Faust. Es war das erste größere Werk, mit welchem Lenau vor das Publikum trat, zugleich das erste, das er nach seiner Heimkehr veröffentlichte: Veranlassung genug, ihm von vorn herein die freundlichste Aufnahme von Seiten des Publikums zu sichern.

Und außerdem auch die Zeit, in welcher es erschien, war dem Gedichte günstig. Erinnern wir uns nur, wie eben damals (1836), angeregt zunächst durch den vor Kurzem erschienenen zweiten Theil des Götheschen Faust und dessen wunderliche Räthselhaftigkeit, die Durchgrübelung der Faustsage im Schwange war, wie ein Commentar den andern ablöste, und wie es einige Zeit hindurch schien, als wolle die ganze Welt sich einzig in den Faust versenken, als sei Faust das geheimnißvolle Zauberwort, dessen Lösung die Aufgabe und zugleich das Ziel aller Kunst und aller Weisheit.

Nichts desto weniger wagen wir zu behaupten, (was übrigens auch das rasche Verklingen dieses noch vor Kurzem so lauten und lebhaften Interesses bestätigt hat), daß die Sage vom Faust vor dem jetzigen Bewußtsein nicht mehr Stand halten, noch einen Träger für dasselbe abgeben kann. Zurückdeutend auf eine Zeit, wo das Prin=

cip der modernen Entwicklung, der Protestantismus, sich noch die erste schüchterne Anerkennung erringen mußte, und wo, angemessen dem Priesterzwange, unter welchem das Denken damals gefesselt lag, dieses selbst noch als ein Auflehnen gegen die Autorität des Glaubens gehalten und somit die kostbare Frucht der Erkenntniß als der Apfel der Sünde mit scheelen Blicken verdächtigt ward, ist diese Sage heut, wo wir den frühern Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen überwunden und das Denken, die Erkenntniß als die höchste Befriedigung allen menschlichen Strebens verehren gelernt haben, für dies großartig erweiterte Bewußtsein nicht mehr ausreichend. Ein Faust der Gegenwart müßte durch die Erkenntniß, die er durch den Teufel erlangt, Herr des Teufels werden; nicht die erbarmende Gnade des Himmels, noch gar die brutale Lüsternheit Mephisto's oder die Dummheit einiger Dick- oder Dünnteufel, sondern die Gewalt der Erkenntniß, in welche er gekommen, müßte ihn unmittelbar erlösen, kurzum: nicht Faust, sondern der Teufel wäre es, der die tragische Rolle des Stücks zu spielen hätte. —

Allein wie bedenklich die Wahl dieses Stoffes hienach auch war und wie wenig im Grunde, mit Hinblick auf die Menge verfehlter Nachahmungen, Fortsetzungen, Erweiterungen, welche das Göthesche Gedicht erfahren, von diesem neuen Faust ein irgend bedeutenderes Resultat

zu erwarten stand: so gerechtfertigt dennoch, so treffend, so nothwendig war diese Wahl, wenn wir uns in Lenau's eigene Person versetzen. War doch er selbst eine Art moderner Faust, ringend, gleich Jenem, zwischen alter und neuer Zeit, zwischen Natur und Bildung, Glauben und Erkennen!

Aber bekanntlich ist die unmittelbare Epoche der Leidenschaft selbst nicht diejenige, wo der Dichter diese Leidenschaft zugleich künstlerisch verklären kann; erst wenn die Wogen sich besänftigt, aus ruhigem Meer, erhebt sich die lächelnde, die Göttin der Schönheit. Und wenn ja noch in der Lyrik der unmittelbare Schrei der Leidenschaft, das unmittelbare Aufstöhnen des empörten Herzens uns sympathetisch bewegt, so dagegen wird zu größeren poetischen Schöpfungen, zum Epos oder Drama, nothwendig die breite Grundlage einer bereits abgeklärten, in sich selbst bereits zum Abschluß gelangten, befriedigten Stimmung verlangt. Lenau selbst war noch zu sehr Faust, als daß er einen Faust hätte dichten können; die subjective Wahrheit, welche der Stoff für ihn hatte, hielt ihn von der objectiven zurück. Daher in dem Lenau'schen Faust ein durchgängiger Mangel an Plastik, an sinnlicher Darstellung, an eigentlicher Handlung; die Motive bleiben alle innerlich, es ist Alles bloße Reflexion, bloße Rhetorik, selbst die äußere Form des Gedichtes, auf un=

erquickliche Weise zwischen Epos und Drama schwankend, bezeichnet in ihrer Halbheit und Unentschiedenheit den in sich selbst halben, unentschiedenen Standpunkt des Dichters.

Und was das Schlimmste von Allem: weil der Dichter selbst in sich noch keine Lösung gefunden, so vermochte er auch seinem Kunstwerk keine Lösung zu geben. Wir wollen wahrlich die Art und Weise, wie Göthe (im zweiten Theil) den Knoten zerhauen, nicht billigen: es ist ein Pfiff, ein Kunststückchen, mehr eine Altersschwäche des Dichters, als (was sie sein soll) ein Beweis von der Schwäche des Teufels, das heißt des bösen Princips, das, als solches, immer nur sich selbst vernichten und verderben muß. Auch haben wir bereits im Obigen angedeutet, wie, nach unserm Dafürhalten, dieser Mythus, soll er einmal auf modernen Boden verpflanzt werden, aufgelöst und zu Ende geführt werden müßte. Bei alledem indessen erscheint uns der Göthe'sche Schluß, wie unwahr, ja kindisch er übrigens auch sei, doch als ein wahres Meisterstück, verglichen mit der crassen, unkünstlerischen Herbigkeit, dem jähen, widerlichen Mißklang, mit welchem das Lenau'sche Stück zu Ende geht. Nach unsrer Ansicht ist es Faust selbst, der sich retten muß: Göthe (scheint uns) trifft das Richtige doch wenigstens insoweit, als Faust bei ihm doch zum Mindesten nicht untergeht: er läßt ihn retten — allerdings auf

eine sehr skurrile, sehr seltsame Weise: aber genug, er wird gerettet. Bei Lenau dagegen ist es vielmehr Mephistopheles, welcher triumphirt; Faust, wie er endlich (wennschon ohne Uebergang und ohne Begründung) Gott in sich, sich in Gott erkennt, ihm inniglich verbunden, in ihm waltend, lebend, seiend: so erhält er durch diese Erkenntniß nicht allein nicht (wie es allerdings geschehen sollte) die Obmacht über das böse Princip — im Gegentheil: diese Erkenntniß selbst, statt ihn zu befriedigen und zu retten, erscheint ihm wiederum nur als etwas Fragliches, Nichtiges, als der wirre Traum eines fieberkranken Hirnes, in welchem er die Wurzel seines Wesens, sich selber aufgiebt:

Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz,
Und träume mir das Messer in das Herz.
(S. 196.)

Mephistopheles aber bekommt als Schlußredner das Recht, Faust's Seele für sich zu reclamiren:

Nicht Du und ich und unsere Verkettung,
Nur Deine Flucht ist Traum und Deine Rettung! — —
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da Du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt und Gott in Eins zusammenschweißen.
Da bist Du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich Dich und halte Dich umschlungen!
(S. 196. 197.)

Ist es demnach der Standpunkt des absoluten Zweifels, der Skepsis als solcher, auf welcher wir den Dichter im „Faust“ antreffen, so dagegen in dem nächstfolgenden Gedicht, dem „Savonarola,“ hat er allerdings bereits einen Schritt weiter in der Entwicklung gethan — weiter, sagen wir mit Absicht, da vorwärts kaum passen würde. Im Faust war die Wahl noch völlig unentschieden, sogar daß sie überhaupt gestellt, daß die Frage nach Erkenntniß überhaupt aufgeworfen wurde, schon dies galt als ein Unrecht, ein unerlaubter, sündiger Trieb, an den der Teufel, als an seine Lockspeise, sich begierig anklammern mochte. Im „Savonarola“ ist die Wahl vollzogen: der Dichter, statt vor den Fragen der Bildung scheu zurückzutreten, hat sich vielmehr auf sie eingelassen, er hat sich bekannt gemacht inzwischen mit der eigentlichen, treibenden Macht der neuen Zeit, mit der vorzüglichsten Waffe des gegenwärtigen deutschen Geistes: der Philosophie.

Können wir zweifeln, was der erste Eindruck dieser Bekanntschaft gewesen sein wird? Verdeutlichen wir uns nur die Lage der Dinge! Ein naturfrischer, ursprünglicher, freiheitsstolzer Geist, unter dem Zwange mit einem Mal des Systems, in den Fesseln der Kategorieen, unter dem eisernen Gewicht logischer Nothwendigkeit — ein Dichterherz, warmfühlend, voll Illusionen und zarter,

kindlicher Gewöhnungen, bloßgelegt auf einmal auf dem Secirtisch der philosophischen Forschung, preisgegeben dem unerbittlichen Messer der Kritik, zerrieben gleichsam und zerfetzt zwischen dem gewaltigen Umschwung des Begriffs —: wie wäre es anders möglich gewesen, als daß dieser zartbesaitete, empfindliche Geist sich scheu in sich selbst zurückzog, dieses weiche, fühlende Herz sich verwundet, unwillig verschloß! — Die Opposition, in welcher Lenau sich im Savonarola gegen die moderne Philosophie, die Kritik, die Aufklärung befindet (denn dies eigentlich bildet den Kern und Inhalt des Gedichtes, die Geschichte Savonarola's selbst ist nicht viel mehr als ein Deckmantel, eine Einfassung für die antiphilosophischen Invectiven des Poeten), wie unzulänglich und unberechtigt dieselbe in der That auch sei, so natürlich und erklärlich dennoch ist sie für den eigenen Bildungsgang des Dichters. Der Poet sollte und wollte Philosoph werden: aber sein poetisches Herz sträubt sich gegen die Herbigkeit des Systems, mit Wehmuth, mehr noch: mit Entsetzen sieht er, wie die kalte, eiserne Hand logischer Nothwendigkeit ihm eine Illusion nach der andern, einen Glauben um den andern löscht — nimmermehr! Eine schlaffere, verlebtere Natur hätte sich begnügt, den entschwundenen geliebten Träumen sehnsüchtige Seufzer, melancholische Klagen nachzusenden: Lenau dagegen ergrimmt, der Zorn

des Natursohns wird wach! Diese Systeme, die ihn fesseln wollen, was sind sie? Lügen! Diese Begriffe, die seine Illusionen löschen wollen, was bedeuten sie? Erfindungen frecher, schamloser Menschen, die durch derartige Phantasmagorieen die Oede ihrer eignen Brust zu verdecken streben, die zu bekämpfen ein Verdienst, ja eine Freude ist!

Einst werden sagen spätre Thoren:
Wenn sein Bewußtsein Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrausch verloren, —
Sich auf sich selbst zurückbesinnt,

Wenn die Idee sich findet wieder:
Das ist der Mensch, soweit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menschen sich lebendig senkt.

(S. 72.)

Diese barocke Anwendung, die Lenau von der historisch bekannten Prophetie des Savonarola gemacht hat, charakterisirt die Art und Weise seiner Polemik, zugleich die Weise, in welcher in diesem Gedichte die Geschichte ihm hat dienstbar werden müssen, und mit der er sich wohl fühlt in der asketischen Seite, dem herben, wortreichen Predigertone seines Helden. Ja so weit reißt dieser Eifer ihn hin, daß er sogar die Grundlage seines Wesens, die Wurzel seines natürlichen wie sittlichen Daseins, die Freiheit, wenn nicht läugnet, so doch wenigstens in Zweifel zieht und bekrittelt:

Freiheit ist nicht die höchste Gabe,
Die hier der Mensch zum Heil bedarf,
Doch trägt ihm all' sein Glück zu Grabe,
Wer ihm die Freiheit niederwarf.

(S. 94.)

Daß unter diesen Umständen der poetische Werth des Gedichtes kein bedeutender, namhafter sein konnte, liegt auf der Hand. Zwar fehlen auch in dem „Savonarola," namentlich in der ersten Hälfte, wo Savonarola's Jugend und erste Entwicklung geschildert wird, einzelne ergreifende Schilderungen, der umgebenden Natur sowohl wie namentlich innerer, gemüthlicher Zustände, keineswegs. Dennoch über dem Ganzen ruht ein gewisser schwerer, trüber Hauch, eine gewisse — das Wort muß heraus: Langweiligkeit, die keine rechte Theilnahme aufkommen läßt und selbst die gelungneren Stellen um ihre Wirkung bringt. Die Form, im Faust noch zerrissen und in Widerspruch mit sich selbst, ist hier allerdings streng geschlossen: aber leider auch einförmig, eintönig! Jener musikalische Takt, welcher Lenau sonst so eigenthümlich ist, scheint ihn hier völlig verlassen zu haben; das übel gewählte Metrum, viel zu eng, zu knapp, zu ärmlich gleichsam für den Reichthum epischer Darstellung, in ermüdender Monotonie, militärisch, in kurzem Schritt, aber desto längerer Reihe dahinziehend, macht das Monotone, Düstre, Karge des Inhalts nur um so empfindlicher.

Sogar die Sprache selbst, auf der einen Seite durch gehäufte Künsteleien, Vergleiche, Bilder schwerfällig und geschroben, sinkt andrerseits in zahlreichen Stellen völlig zur nackten, platten Prosa herab, bis zu Trivialitäten, wie z. B. folgende, die man bei dem Dichter der „nächtlichen Fahrt," der „Werbung," des „Faust" 2c. wohl schwerlich vermuthet hätte:

„Savonarola ist gefährlich
Der Papst- und Mediceer-Macht,
Weil er das Licht der Wahrheit ehrlich
Der Sünde streckt in ihre Nacht."

„Des Papstes Commissarien künden
Den beiden Brüdern hier zusammt,
Daß wegen ihrer schwarzen Sünden
Der Papst als Ketzer sie verdammt."

(S. 252.)

Das ist nicht mehr epischer, ist nur Chronikenstyl; das ist nicht mehr gedichtet, nur gereimt. —

Und so war denn auch der Eindruck, den das Gedicht beim Publikum hervorbrachte, kein günstiger. Die Kritik verhielt sich spröde, wenn nicht feindlich; herbe Beschuldigungen, Beschuldigungen der Mystik, des Pietismus, des Abfalls von der Freiheit wurden laut; unverständige Freunde, durch übertriebene, übel angebrachte Lobeserhebungen, noch mehr durch den zudringlichen Eifer, mit welchem sie, als Partei, Lenau als den Ih-

rigen reclamirten, gossen Oel in das Feuer; das Publikum selbst, die naive Menge der Leser, wurde stutzig und fragte sich verwundert, ob dieser Dichter des Savonarola, dieser ingrimmig redselige Ascet, dieser herbe, schwarzgallige Eiferer wirklich derselbe, der es ehedem durch seine Polenlieder, seine Haidebilder entzückt.

Es ist eine schöne Bethätigung seines innersten poeschen Berufes, zugleich eine großartige, erhabene Lehre für alle Mit- und Nachstrebenden, daß Lenau sich durch all dieses Hin- und Widerreden, diese falschen Feinde, falscheren Freunde weder entmuthigen noch verwirren ließ. Er ging seine Bahn vorwärts, wie ein Dichter: dichtend; statt sich in den Streit der Koterien, das Gewühl des Tages zu verlieren, arbeitete er, in edler, stolzer Einsamkeit, weiter an dem Werke seiner inneren Entwicklung und Läuterung.

Poesie und Freiheit sind Eines. Ein Poet kann abfallen von der Freiheit, ja: aber nur indem er zugleich abfällt von der Kunst; der Winter hat keine Nachtigallen, die Unfreiheit keine Dichter.

Auch für Lenau war der halbe, unfreie Standpunkt des Savonarola nur ein Durchgang, eine Krisis gewesen, deren Entstehung und sogar Nothwendigkeit wir im Obigen hinlänglich auseinandergesetzt zu haben meinen. Auf demselben für die Dauer verharren, sich völlig ein-

leben in die dumpfen, lichtlosen Regionen der Mystik, den augenblicklichen Zorn gegen die Mächte der Gegenwart, die Philosophie, die Bildung, die Freiheit zum dauernden Haß ausbilden — wie hätte er es gekonnt, da er ein Dichter war! —

Vier Jahre vergingen, während deren Lenau's Muse verstummt zu sein schien: Jahre ohne Zweifel des Kampfes, des Ringens, der Schmerzen, aber auch Jahre ernster Prüfung, redlicher Arbeit, glücklicher Sammlung. Endlich (1842), von dem Publikum, das sich seiner alten Liebe noch lange nicht entwöhnt hatte, mit Ungeduld erwartet, erschien das lang verheißene, vielfach ersehnte Werk: die Albigenser — ein glänzender Widerruf des Savonarola, ein voll hinströmender, jubelnder Siegsgesang der Freiheit!

Auf dem öden Gebiet der Theorie, in den Irrgängen abstracter Speculationen hatte es dem Dichter begegnen können, sich selber zu verlieren und irre zu werden an dem Stern, an dem er bisher so inbrünstig gehangen, ja der ihm wiederstrahlte im eignen Busen: er tritt heraus auf das Gebiet der Geschichte, in die Welt der Thatsachen: und siehe da, das Auge, das eben noch blinzelte, in ungewisser Dämmerung — frei und weit jetzt öffnet es sich dem willkommnen, dem Lichte des Tages! Die er verkannt hatte, so lange sie ihm entgegen-

getreten waren als philosophische Kategorieen, in der strengen, wesenlosen Form gelehrter Abstractionen — wie fliegt sein Herz ihnen jetzt entgegen, wie innig versteht, wie glühend liebt er sie, da sie sich ihm darstellen auf der bewegten Bühne der Geschichte, als erfüllte, historische Gestalten, die ewigen, die Begriffe der Freiheit, der Aufklärung, der modernen Bildung! — Es ist auch hier wieder die tapfre ursprüngliche magyarische Natur, welche ihren Sieg feiert: im Speculiren und Abstrahiren kann sie fehl greifen; aber gebt ihr Anschauungen, gebt ihr Beispiele — und jauchzend, von sympathetischem Zuge geführt, stürzt sie sich den rasch erkannten Freunden in die Arme! — Als hätte an dem großen Beispiel der Albigenser, dieser tapfern, glorreichen Kämpfer für die Sache der Freiheit und des Lichtes, Lenau's eigener Geist (sein Herz war gewiß alle Zeit bei ihnen gewesen) sich gestärkt und aufgerichtet, so sehen wir jetzt auf derselben Bahn der freien Forschung, die er vor Kurzem noch als einen so gefährlichen Irrweg darstellte, ihn selbst stolz aufrechten Hauptes wandeln; dieselben Loosungsworte der modernen Bildung, die er vor Kurzem noch als Sirenenrufe der Lüge und der Frechheit bezeichnete — jetzt, da sie ihm wiedertönen aus dem Munde der Albigenser, erhebt er sie zu seinem eigenen Wahlspruch; der so eben noch den Bann aussprach über die Bestrebungen der mo-

dernen Philosophie und gegen sie ankämpfte in fanatischen Controverspredigten, liefert jetzt selbst den Katechismus gleichsam, die Bekenntnißschrift dieses neuesten Bewußtseins:

Nach langem Schlafe regt sich forschend der Gedanke,
Doch trübt ihn noch und hemmt die Zeit und ihre Schranke.

Mag, was wir meinen, auch sich spalten noch und trennen,
Die freie Forschung ist's, wozu wir uns bekennen.

Wir lassen uns den Geist nicht hemmen mehr und knechten;
Es gilt, das höchste Recht auf Erden zu verfechten.

Auf! wecken wir vom Tod die heilige Geschichte,
Die erst lebendig wird im Geist und seinem Lichte;

Mit dieser Leuchte soll der Mensch den wunderbaren
Und heilig tiefen Schacht, des Heilands Herz, befahren.

Der volle Christus ist erschienen nicht auf Erden,
Sein göttlich Menschenbild muß noch vollendet werden.

Einst wird das Heil der Welt, Erlösung, sich vollbringen,
Wenn Gott und Mensch im Geist lebendig sich durchdringen.

Mag auch das Jesusbild, der Wiederschein den Sinnen
Im regen Strom der Zeit verzittern und zerrinnen,

Wenn alle Zeugnisse von Jesus auch zerschellten,
Der Gottmensch ist der Kern, das Herzlicht aller Welten.

So nehmet mich nun auf in euren Bund, ihr Freien!
Ich lasse mich von euch, sei's auch zum Tode weihen! —
(S. 83—85.)

Dieser Geist einer freien männlichen Ueberzeugung, dieser frische warme Hauch der Freiheit durchströmt und belebt

das ganze herrliche Gedicht. Freilich hat das strengere Urtheil auch an ihm noch Manches auszusetzen; freilich fehlt auch hier noch die volle, kräftige Plastik epischer Darstellung; freilich stört auch hier noch der Wechsel der Versarten, die Zersplitterung in einzelne Scenen und Situationen die strengere Haltung des eigentlichen epischen Gedichtes und zieht das ganze Werk mehr in das Genreartige, in die descriptive, didaktische Poesie herab. Aber wenn auch noch kein vollendetes Epos, keine reine ungemischte Form, wohlan, so ist es zum Wenigsten der Anfang, die Skizze eines epischen Gedichtes, so ist es zum Wenigsten eine Form, ausgestattet mit allen reichsten Mitteln der Sprache, in ihrer Ungleichheit selbst dem Zustande der gegenwärtigen Zeit entsprechend, angefüllt überdies mit ihrem edelsten, köstlichsten Inhalt!

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter.

(S. 253.)

So sehen wir den Dichter denn am Ziele angelangt, das wir, beim Beginne seiner hoffnungsreichen Fahrt, ihm wünschten und das ihn nun auf ewig sichert vor allen Irrwe=

gen und vergeblichen Wanderungen: Faust's Zweifel sind gelöst, Savonarola's Dämmerung ist gelichtet, kein Amerika mehr gebraucht es, dem Dichter eine Heimath zu gewähren: der Mann des Zweifels hat sich entwickelt zum Mann der That, die volle Sonne ist aufgegangen, er hat sich angesiedelt im Lande der Freiheit!

— — — —

Aber der Neid der Götter ist unsterblich wie sie. Tiresias, für die Gabe der Weissagung, büßte mit dem Verlust des Augenlichtes; auch das Haupt unsers Dichters, nachdem er sich gebadet in heitern, reinen Fluthen des Lichtes, umhüllen sie mit Nacht.

Hoffen wir, daß diese Krankheit, welche den theuren Dichter umfangen hält, nur eine vorübergehende sei und daß, wie sein Genius aus der geistigen, so auch sein Leib aus dieser körperlichen Krisis sich glücklich, in erhöhter Gesundheit, herausringen wird. Die Nachricht seiner Krankheit hat Unzählige betrübt: die Nachricht seiner Genesung würde ein allgemeiner Festtag für Deutschland sein, das, mitten unter dem Geräusch des Tages, in der Hitze eines so gerechten wie drängenden Kampfes, niemals doch aufhören wird, wie ein Schwert für seine Feinde, so auch ein Herz zu haben für seine Dichter. —

Und wär' es anders beschlossen und sollte diese Nacht, die ihn umhüllt, nicht weichen: es sei! so erhebe sich

über seinem Grabe wenigstens, für den auch er gerungen und gestrebt, den er verkündigt und verheißen hat, der Stern der Freiheit, die Sonne eines freien volksthümlichen Lebens! so machen wir den köstlichen Epilog seiner Albigenser zur Wahrheit und erfüllen durch Thaten jenes inhaltschwere „Und so weiter," mit welchem seine Dichtung schließt!

Es wäre dies ohne Vergleich das schönste Denkmal, das die Nation ihrem Dichter errichten könnte. — —

III.

Die Sage vom Mädelstein.

(Geschrieben 1835.)

Die Sage vom Mädelstein.

Es war ein frisch kalter Wintertag. Die Sonne glitzerte lustig durch die nackten Zweige, der Himmel war blau und hell; nur weit im Norden lagen Schneewolken aufgethürmt, weiß und blank, daß man sie kaum unterscheiden mochte von den fernen Bergspitzen, die, wie ein Riesenvolk, trotzig emporstarrten in die unbegrenzte Luft. Aus dem Thale herauf winkten goldene Kirchthurmfahnen, rothe Dächer, ehrwürdig bemooste Giebel: und der Rauch, der, in langen, geraden Säulen, bläulich emporwirbelte, schien den einsamen Wanderer gastlich hinabladen zu wollen in die sichere Umfriedung des Dörfchen, an den warmen Heerd, ehe noch die Sonne sich zum Abschied neigte.

Ueber den Kamm des Gebirges, das hier die Grenzmark zweier Länder bildet, schritt ein wunderliches Paar:

ein hoher stämmiger Mann, in der einfachen Tracht der Bergbewohner; um den Leib trug er einen schwarzen silbergestickten Gurt; wie er mitunter hart auftrat, war es, als ob es darin klapperte und klimperte, lieblichsten Klang, Silberklang! — und mit der Hand mußte er ihn stützen, so schwer war der Gurt.

Aber der Mann selbst sah keck und finster aus; um den hagern Mund schwebte ein Zug des Unmuths, und die von schlichten schwarzen Haaren fast überdeckte Stirn war wie von Groll gerunzelt.

Neben ihm ging, hastigen Schrittes, ein junges Weib. Die Eile hatte das bleiche Antlitz geröthet; Ungeduld, Erwartung, Sorge sprachen aus dem tiefschwarzen Auge, das sie mit einem unsäglichen Ausdrucke von Zärtlichkeit bald auf den Gatten neben ihr, bald sorgsam und mütterlich auf ein Kindlein heftete, das, die vollen, rothen Wangen fest anschmiegend an die Brust der Mutter, in ihren Armen lag und schlummerte. —

Lange gingen die beiden Wanderer ernst und schweigend neben einander: es war, als laste auf ihnen ein Gram, eine Bangigkeit, eine Furcht, die Beiden die Zunge fesselte.

Endlich — der Weg wandte sich hier tiefer ins Gebirg, so daß die Aussicht rückwärts dem Auge entschwand — blieb der Mann stehen, und, an einen Fels-

block gelehnt, das Haupt nachdenklich auf den hohen Wanderstab gestützt, ließ er den finstern Blick, wie prüfend, bald zurück nach jenseit schweifen, bald ostwärts in das Land vor ihm: und die gewaltige Bewegung der starken Muskeln seines Angesichtes ließ einen harten Kampf ahnen, den er innen kämpfte: bis endlich jeder andere Ausdruck einem fast hämischen Lächeln wich, mit dem er gedankenlos vor sich hinstarrte. —

Das junge Weib trat vor ihn: das Auge schien ihr feucht zu sein, mit gepreßten Lippen, zurückgehaltenem Athem lauschte sie auf die Mienen ihres Mannes. Kein Wort ward laut zwischen Beiden.

Da schlug sie das Tuch zurück, darunter der Knabe lag, und mit dem einen Arme den Nacken ihres Mannes umschlingend, reichte sie ihm mit dem andern das Kind dar, das, im Schlummer lächelnd, nichts wußte von all den großen und kleinen Sorgen, die seiner Aeltern Herz umdüsterten. Der Mann fuhr auf: wie Sonnenschein glitt es über sein Angesicht; über das Kind hingebeugt, küßt' er es sanft und ergriff rasch die Hand seines Weibes. Sie aber konnte nicht mehr schweigen.

„Wie Du nur bist, Joseph!" sprach sie flüsternd: „Gehst neben mir her, ganz stumm, siehst mich nicht an, murmelst für Dich allein und zählst an den Fingern — ist das eine Heimkehr, Joseph? Sieht man so aus, wenn

man zurückkommt in die liebe Heimath, ein rechtschaffnes Ehepaar, Geld im Sack und ein Gotts liebes Büble auf dem Arm? Wie? oder sehn wir nicht aus, als hätt uns der Landjäger über die Grenze gebracht und wüßten nicht, wo wir unser Haupt hinlegen sollen? O Joseph, das war einst so! aber anders war es doch — denn Du, Joseph, liebtest mich — Du liebst mich nicht mehr!" rief sie, und ein heißer Thränenstrom stürzte ihr aus den lieben Augen: „Das Geld hat Dir das Herz abgestoßen, hast den Mammon lieber als mich, bist ein grausam reicher Mann geworden — aber auch ein grausamer!" —

Unmuthig sprang der Mann empor. „Wohl, wohl!" rief er: „dies hab ich um Dich verdient; mir geschieht schon recht. Ich bin ja nun einmal der Thor gewesen, der um Weiberthränen seine schöne Zukunft opferte. Es ging uns gut da drüben, unser Wohlstand gedieh, ich konnte das Jahr schon abzählen, wo ich hätte Geld auf Zins geben können, jedes Jahr mehr. Und nun wie kam es? Nun weintest Du, nun grämtest Du Dich, nun behauptetest Du, Du müßtest sterben im fremden Lande, nun sehntest Du Dich heimwärts zu Deinen Aeltern — o wahrhaftig, wenn in diesem Augenblick alles Geld, das ich im Gürtel trage, sich für mich in eitel schwarze Kohlen verwandelte, es geschähe mir Recht, völlig Recht,

so dumm bin ich gewesen! Auszuwandern, wo es Einem so gut ging! das schöne Geschäft zu verkaufen, eben da es so recht in den Flor kam — Je nun," unterbrach er sich selbst und ein behagliches Lächeln spielte flüchtig um seinen Mund: „der Kaufschilling war nicht schlecht: aber ward mir auch die Zukunft mit bezahlt, der mögliche, der gewisse Erwerb? Nun ziehen wir heimwärts, wie die Bußfahrer, aus dem weiten lustigen Land in die finstre Thalschlucht, und ich, der ich aufrecht gestanden vor Kaufherren und Edelleuten, soll mich nun bücken vor Deinen Aeltern, und meine Zeit hinbringen, sie zu warten und etwa in den Schlaf zu schwätzen. — Indeß wer weiß —"

„Mann, Mann!" rief das Weib entsetzt, „vollende nicht! Ich weiß, was Du sagen willst — vollende nicht! O es ist wahr: wenn sie nicht mehr lebten! wenn sie hingegangen wären, unversöhnt, ohne Hoffnung, ohne Tochter, die ihnen die Augen zugedrückt, ohne daß sie unser Kind geherzt haben in Großältern-Freude" — Sie verstummte zitternd.

Joseph erschrak, er beugte sich nieder zu dem geliebten Weibe, und je länger er ihr ins Auge sah, je milder wurden seine Züge; er umschlang sie heftig, zog sie zu sich herauf, küßte ihr die Thränen vom Gesicht —

er war ängstlich und schmeichlerisch, wie Einer, der sein Unrecht will vergessen machen.

„Liebes Weib!" bat er: „Du weißt, ich bin oft ein eitler, wirrer Kauz; habe Geduld mit mir. Das Hocken im Thal, Jahre lang bei der Arbeit, hat mir das Blut dick gemacht in den Adern, — vergieb mir, liebes Weib!" —

Aber sie konnte den Thränen keinen Einhalt thun. „Nein, nein!" seufzte sie: „das hab' ich stets gefürchtet und nun kommt es, wie mein Herz es mir gesagt. Wir sind sündhafte Menschen, Joseph: — meinst Du,' Gott habe keine Züchtigung für uns? — Schau!" fuhr sie fort und sah sinnend um sich: „es ist dieselbe Gegend, derselbe Pfad, derselbe Stein, auf dem wir sitzen, wie damals. Fünf Jahre sind es: — Du warst ein schlanker Bursche, lieb und gut und rüstig; wir liebten uns, aber Du warst arm und meine Aeltern sind es auch. Unsere Liebe war ihnen eine Thorheit; sie drohten mir mit ihrem Fluche — bedenk' es wohl: mit ihrem Fluche, meine Aeltern! — Aber Du batest so süß, locktest so zärtlich — und ich ließ mich ja so gern verlocken! 's war ein lustiger Maienmorgen, die Luft warm und lind, die Thäler grün; — ich stand auf vor der Frühmette und schlich mich durch die Pforte: da standest Du und nahmst mich in Deinen Arm, und wir herzten uns und

küßten uns. Die Aeltern hatt' ich nicht geküßt, — ohne Abschiedkuß, ohne Händedruck fort, weit in die Welt! Und da rannten wir im Fluge, und ich hörte die Glocke läuten und dachte: Nun stehen die Aeltern auf und suchen dich und finden dich nicht und jammern! — dacht' es und fühlte — nichts. Ach, ich war ein sündhaftes Ding! Die Glocke tönte mir nach: Kehr' um! kehr' um! Ich verstand sie nicht, ich hing mich in Deinen Arm — und so wanderten wir hinein ins fremde Land, arm und bloß, nur im Herzen unsere Liebe und unsern leichten Muth! Ein reicher Mann hatte Mitleid mit Dir, Du wurdest Arbeiter in der Glasfabrik — ach, es war wohl eine trübe, schwere Zeit! Aber Du bist ein anstelliger Mann, die künstlichen Schleifereien, die aus Deiner Hand hervorgingen, wurden beliebt weit und breit; ich ließ es auch nicht fehlen, Tag und Nacht saß ich am Spinnrade. Und wie wir so treu aushielten und warteten in Geduld und ließen Muth und Arm nicht sinken, siehst Du, da wurd' es, da kam das Glück! da schenkte uns Gott dies Kind, da segnete er Deine Arbeit, da wurden wir wohlhabend" —

„Wohlhabend!" unterbrach sie Joseph, und ein seltsam unheimliches Feuer glühte in seinen Augen: „Ja, das sind wir, Anna! und es ist gut so, wie es nun gekommen ist. Ich habe Deinen Bitten nachgegeben, das

Geschäft drüben hab' ich verkauft, und nun ziehen wir nach Hause, Deine Aeltern mit uns auszusöhnen. Es ist sehr gut so. Sie sollen sich wundern, die alten Leute, und die Muhmen und Vettern, die ewig klugen, und all das Volk im Dorfe, wenn nun der verlaufene Joseph wiederkommt, reicher denn all die armen Schlucker und gewandt und witzig, wie sie hinter ihren Pfählen niemals werden. Sie sollen aufhorchen und Augen machen, was wir erzählen können von fremden Städten, wo wir gewesen sind, und von Kaufherren und Edelleuten, die alle meine Arbeit gekauft haben und gelobt. Ich will auch nicht die Hände in den Schooß legen," setzte er eifrig hinzu: „ich fange den Kram hier von Neuem an, — wir wollen noch reich werden, Anna! sehr reich!" —

„Nicht doch, Lieber!" bat Anna. „War denn Reichthum das Ziel, wonach wir strebten? war er die Hoffnung, für die ich lebte, liebte, litt, daß wir nun prunken wollen und Hoffart treiben mit diesen Gaben, die uns der Himmel ohne unsere Würdigkeit geliehen? War's nicht vielmehr das Bild meiner Aeltern, das mich wach erhielt am Spinnrocken weit über die Mitternacht hinaus, das mich vom Lager scheuchte früh mit dem ersten Hahnenschrei? Das war m e i n e Hoffnung — o Joseph!" rief sie mit Entzücken, alle Trauer war verschwunden, ihr Antlitz glänzte lieblich vor Freude: „komm! komm!

Wenige Stunden noch und ich liege in meines Vaters, in meiner Mutter Armen; ihre Hände, die sich abwandten in Fluch, sollen auf unserm Haupte ruhen in Segen — komm und laß uns eilen, Joseph!"

Das Kind war erwacht, und die kleinen Händchen aus dem Tuche hervorstreckend, schaute es die Mutter mit klaren, klugen Augen an. „Gelt, Schelmchen!" rief Anna und herzte den Knaben; „merkst den Großvater, mein Närrchen?" — Und hurtig, in der muntern Eile, mit der die Gewißheit eines nahen Glückes unsern Fuß beschwingt, zogen die Wanderer ihres Weges weiter. —

Aber schon war die Sonne gesunken und das Schneegewölk hatte sich von Norden her wie ein weiter, grauer Mantel über den ganzen Himmel hingelagert und fiel langsam in großen dichten Flocken nieder.

„Ein garstiges Wetter!" sagte Joseph. „Es thut nicht gut, bei solchem Schneetreiben Nachts im Gebirge sein; mach' geschwind, meine Liebe!" —

Aemsig schritten sie vorwärts. Aber immer dichter und dichter wirbelte der Schnee, ringsum war die Gegend weiß verhüllt, und ein erstarrend kalter Wind fuhr durch die Schlucht. Anna zitterte vor Frost, ihr Kind fest an sich ziehend, fragte sie oftmals: „Wie weit noch, Joseph?" —

Aber der ging tiefsinnig vor ihr und antwortete nur mit unverständlichem Gemurmel; das Herz war ihm beklommen. — Denn zu gut kannte der erfahrene Mann das Gefährliche eines Schneetreibens, die Tücke des Weges, das Gräßliche des Fehltritts zur Nachtzeit, mitten im Gebirge, zwischen Klippen und Klüften, von aller menschlichen Hilfe vereinsamt. „Eile Dich, eile Dich!" trieb er und schaute rechts und schaute links, daß er auch nicht den Weg verfehle, und horchte bang umher, ob keines Menschen Stimme zu vernehmen.

Aber der Schnee wirbelte und der Sturmwind sauste ohne Rast. —

Plötzlich stand Anna still: „Nun geht es nicht weiter," stöhnte sie: „Nun halt an, ein wenig nur, mein Fuß versagt" — „Um Jesus!" rief der Mann: „nur jetzt nicht, Anna! nur jetzt halte Dich aufrecht! Jede Minute vergrößert die Gefahr, jede Zögerung beschleunigt unser Verderben. Reich' her den Arm, komm!" —

Und riesenkräftig, mit raschem Schwunge, hob er die holde Last auf seine Schultern; sie schwankte wie eine welke Blume, mit beiden Händen hielt sie das Kind umklammert, ihre Locken flatterten im Sturm. Er aber, mit dem Stabe vor sich hertappend, schon bis ans Knie in den losen, feuchten Schnee versinkend, ging mühsam vorwärts.

Kein Sternchen schien; in weiter Ferne hörten sie Glocken schlagen.

Das Kind wimmerte und schrie; Anna war starr vor Kälte und Bangigkeit. „O, Lieber!" seufzte sie: „ich bin so müde; sind wir denn noch nicht heim?" — „Bald, bald!" tröstete Joseph und mußte erschöpft stille stehen. „nur noch eine Stunde Geduld!" — „Ach," sagte sie, „ich will ja gern geduldig sein; — denn siehst Du, nun sitzen die Aeltern vor dem großen schwarzen Ofen und blinzeln in die Glut und denken an ihre lang verlorene Tochter und grämen sich. Uud siehst Du, Joseph? wenn sie sich dann satt geweint und schon den Abendsegen lesen und nun ins Bett steigen wollen, — dann geht die Thür auf, nicht wahr? und wir treten ein und sie küssen uns und küssen ihren Enkel, und dann ist es Friede und Freude ewiglich." Und so lallte sie fort, halb schon vom Schlummer überwältigt. —

Aber dem Mann erbebte das innerste Herz; eine furchtbare Ahnung quälte ihn, und er vermochte es nicht, sie los zu werden, Plötzlich stand er still und setzte sein Weib leise neben sich. „Nun," sagte sie, „sind wir zu Haus?" — „Bald!" antwortete er mit gepreßter Stimme: „Aber jetzt, Anna, warte hier — ich muß voran — wir haben uns verirrt." —

Anna fuhr empor: „Verirrt!“ kreischte sie furchtbar: „verirrt! einsam! todt!“ —

Es brach dem Manne das Herz; mit schwimmenden Augen schaute er um sich. — Sie standen bei einem Felsblock, dessen hohe Wölbung eine Höhle bildete, welche nothdürftigen Schutz gegen den Grimm des Unwetters zu versprechen schien. Dorthin wollte er sein Weib geleiten. Aber sich fest an ihn klammernd, widerstand sie. „Wohin willst Du?“ rief sie: „O, und der Tod ist so bitter! Nun hat meine Ahnung nicht gelogen, nun ist es gekommen, wie ich Dir sagte: das ist Gottes Hand! — Nicht von der Stelle darfst Du, Du bleibst hier, — hier!“ rief sie mit schmelzender Stimme und ihre Thränen strömten: „bei mir, bei Deinem Weibe — wir sterben zusammen, Joseph!“ —

Joseph rang die Hände und blickte flehend gen Himmel; aber nur die kalten Schneeflocken fielen auf sein Angesicht und mischten sich zerschmelzend mit den Thränen des starken Mannes.

„Und unser Kind?“ sagte er bebend.

„Ach, unser Kind!“ lallte das unglückselige Weib: „unser schuldlos armes Kind!“ —

Sie riß das Tuch auf: der Kleine lag und schlief; aber die Händchen waren starr: „Er ist todt!“ sagte sie langsam und schlug das Tuch zusammen. „Nicht doch,“

sprach Joseph: „er athmet, er lebt. Um dieses Kindes willen, komm! Es wird ja noch Alles, Alles gut.“ — „Nimmer!“ murmelte Anna und wankte, von Joseph geführt, auf den nahen Felsen zu.

Es war eine hohe enge Schlucht; ein Granitblock erschwerte und vertheidigte zugleich den Eingang. Aber mit gewaltiger Anstrengung, die letzten Kräfte sammelnd, hob Joseph Weib und Kind hinüber. Die Höhle war warm und trocken. Sanft legte er seine süße Bürde nieder. „Hier bleib, meine Liebste!“ bat er: „hülle das Kind und Dich wohl ein; in wenigen Minuten, will's Gott, bin ich zurück. Bleibe wach, Anna! schlafe nicht, um Gott! Denk' an die Aeltern, an Dein Kind, an mich, Anna! und bete, bete zu den Heiligen!“ Glühend preßte er sie an sich: „Fort! fort!“ rief er und sprang zurück aus der Höhle.

Aber noch ein Mal kehrte er um: mit beiden Händen faßte er Anna's Haupt, und niedergebeugt, starrte er sie mit verzehrendem Auge an.

Lautlos ruhten sie Stirn an Stirn.

Und er riß sich los. Draußen wehte der Wind ihn kalt und grausig an. Er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. „Lebe wohl, lebe wohl!“ tönte Anna's Klageruf aus der Höhle nach. „Lebe wohl!“ rief er und rannte fort, gerad' hinein ins Schneegestöber und

den Sturm: es war ihm, als säh' er seine Lieben nimmer wieder. —

In Thränen zerschmelzend, kniete Anna nieder: ihr Kopfband war aufgelöst, und die von Schnee und Thränen feuchten Locken hüllten niederwallend das Kind an ihrem Busen. Ihre ganze Seele war ein einzig glühendes Gebet: sie flehte zur Himmelskönigin — nicht um sich, nur um ihr Kind und ihren Mann! Und sie wurde fröhlich und voll Zuversicht, als müßte sie erhört werden. —

Erschöpft sank sie nieder, ihre Sinne schwanden — und siehe! es war ihr, als säße sie in ihrer Aeltern Haus, und ihr Haupt ruhte auf ihres Vaters Schooß und die Mutter tändelte mit dem Kleinen und Joseph stand daneben und lächelte: und es däuchte ihnen Allen, als wären sie nie getrennt gewesen. —

Sie erwachte aus dem Traum; sie hörte den Schnee vom Felsendach rieseln, und horch! fernher aus dem Thale klang eine Glocke schaurig durch die Nacht — sie lauschte, der Athem stockte ihr: — es war die Todtenglocke. Sie faßte nach ihrem Kind — es athmete nicht mehr. Sie dachte an Joseph, und es dünkte sie, als wäre der ja auch schon lange, lange todt. Und sie bog sich langsam zurück und zog den Leichnam ihres Kindes an sich und

faltete die Hände. Und der Schnee rieselte fort und die Todtenglocke klang, und in der Höhle war es ganz still. —

Wenige Tage darauf, da ein plötzlicher Regen den Schnee wegspülte, fanden die Gebirgsleute Anna's und ihres Kindes Leichen. Joseph's Leichnam ward eine Viertelstunde davon, nahe beim Dorf, gefunden; er war in eine Kluft gestürzt und zerschmettert: — der schwarze silbergestickte Gurt war zerrissen, die blanken Geldstücke lagen ausgestreut über der Leiche.

In jener selben Nacht waren Anna's Aeltern im Dorf begraben worden. —

Der Felsen, wo Anna starb, heißt noch heute der Mädelstein.

Halle,

Druck von Fr. W. v. Colbatzky.

Bayerische Staatsbibliothek München

Norddeutsches Jahrbuch
für
Poesie und Prosa.

Mit Beiträgen
von
K. Beck, J. Blau, J. P. Eckermann, Em. Geibel, Ad. Harnisch, A. Hesse, Hoffmann von Fallersleben, Fr. L. Jahn, K. Julius, J. Kerner, Theob. Kerner, G. Kinkel, Krug v. Nidda, K. A. Mayer, E. Mörike, H. Ottenheimer, A. Peters, H. Pröhle, R. E. Prutz, H. Rollett, Fr. Saß, H. Schiff, G. Schwetschke, L. Storch, T. Ullrich und O. L. B. Wolff.

Herausgegeben
von
Heinrich Pröhle.

1847. 8. 1⅔ Thlr.

Der Verleger hat hierbei nur zu wiederholen, was ein Correspondent aus Berlin im Danziger Dampfboot Nr. 101 unter Anderm über das Erscheinen obigen Jahrbuches sagt: „Das Taschenbuch wird übrigens weder nach dem Ruhme unserer Volks- noch nach dem unserer socialen Literatur streben, sondern bei seinen Lesern und zu seiner Beurtheilung ein ganz freies poetisches Interesse in Anspruch nehmen. — Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß das Publikum diesem neuen Vertreter der freien, productiven Literatur eine warme, lebendige Theilnahme zuwenden werde." —

H. Heinri

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Prutz, Robert Eduard,

Kleine Schriften zur Politik und Literatur

Bd.: 1

Merseburg 1847

Var. 363 hm-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10135694-9